Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/katholische0000drbh

Die

katholische Kirche

und

die modernen Staatsmänner.

Ein ultramontanes Vergißmeinnicht, gepflückt
und in ein Sträußchen gebunden

von

Dr. Philalethes Freimuth.

#1938
235.25
F865
Property of
CBF
Please return to
Graduate Theological
Union Library
THEOLOGICAL
LIBRARY
O.F.M.
SANTA BARBARA
NO. 18653

Luxemburg.
Druck und Verlag von Peter Brück.
1874.

OAKLAND

Dem freundlichen Leser einen herzlichen Gruß.

Ein interessantes Unternehmen beschäftigt schon Jahre lang die großen modernen Parteien, ich meine die Theilung der Zukunft. Jede will diese so getheilt wissen, daß ihr die Zukunft wo möglich ganz, wenn nicht, doch der Löwenantheil davon zufalle. Ueber eine competente Theilungscommission hat man sich aber bis jetzt noch nicht einigen können; darum schreien alle diese Parteien, wie streitsüchtige Erben um eines Todten Hinterlassenschaft, unversöhnlich durcheinander: uns gehört die Zukunft! — Am lautesten schrieen es bisher die sogenannten Liberalen, im deutschen Kaiserreich auch Nationalliberale geheißen: uns gehört die Zukunft; bei den Socialdemokraten und Internationalen hallt aber jetzt der Ruf in tausendstimmigem Echo zurück: uns gehört die Zukunft. Daneben regen sich, seitdem der wiedergewählte Präsident der nordamerikanischen Union der ganzen alten Welt eine republikanische Zukunft prophezeite, auch die sogenannten Republikaner wieder und schreien mit den Andern um die Wette: uns gehört die Zukunft. Jener französische „Bruder in Beelsebub" aber hat insofern klar gesehen, als er meinte: „Wem die Jugend gehört, dem gehört die Zukunft." Daher sind denn alle diese modernen Parteien darüber her, die Jugend, die Kinder, an sich zu bringen und sie ihren rechtmäßigen und ersten Eigenthümern, unserm Herrgott, der Kirche und ihren Eltern mit Hilfe moderner Schul- und Kirchengesetze zu entreißen.

Bei dieser Theilung aber wird absichtlich wieder die größte — Partei will ich incorrekt sagen, übersehen und wo möglich auch übergangen, die Katholiken; denn diese möchte man gerne, wie überall, so auch hinsichtlich der Zukunft „todt theilen", d. h.

ihnen nichts geben. Und doch hat bezüglich der Zukunft keine Partei die Verheißung, wie sie die Katholiken besitzen: „die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Darum will ich es in das Gezänke der Parteien laut hineinrufen: den Katholiken gehört die Zukunft! Dieses ihr Recht auf die Zukunft wird aber freilich den Katholiken niemals vollständig werden, so lange der Staat, oder richtiger die moderne, religionslose Partei, die jetzt fast überall die Staatsgewalt in Händen hat, sich selbst für die einzige und letzte Quelle alles Rechtes hält und die Oberhoheit über die Kirche nicht blos beansprucht, sondern gewaltthätig und mit unerhörter Gewissenstyrannei ausübt. Darum thut Belehrung noth, um einerseits diese Grundsätze, womit man die gefährlichste aller Revolutionen, die Revolution gegen die „Staatsverfassung Gottes“ zu legitimiren sucht, wenn nicht gänzlich aus der Welt, so doch aus den Herzen aller wohlmeinenden, mitunter aber, namentlich hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, schlecht unterrichteter Christen hinauszuschaffen, andrerseits jenen, die sich zu diesen modernen Lehrsprüchen bekennen, zu zeigen, daß sie Irrsternen nachlaufen, die in's Verderben führen. Und diese Belehrung soll vorliegende Schrift bieten.

Auf den ersten Anblick aber könnte es scheinen, als komme nun doch diese Schrift zu spät; denn sie hebt an mit der Rede, die der deutsche Reichskanzler am 10. März letzten Jahres im Berliner Landtag gehalten, um den Katholiken seine Meinung über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche kundzugeben. Das ist aber heutzutage, wo selbst die Weltgeschichte per Schnellzug fährt, eine lange Zeit, und was am 10. März 1873 zu Berlin geredet und verhandelt wurde, ist bereits eine veraltete Sache. Wozu also noch nachträglich diese Schrift über einen preußischen Landtagshandel, der wohl am 10. März eine Rarität gewesen sein mag, jetzt aber nur mehr antiquarischen Werth hat? Da will ich nun aber gleich bemerken, daß die Rede des Fürsten Bismarck wohl den Anlaß zu dieser Schrift bot, nicht aber ihren Inhalt bildet; dieser besteht vielmehr in einer zeitgemäßen Antwort auf die alte wichtige Frage: welches ist das gottgewollte Verhältniß zwischen Staat und Kirche? Ich sage: in einer zeitgemäßen Antwort, wie sie nämlich für die Gegenwart paßt, deren Signatur auf dem Gebiete des Geistes die Confusion ist, absichtlich gehegt und gepflegt von eigens hiezu

bestellten literarischen und publicistischen Falschmünzerbanden, die, namentlich im deutschen Reiche, jetzt zahlreiche Etablissements besitzen, um den Leuten in die Confusion hineinzuhelfen und dafür zu sorgen, daß sie aus der Confusion nicht wieder herauskommen. Dabei ist aber, wenn es heute noch Etwas zum Verwundern gäbe, eins in der That verwunderlich, nämlich die Arroganz, womit diese Falschmünzer uns Katholiken zumuthen, ihre modernen Waaren, nämlich alle ihre verrückten Gedanken, die sie zu Markte bringen, ihnen unbesehen und vollgiltig als echtes Gold abzunehmen, und wofern wir das nicht freiwillig thun, sie mittelst Zwangscours von Seite der ihnen zu Diensten stehenden Staatsgewalt bei uns in Umlauf setzen, um sie uns aufzuzwingen, obwohl wir kein Bedürfniß darnach haben. Und so sind wir denn richtig auf dem Punkte angelangt, wo wir einander nicht nur nicht mehr *verstehen*, sondern nicht mehr verstehen *wollen*. Das ist aber in allen wichtigen Fragen vom Uebel, am übelsten jedoch in der Frage, wie Staat und Kirche zu einander stehen. Für diejenigen, die im deutschen Reiche wohnen, bedarf dies keines Beweises. Die modernen Berliner Staatskirchengesetze und die Debatten darüber haben es klar bewiesen. Darum soll die Antwort, die diese Schrift auf die genannte Frage gibt, soviel als möglich *klären*, und das nenne ich an ihr zeitgemäß.

Es wäre aber nicht allweg weise gehandelt, die Antwort auf jene welthistorische Frage nur für die Gegenwart zu geben; nein, ich gab mir alle Mühe, sie so einzurichten, daß sie für alle Zeiten paßt und soviel als möglich *bleibenden* Werth behält: ich habe sie nämlich auf die *Wahrheit* basirt. Die Wahrheit aber *veraltet nicht*. Darum glaube ich auch, daß diese Schrift noch nicht zu spät kommt. Zwar ist heutzutage jedes Wort der Wahrheit ein Ruf in die Wüste, und wo sie vor Menschen auftritt, muß sie darauf gefaßt sein, gekreuzigt zu werden. Der Grund liegt auf der Hand: am allerwenigsten will sich das *böse Gewissen* eine Ruhestörung gefallen lassen. Diese aber, die Ruhestörung böser Gewissen, gehört jetzt zu den Hauptpflichten der Wahrheit, denn an keinem Artikel auf dem Markte des Lebens herrscht jetzt so großer Vorrath, als an eingeschläferten bösen Gewissen. Kein Wunder also, daß sie, die Wahrheit, über dieser Pflichterfüllung befürchten muß, wegen Ruhestörung polizei-

lich verfolgt, gerichtlich belangt und zur Verbannung, zur Einkerkerung, jedenfalls zum Schweigen verurtheilt zu werden. Das kann und darf aber die Wahrheit so wenig beirren, ihre Mission zu erfüllen, als die Sonne in ihrem Segenslaufe sich von jenem thörichten Volke beirren läßt, das ihr alle Morgen beim Aufgange mit Steinen, Lanzen und Spießen entgegenläuft, um unter Schimpfen und Schreien nach ihr zu werfen. Denn sie, die Wahrheit, ist unter den Gottesmächten, die schützend und helfend mit der Menschheit durch die Geschichte gehen, die erste, und in ihr ist immer Heil, selbst dann, wenn sie wie schneidender Stahl und glühendes Eisen empfunden wird. Je frecher darum heutzutage öffentliche und private, autorisirte und nicht autorisirte Lügner die Wahrheit im Chore zu Boden schreien, je wüthender sie ein ganzes Heer von Lügen in allen Formen der Conjugation, im Präsens und Futurum, im Perfektum und Plusquamperfektum, im Indicativ und Conjunctiv, im Imperativ und Optativ auf sie loshetzen, wo immer sie sich zeigt, um so unerschrockener, um so rücksichtsloser muß man sie aussprechen: denn die Wahrheit hat ein Recht, von allen Menschen, auch von Staatsministern, Reichskanzlern, Königen und Kaisern gehört zu werden. Vorliegende Schrift sucht aber gerade dieses Recht der Wahrheit in einer wichtigen Frage nach besten Kräften zur Geltung zu bringen; darum gibt sich der Verfasser der Hoffnung hin, daß die Schrift Vielen ebenso willkommen, als Andern unwillkommen ist.

Aber wird man sich die nöthige Zeit dazu nehmen, das Buch zu lesen? Die Zeiten sind jetzt so schnell, sagt ein geistvoller Schriftsteller, und die Menschen so eilig. Seitdem sie Welttheile im Fluge durchreisen, nehmen sie sich zu nichts mehr Zeit. Sie lesen kein Buch und keine Abhandlung mehr, nur noch einen kurzen Artikel in der Zeitung und geschäftliche Annoncen. Wie von einer Hauptstadt zur andern, so wollen sie von einem Hauptgedanken zum andern übersetzen; das, was dazwischen liegt, wenn gleich nothwendiger Verbindungsweg, wird kaum mehr beachtet. Alles wird als Geschäftssache behandelt und so kurz als möglich abgemacht, besonders dann, wenn es materiell nicht sehr lucrativ erscheint. Schiller sagt:

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus!

Das Unglück ist aber, daß die Menschen heutzutage so viel haben, und so wenig oder gar nichts sind. Darum taugen sie höchstens zu geistigen Kaufleuten, machen in Wissenschaft und geistigen Dingen gerade so gern Geschäfte, wie in Ellenzeug und Colonialwaaren, und werden immer reicher und — unbedeutender. Man kann manches ihnen abnehmen und bezahlen, aber wer noch etwas ist, wird sich um keinen Preis auf den Seelentausch einlassen. Er könnte etwas Schreckliches, jedenfalls aber eine Krämerseele eintauschen. In solcher Zeitläufte ist nun freilich nichts so unnütz, als dicke Bücher und lange Abhandlungen dem Publikum zu präsentiren: es wird sie nicht lesen. Darum sucht man seit geraumer Zeit, um die Gedanken haften zu machen, dieselben wie Pfeile zuzuspitzen und vom Bogen den Geistern zuzuschnellen. Diese Operation hat nun das gegen sich, daß sie sehr zur „modernen Verſimpelung" der Gesellschaft beiträgt und was an den Geistern ohnehin schon krankhaft ist, noch kränker macht. Darum suchte der Verfasser, ein abgesagter Feind aller Langweile auch in wissenschaftlichen Dingen, seine Schrift, soviel als thunlich war, geistesfrisch und anziehend zu machen, aber er konnte sich nicht dazu verstehen, bei der Besprechung einer so wichtigen Zeitfrage, wie die vorliegende ist, der modernen Krankhaftigkeit im Lesen, Schreiben und Studieren Rechnung zu tragen. Er hat die Sache ausführlich behandelt, doch so, daß der Leser auf jeder Seite eine Pause machen und ausruhen kann.

Ist aber nicht des Verfassers Schreibweise ein Stein gerechten Anstoßes? Er hat schon mehrmals so etwas wie Tadel in dieser Hinsicht vernommen, ohne jedoch einen stichhaltigen Beweis dafür zu erhalten. Nun kommt in der That viel auf den Styl an, um einer Schrift Eingang und Beifall zu verschaffen. Es würde darum dem Verfasser herzlich leid thun, wenn sein Styl in der That den Vorwurf verdiente, den einige Herren Kritiker auf ihn häuften; denn hier läßt sich nicht so leicht helfen, als mancher meint: „der Styl ist der Mann ſelbſt", und den zu ändern, d. h. zu ändern was man ist, geht manchmal ungeheuer schwer. Ich erlaube mir daher bezüglich der Schreibweise eine Bemerkung zu machen. Ein scharfsinniger Kopf äußerte über die Weihnachtsbäume einmal folgende Gedanken: Weihnachtsbäume, welch rührendes, melancholisches Sinnbild! Herausgeschnitten aus

der mütterlichen Erde, aber noch mit dem Safte derselben in Zweigen und Nadeln; wie wirkliches Naturleben grünend, daneben vergoldet, behangen mit Staat und Glast, mit fremden Früchten und Zuckerwerk, die Kinder zu erfreuen; dazwischen eine Menge von Lichterchen, von den großen Kindern zum Frommen der Kleinen angezündet, damit diese keinen Flitter und kein Zuckerplätzchen übersehen; Summe von dem Allen kurze lebhafte Freude und — verdorbener Magen. Was sind denn aber oft ganze Menschen, ganze, große, schöne, blendende, gefeierte Geister, ganze Literaturen, ganze Wissenschafts- und Kunstweisen, ganze Erziehungs- und Regierungssysteme? — weiter nichts als Weihnachtsbäume, aus dem Urwalde des christlichen Lebens und der christlichen Weltempfindung gegen den katholischen Brauch, der den Weihnachtsbaum nicht als katholisches, sondern als protestantisches Gewächs anerkennt, ausgerissen oder vielmehr abgeschnitten, damit man nichts von der heiligen Wurzel zu schmecken bekomme, noch frisch und grün anzusehen, aber um und um mit glitzernden, süßschmeckenden Dingen behangen, die nicht ihres Triebes sind, und mit fremdartigem Geleuchte besteckt, Unmündige zu locken, zu letzen, zu verderben. Kein Wunder also, daß das Kinderspiel damit nicht lange andauert: die Zweige welken, der Glast fällt herunter, die Lichter brennen aus und die Kinder — werden krank. Solch einem Weihnachtsbaume aber, der dem eigenen und fremden verdorbenen Geschmacke mit Zuckersachen, Lichterchen und sonstigen glitzernden Dingen in jeder Weise Rechnung trägt, gleicht der Styl, den heutzutage selbst noch viele Katholiken für den rechten halten; es sind alle jene, die in ihrer unaussprechlich aufopfernden Sorge für „Takt und Anstand" unter den katholischen Schriftstellern alltäglich in's Morgengebet den Herzenserguß einflechten: Gott wir danken dir, daß du uns zwei Achseln gegeben, um auf beiden Seiten Wasser tragen und es soviel als möglich allen Leuten recht machen zu können! es sind alle jene, die in dem heutigen Streite immer noch das Versuche machen mit Transaktionen, Concessionen, Anerbietungen, Vermittlungen, Halbheiten, Abschlagszahlungen, muthvollen Toasten, devoten Adressen und dergleichen Erbärmlichkeiten für die beste Kampfesweise halten und unsere katholischen Streiter immer nur mit Charfreitagsrätschen und hölzernen Kinderäbel ausgerüstet wissen wollen; alle jene, die jedesmal in physische und moralische Ohnmacht fallen und

vor Entrüstung außer sich gerathen, so oft sie in einem katholischen Blatt oder Buch einen treffenden biderben Ausdruck lesen. Ich am allerwenigsten will unsere große, heilige katholische Sache auf eine gemeine, unwürdige Weise vertheidigt und entweiht wissen. Aber den katholischen Schriftstellern in dieser rohen Dreschflegelzeit, — denn das ist sie trotz des Humanitätsfirniß, womit man sie überglast, — den Fliegenwedel als Streitaxt anrathen und sie all die Kolben- und Keulenschläge, womit man uns traktirt, mit Strohhalmen abwehren heißen, das ist doch eine gar zu lächerliche Zumuthung. Man muß immer wieder auf die bekannten Verse zurückkommen:

Es hat die Lüge weit und breit
In dem heraufbeschwornen Streit
Mit Prügel dreingeschlagen;
Soll nun die Wahrheit feig und flau
Wie eine gekränkte schwache Frau
Nur immer gezuckerte Worte sagen?

Ich finde es daher ebenso anmaßend als lächerlich und geistesarm, auf katholischer Seite jede zeitgemäße literarische Erscheinung immer und immer wieder mit der stabilen Phrase abzuthun: Wir sind mit der Sache einverstanden und geben dies und das gerne zu, aber „die Kampfesweise des Verfassers halten wir doch weder für erfolgreich, noch für heilsam, noch für richtig". Wer hat denn Euch dazu legitimirt, als Richter über alle katholischen Schriftsteller zu Gericht zu sitzen und sie und Alles, was sie zu Tage fördern, rundweg zu verurtheilen, wenn es Euren Ansichten nicht zusagt? Wo habt Ihr denn bewiesen, daß Ihr die richtigen Ansichten über Schreib- und Kampfesweise besitzet? Auf dem ordinären Rechtsgang verhandelt ein zahlreich besetztes Collegial- und Schwurgericht oft Stunden und Tage lang über einen kurzen Zeitungsartikel, ehe es sein Schuldig oder Unschuldig ausspricht. Dieser und jener katholische Kritiker aber hält solch einen Aufwand und gerichtlichen Apparat sammt seinen Rechtsformen für ganz unnöthig und spricht sein Schuldig vor aller Welt aus, oft ohne auch nur von der Schrift, die er verurtheilt, Kenntniß zu nehmen. Das heißt denn doch ein unehrliches Spiel mit den katholischen Kämpfern treiben. Wer sich auf publicistischem Gebiete nur ein wenig versucht hat, wird gewiß die Erfahrung gemacht haben, daß nirgends so leicht Versehen vorkommen als hier, wo

Alles — Stückwerk ist. Man möge also einmal zugestehen, daß die leidige Kritisirsucht, wie sie bei uns Katholiken jetzt vielfach gäng und gäbe ist, im Hochmuth ihren Grund hat und so wenig als möglich beachtet zu werden verdient. Denn es ist traurig, wenn sogenannte wohlwollende Menschen, sagt ein geistreicher Gewährsmann, Dinge, Geschäfte und Aemter übernehmen, denen sie nach ihren Kräften und Talenten nicht gewachsen sind: wir sagen, sogenannte wohlwollende Menschen; denn es fehlt dem guten Willen in diesem Falle doch die Hauptsache, die Demuth, und zwar in nicht geringem Maße. Nun bitte ich Einen, mir zu sagen, wo und wann jene, die an den katholischen Schriftstellern dermalen das Schlächtergeschäft der Kritik üben, den Beweis geliefert, daß sie nicht zu diesen sogenannten wohlwollenden Menschen ohne Demuth gehören.

In jedem Streite gibt es in der Wahl der Waffen, sagt einmal Görres, in ihrer Führung, im Verhalten der Streitenden gewisse Gesetze der Ehre und des Anstandes; Vorschriften stillschweigender Uebereinkunft, instinktartige Aeußerungen einer edlen, ritterlichen Gesinnung, die jeder, der nicht zum Troße gehört, zu hüten weiß, und die er zu verletzen sich wohl vorsieht. Sieht man dann aber bei unsern Gegnern von dem Allen auch nur eine Spur? Ist der Kampf nicht ein wahrer Bauernkrieg, wo die Ungeschlachtheit, über jedes Maaß und jede ehrenhafte Selbstbeschränkung sich hinaussetzt, nach der ersten besten Waffe greift und damit auf uns Katholiken losschlägt? Wo gibt es irgend eine Gemeinheit, die man sich gegen uns nicht in Schrift und Bild gestattet? wo liegt im Pfuhle der Zeit ein alter Unrath vergraben, den man nicht wieder ausscharrt und als Bollwerk gegen uns aufstellt, um dahinter hervor Alles, was uns heilig ist, mit Koth zu bewerfen? Wo ist eine Invektive, deren man sich enthält, wenn es scheint, daß sie auf einige Augenblicke einen Schein des Vortheils gewähre? wo eine Verläumdung, wenn auch noch so schmutzig und infam, deren man sich scheut, wenn es gilt, uns eins anzuhängen? Wo eine Lüge, wenn auch noch so plump, deren man sich, selbst in den höchsten Kreisen, nicht bedient, wenn zu erwarten steht, daß sie den Katholiken irgend einen Schaden bringt? Wenn daher die Verfechter der katholischen Sache, in gerechter Entrüstung über so niederträchtige Kampfesweise, auch einmal mit wuchtigen

Schlägen dreinfahren, ist es da nicht unerträglich, wenn unsere katholischen „Moderados und Justemilieu-Männer" immer weit ärger schreien, als die getroffenen Gegner? das Heulen über die „Wuthausbrüche der ultramontanen Presse" könnten diese Katholiken füglich unsern Feinde überlassen und sich bei der Pflege des Schlafmützenthum's vollständig ruhig verhalten. Denn es ist nun einmal, Gott sei Dank, Täuschung, immer noch zu wähnen, es ließe sich in Gottes Namen am Ende doch noch ein modus vivendi mit dem Teufel selber finden, und darum ist es auch Thorheit, uns immer wieder die bekannte Vorsicht anzurathen, es nicht mit unserm Herrgott, aber ja auch nicht mit dem Teufel zu verderben. Abgesehen davon, daß solche Hoffnungen für Katholiken unwürdig sind, ist eine Transaktion mit dem Fürsten der Finsterniß und seinem Anhang auch gefährlich: denn der Teufel macht keine, aber er verlangt immer Concessionen:

Der Teufel ist ein Egoist
Und thut nicht leicht um Gottes Willen,
Was einem Andern nützlich ist.

Solche Operationen aber, die uns gefährlich werden können, sollten wir doch in unserm eigenen Interesse unterlassen. Darum bleibe ich bei meiner alten Ansicht: nach dem Vorbild unsrer heiligen Vorfahren, die lieber für ihre große Sache standhaft und freudig starben, als daß sie zu Ungunsten der katholischen Wahrheit und Freiheit mit der Lüge und Gewalt transigirten, — keine Transaktionen, keine Concessionen, sondern die Wahrheit immer und überall, ob genehm oder unangenehm, und zwar für unsere Zeit die Wahrheit — „scharf und schroff und unversüßt".

In Chamisso's „Schlehmihl" tritt ein wunderlicher Gast mit einem unheimlichen Rocksack auf; er holt aus diesem Rocksack zuerst eine Brieftasche mit englischem Pflaster heraus, dann ein langes Fernrohr, hernach einen großen türkischen Teppich, ferner ein hübsches Luftzelt mit Stangen, Latten, Borden, Schnüren und Eisenwerk, endlich läßt er gar noch aus diesem Rocksack drei große gesattelte Rappen herausgaloppiren. Solche Dinge finden doch aber, so lange es auf natürliche Weise hergeht, in einem Rocksack kein Unterkommen; wie groß müßte denn sonst dieser sein! Daher kommt man ganz von selbst auf den Verdacht, der wunderliche Geselle mit seinem unheimlichen Rocksack sei der leibhaftige Gott-

seibeiuns gewesen. Noch unheimlicher und unerschöpflicher aber, als dieser gespensterhafte Rocksack, ist das Arsenal, woraus die Feinde unsrer katholischen Kirche jetzt ihre Waffenstücke und Wurfgeschosse hervorholen. Immer winden sich neue Lügen, neue Gemeinheiten, neue Verleumdungen, neue Gehässigkeiten, neue Ehrabschneidungen bandwurmartig aus diesem Höllenmagazin gegen die Katholiken heraus, um die frivole Menge auf einige Augenblicke zu füttern, und Leben und Geschichte nachhaltig zu vergiften. Selbst der deutsche Reichskanzler hat sich wiederholt seinen Bedarf von Anschuldigungen gegen uns aus diesem Arsenale geholt, und es war keine gewöhnliche Bosheit, die er am 16. Mai im Berliner Reichstag an uns beging, als er mit seinem bekannten „gewiegten Diplomaten" wieder daherkam und dessen „Bericht" mit beigegebenen Erklärungen zum Besten gab, worin wir und unsere irländischen Glaubensbrüder in folgender schnöder, die Protestanten aufreizender Weise vor aller Welt verleumdet wurden: „Wenngleich die ultramontane Presse nicht ganz so weit geht wie die radicalen Blätter, und nicht geradezu offenen Aufruhr predigt, so ist ihr Verhalten auf der anderen Seite für die Wohlfahrt des Landes um so verderblicher. Die Leiter der Ultramontanen wissen sehr gut, daß eine offene Schilderhebung im gegenwärtigen Augenblicke zu keinem anderen Resultate führen kann, als zu einer vollständigen Niederlage der Aufständischen, in deren Folge eine Reaction und eine Beschränkung der ultramontanen Parteien, falls diese am Aufstand betheiligt gewesen, zu erwarten sein dürfte. Noch weniger als offener Aufruhr, paßt ihnen aber eine Versöhnung der Parteien, Beruhigung des Volkes und eine friedfertige Lösung der irischen Frage. Die Organe der Ultramontanen, während sie sich womöglich innerhalb der Grenzen des Gesetzes halten, schüren deßhalb unaufhörlich im Volke, reizen zur Animosität gegen den protestantischen Theil der Bevölkerung —" das ist nun leider auch im Elsaß, noch mehr aber im diesseitigen Lothringen der Fall gewesen, daß gegen die protestantischen Mitbürger besonders aufgereizt wird — „suchen die Achtung vor dem Gesetz und die Autorität der Obrigkeit zu untergraben und indem sie anscheinend zur Ruhe und mit Märtyrermiene zur christlichen Duldung der Unbilden ermahnen, schüren sie, befördern Unzufriedenheit und Zwietracht im Volk und suchen

durch Entstellung von Thatsachen, Verdrehung und Uebertreibung die alten Wunden offen, Haß und Verachtung gegen die Regierung rege zu halten. Während sie so das arme Volk in Erregung erhalten, haben sie, unbekümmert um des Volkes Wohl, nur das einzige Ziel, Roms Allmacht, im Auge — suchen sich der Regierung unentbehrlich zu machen —" das ist nun bei uns nicht der Fall; aber in früheren Stadien der Verhandlungen wurde dies Mittel wohl nicht ohne Erfolg benutzt, um der Regierung Concessionen abzugewinnen — „und ihren Einfluß, ohne der Regierung solide Vortheile zu gewähren, so theuer wie möglich gegen Concessionen zu Gunsten der Kirche zu verkaufen. Gegenwärtig suchen die ultramontanen Organe das Vertrauen des Volkes in die Gerechtigkeit der Richter zu erschüttern, und unterstützen nach Kräften die neue „Home-Rule-Bewegung", die bekanntlich auf Trennung Irlands von England hinausgeht." So der Reichskanzler.

Daher trifft in dem modernen Streite gegen die Katholiken Wort für Wort zu, was Görres schon im Jahre 1826 schrieb: „Die Menschen können über ganz entgegengesetzte Grundsätze mit gleicher Aufrichtigkeit von beiden Seiten streiten, und im Streite der Meinungen kann es bei der Schwäche der menschlichen Natur oft zweifelhaft bleiben, auf welcher Seite die Wahrheit sei. Aber eines kann nicht trügen, noch das Urtheil irre leiten; seht ihr die eine der Parteien unbedenklich zur Lüge, als einer Waffe des Streites greifen, und so oft eine dieser Waffen durch die Macht der Wahrheit zu Schanden wird, schamlos wieder eine neue schmieden, oder eine früher geschmiedete ganz gleicher Art nochmals aus dem Winkel ziehen; bemerkt ihr, daß der streitenden Partei kein Mittel zu schlecht, keine Verläumdung zu bedenklich, keine Verdrehung zu boshaft ist, wenn dieselbe auch nur einen vorübergehenden Vortheil gewähren will, obgleich später eine um so größere Niederlage erfolgt; gewahrt ihr, daß, hundertmal über gewisse Thatsachen bedeutet, sie doch immer auf der alten vorgefaßten Meinung verharrt, und wenn dieses oder jenes ihrer Organe eines solchen Irrthums zum Schweigen gebracht ist, immer wieder andere sendet, so daß der Hydra des Truges polypenartig aus jedem abgehauenen Halse zehn andere Köpfe sprossen; überzeugt ihr euch also, daß sie im Streite nicht die Wahrheit sucht, sondern diese vielmehr von sich abzuwehren bemüht ist: dann könnt

ihr sicher sein, daß der Teufel auf dieser Seite streitet, und alle, die so schlechter, nichtswürdiger Mittel sich bedienen, und zwar der Lüge und Verläumdung sich bedienen, als ob sie ein erlaubtes Mittel des Streites sei, bewußt oder unbewußt in des Teufels Dienste stehen und seinem Anhang angehören."

In solch dämonischem Kampfe aber, wo der leibhaftige Teufel alle seine Magazine unsern Gegnern zur Verfügung gestellt, gibt es keine größere Täuschung als die, zu wähnen, mit Rücksichten auf Styl und Ausdrucksweise könne unserer Sache noch gedient werden, gegen die man im feindlichen Lager die alte, infernale Losung ausgegeben: „Écrasez l'infâme!" Schreibet so höflich und zierlich Ihr wollt, sobald Ihr Euch entschieden für die katholische Kirche und ihre Lehren und Rechte erklärt, von diesem Augenblick an werdet Ihr als roh, culturfeindlich, staatsgefährlich verschrieen und geächtet und darnach behandelt werden, und wem es Vergnügen macht, hierüber Beobachtungen anzustellen, wird sich bald überzeugen, daß die Kampfesweise der „Germania" und der „Kölner Volkszeitung" von den Gegnern nicht im mindesten für nobler, anstandsvoller und würdiger gehalten wird als z. B. die des so sehr verschrienen Münchener „Vaterlandes". Alle Täuschung bei Seite, Ihr müßt aufhören Katholiken zu sein, wenn Ihr bei unsern Gegnern in Gunst und Gnade kommen wollt. Habt Ihr das gethan, habt Ihr aufgehört, Katholiken zu sein, dann braucht Ihr Euch um eine würdevolle, noble, anständige „Kampfesweise" nicht im mindesten zu kümmern und bleibet doch in Gunst und Gnade. Ich aber bin trotz aller Auseinandersetzungen und Vorlesungen über die Nothwendigkeit einer „Kampfesweise voll Würde, Ruhe, Takt, Anstand und Gründlichkeit" bei den Katholiken bis zur Stunde noch derselben Ansicht, wie sie vor Kurzem eine geistreiche Stimme in den „Historisch-politischen Blättern" ausgesprochen: „Leuten gegenüber, welche durchaus nicht mehr belehrt und überführt sein wollen, sind alle Deduktionen und Argumente, auch noch so würdevoll und ruhig vorgebracht, verlorene Liebesmühe. Blos nackte Thatsachen, Entlarvung schuldbedeckter Persönlichkeiten, die Geißel der Satire üben noch Einfluß auf das immer dickhäutiger werdende Publikum." Daher hat der Verfasser auch in dieser Schrift seine frühere Kampfesweise ohne alle Gewissensscrupel beibehalten: man möge

sie scharf, manchmal schroff und rücksichtslos finden; aber gemein und der katholischen Sache unwürdig wird sie Niemand nennen können.*)

*) Dem Verfasser sind bezüglich seiner früheren Schriften, namentlich der letzten: „Das moderne Recht und die Katholiken", von vielen Seiten, besonders aus Norddeutschland, Oesterreich und der Schweiz, und von hochverehrten Männern so anerkennende Schreiben zugekommen, daß er nicht umhin kann, für die Ermuthigung und Aneiferung, die ihm durch so hervorragende und um die katholische Sache so verdiente Kämpfer zu Theil geworden, hier seinen herzlichsten Dank auszusprechen. Auch in der katholischen Presse fand namentlich die letzte Schrift eine für den Verfasser manchmal zu schmeichelhafte Besprechung. So sagte z. B. die „Augsburger Postzeitung" in Nr. 115 des letzten Jahrganges in einem längeren Artikel unter Anderm: „Die Verheißung ist unser und Gott weckt immer neue Streiter... Zu diesen zählt in neuester Zeit unbestritten Dr. Philalethes Freimuth, der mit gewaltigem Ernste, oft an die alten Propheten erinnernd, mit hinreißender Beredtsamkeit und mit wahrhaft genialem Scharfblick die trostlosen Zustände der Gegenwart schildert und die Uebel der Zeit fast anatomisch zergliedert..." Bei so glänzenden Vorbildern aber, wie sie eben als „boni milites Christi Jesu" die Schlachten Gottes schlagen, bereit, der katholischen Kirche jeden Athemzug, jeden irdischen Vortheil, jeden Pulsschlag des Herzens, jeden Augenblick des Lebens und wenn es sein müßte, jeden Tropfen ihres Blutes zum Opfer zu bringen, ist es nicht nur eine Freude, sondern auch eine Ehre, mitstreiten zu dürfen. Daher gibt der Verfasser hier gern die Versicherung ab, soviel es seine schwachen Kräfte gestatten, dem ehrenden Wunsche, „die nachhaltigste Ausdauer zu bewähren", mit aller Hingabe an die Sache Gottes und seiner Kirche auch fernerhin zu willfahren und wo man für Christus und seine Kirche kämpft, immer mit dabei zu sein unter dem Hochrufe: es lebe die katholische Kirche!

Neben diesen so ermuthigenden Zuschriften ist es mir aber, — und hier muß ich meine verehrten Leser, die nicht Freunde einer unerquicklichen Auseinandersetzung sind, bitten, mit der Lektüre dieser Anmerkung abzubrechen, — bisher leider nicht gelungen, das Wohlwollen des „Lit. Handweiser's" und seines Redakteur's Dr. Hülscamp, zu erwerben. Bei der fortdauernd übelwollenden Aufmerksamkeit, die dieser Herr fast allen meinen Schriften bis jetzt zugewendet, sah ich mich in meiner letzten Schrift veranlaßt, an einigen Beispielen, die ich leicht hätte vermehren können, zu zeigen, wie gewissenhaft dieser „katholische" Kritiker es mit seinem, an sich schon widrigen und undankbaren Geschäfte nimmt. Statt nun aber das ihm nachgewiesene schon so oft begangene Unrecht sich zu Herzen zu nehmen, nannte der gewandte „Kritiker" diesen Nachweis eine „lange Schmähung, in welcher sich Philalethes Freimuth an seiner Wenigkeit reibt," und stellte mir in Aussicht, daß er mich, so lange ich das Schreiben nicht aufgebe, nicht in Ruhe lassen werde. Ich habe daher auch keine Lust, mich um diesen Störenfried

fernerhin zu kümmern, zumal ich von ihm ein ehrliches, gewissenhaftes Gebahren nicht mehr erwarte, und sage nur noch dies, daß dieser Dr. Hülskamp dem geistlichen Stande angehört und deßhalb ebenso, wie ich, doppelt die Pflicht hat, ehrlich und gerecht zu sein. Ich habe schon für mehrere meiner Schriften von ihm Recht gefordert; er hat es mir aber bis zur Stunde noch nicht gewährt. Er kann es mir daher gewiß nicht übel nehmen, wenn ich mit besonderer Rücksicht auf seinen Stand und die heilige Handlung, die er täglich vornimmt, eine peinliche Erinnerung an diesen Herrn habe. — Es gibt eben Leute, die, wie es scheint, aus Abneigung gegen die Pflichten eines heiligen Berufes sich lieber raufen, vorab auf literarischem Gebiete, und aus dem langjährigen Betriebe dieser Beschäftigung sich selbst das Recht vindiciren, einem Jeden, der ihnen in den Weg kommt, unbesehen Eins hinzuschlagen: dafür hat dann der Gekränkte und Mißhandelte selbstverständlich die Pflicht, dem Schläger noch seinen verbindlichen Dank abzustatten. Unter diesen literarischen Raufern einen Kleriker schon Jahre lang die Hauptrolle spielen zu sehen, ist nachgerade doch zu arg. Ich rathe darum diesem Herrn seine schönen Talente mehr seinem geistlichen Berufe zuzuwenden und sein bisheriges weltliches Geschäft an den Nagel zu hängen.

Ich habe das Unglück, sagt einmal der alte Görres, daß ich an Dingen, die sonst die Menschen aufzuregen pflegen, mit Gleichgiltigkeit vorübergehe, dagegen von solchen, die Andere gleichgiltig lassen, auf's tiefste bewegt werde. Heutzutage ist es aber nicht einmal nothwendig, ein so genialer Geist zu sein, wie Görres einer war, um in die gleiche Lage zu kommen; das kann jetzt täglich einem Jeden begegnen, der sich noch etwas klaren Verstand, etwas freien Blick, etwas redlichen Sinn bewahrt. Einem solchen kann in der That nicht entgehen, wie heutzutage selbst jene, die sich berufen glauben, zum Gang der Weltgeschichte ein Wort mitzusprechen, dies über wichtige Dinge so leichtfertig und über leichtfertige Dinge so wichtig thun. Wenn darum der Verfasser, insoweit sein Gewissen es ihm gestattet, die genannten drei Stücke für sich beansprucht, und sich dann daraufhin jenen „Unglücklichen" beizählt, die von Dingen gleichgiltig gelassen werden, welche Andere jetzt aufregen, und wieder von Dingen auf's tiefste bewegt werden, die Andere heutzutage gleichgiltig lassen, so mögen ihm das seine verehrten Leser nicht als Eitelkeit deuten, zumal er die meisten von ihnen in diesem Unglück zu Leidensgefährten zu haben glaubt.

Eins von diesen Dingen aber, die den Verfasser auf's tiefste bewegt, während tausend Andere dabei gleichgiltig geblieben sein mögen, war die Rede des deutschen Reichskanzlers im preußischen Herrenhaus vom 10. März dieses Jahres, und zwar zunächst in dem Theile, wo der größte und kühnste aller „modernen Gründer" das Verhältniß der Kirche zum Staate besprach. Die katholischen Journalisten haben sich allerdings, ich läugne das nicht, alsogleich über die besagte Rede hergemacht und haben dem Reichskanzler die großartigen historischen Schnitzer, die er sich in seiner Rede zu Schulden kommen ließ, und die kolossalen lyrischen Sprünge und poetischen Licenzen, die er sich absichtlich oder unabsichtlich erlaubte, vorgerückt. Aber gerade das, was der Reichskanzler in jener Rede mit einer für uns Katholiken unge-

mein gefahrdrohenden, inneren Ueberzeugung von seinem modernen Standpunkte aus offen und deutlich ausgesprochen, haben die Katholiken in ihren Entgegnungen von ihrem katholischen Standpunkte aus auch diesmal zu thun — versäumt, und zwar auch diesmal wieder mit jener bekannten Scheu, als ob es für uns Katholiken geradezu eine Schande wäre, in diesem so wichtigen Stücke eben so offen und rücksichtslos — die Wahrheit herauszusagen, wie der deutsche Reichskanzler die Unwahrheit herausgesagt.*)

---

*) Ich will jedoch nicht so verstanden sein, als wolle ich unsern katholischen Redakteuren irgendwie Vorwürfe machen; im Gegentheil, ich will es hier zur Ehre der braven, muthvollen, durchgehends gewandten und reichbegabten Männer, die gegenwärtig in Deutschland die „ultramontane Presse" leiten und die fast alle schon hart und schwer gemaßregelt, Monate lang auf der Festung und im Gefängniß gesessen sind und ihren katholischen Freimuth mit Hunderten von Thalern — in Folge gerichtlicher Erkenntnisse besteuern mußten, constatiren, daß sie nach den „treuen Zeugen" der katholischen Centrumsfraktion die meisten Verdienste um die bedrängte Kirche in Deutschland sich erworben und auf den Dank aller Katholiken Anspruch haben. Dieser ist aber den wackern Streitern Gottes bisher freilich nicht so zu Theil geworden, wie es billigerweise hätte geschehen sollen; nein, sie wurden und werden noch vielfach im Stiche gelassen, bitter verletzt und schonungslos gekränkt, selbst von solcher Seite, auf der sie immer nur Anerkennung und Unterstützung finden sollten. Daher wäre es gewiß nicht zu verwundern, wenn unsere katholischen Journalisten bei so mancher bitteren Erfahrung, die sie nicht blos drüben, sondern auch hüben schon machen mußten, muthlos würden; dafür mag freilich nur der Gedanke trösten und stärken, daß Jener, dessen Schlachten sie schlagen, auch ihre Arbeiten zählt und auch ihren Lohn für den Tag der Vergeltung hinterlegt. An eins erlaube ich mir hier noch unsere talentvollen katholischen Redakteure zu erinnern, nämlich daran, daß es katholische Christenpflicht ist, nicht nur keine neue Erbitterung unter sich selbst zu veranlassen, sondern auch die alten zu vergessen; daß es katholische Christenpflicht ist, einander nicht nur nicht zu kränken, oder gar zu verleumden und zu verdächtigen, sondern zu schonen, einander zu verzeihen; daß es katholische Christenpflicht ist, nicht ewig scheinbare oder wirkliche Fehler einander öffentlich vorzuwerfen. Mögen doch unsere katholischen Redakteure, zumal da, wo es sich um sie selber handelt, nicht vergessen, daß — „der Mensch irrt, so lang er strebt", und daß der Irrende das Recht hat, sich zu bekehren, ja, daß die Bekehrung um so freudiger von uns Katholiken begrüßt werden muß, je größer die Verirrung gewesen ist. Mögen sie auch nicht vergessen, daß die Gabe, Blätter zu redigiren, verschieden ist, wie auch die Weise, seine Gedanken anzukleiden und in die Welt hinauszuschicken; der eine mag es thun im vornehmen, hohen Styl, der andere im friedliebenden, milderen Ton; der aber, der in der Sprache des Volkes zum Volke spricht

Denn während dieser in seiner Rede vom 10. März unumwunden erklärte, daß der Staat von unserm Herrgott ausschließlich das Patent bekommen habe, Recht und Freiheit zu verschleußen und je nach Belieben, wie Salz und Tabak zu monopolisiren, daß die Kirche demnach alles, was sie an Recht und Freiheit besitze, nur vom Staate und zwar nur lehensweise besitze und so fortan auch in alle Zukunft nur vom Staate und nur lehensweise zu besitzen habe, daß also der Staat als Nährvater und Brodherr über der Kirche stehe; während er all das als seine kirchenpolitische Ueberzeugung offen proklamirte: sind die Katholiken, vorab in Deutschland, schon seit Jahren ängstlich bemüht, die katholische Wahrheit über diesen wichtigen Punkt — zu verschweigen und zu vertuschen, und haben sich im vorliegenden Falle diese ängstliche Mühe richtig

---

und es hie und da sogar in rauhen, derben Worten thut, ist darum auch noch nicht zu tadeln, noch viel weniger zu „vernichten", wie auch jener noch lange nicht als „Hochverräther" zu denunziren ist, welcher am modernen deutschen Kaiserreich und seinen Männern so Manches — auszusetzen hat. Nur ein Ton und Styl von allen, die katholischen Journalisten gestattet sind, ist an ihnen unerträglich: die Langweile. Möge also dieser wohlgemeinte Rath von unsern katholischen Journalisten, die ja in der Vertheidigung der Rechte Gottes und der Hochhaltung der katholischen Fahne einig sind und einig sein müssen, gewürdigt und die christliche Liebe gegenseitig, mehr als bisher geschehen, von ihnen geübt werden. Vor einigen Jahren hatte der Generalstaatsprokurator Dupin von Paris die Gerichtsboten und Gerichtsvollzieher seines Bezirkes um sich versammelt und gerieth beim Abschied plötzlich in die Stimmung eines wohlmeinenden Pfarrers gegenüber seinen Pfarrkindern, in welcher er ihnen zurief: „Liebet selbst einander, denn die Welt liebt euch nicht!" Nun ist es freilich um die Ansprüche katholischer Journalisten auf die Liebe der Welt besser bestellt, als um jene der Gerichtsboten und huissiers: denn sie sagen doch der Welt die Wahrheit. Aber freilich, das ist es gerade, was die Welt heutzutage nicht mehr erträgt und sich von Niemanden gefallen läßt. Gehen darum auch die katholischen Redakteure und die Gerichtsvollzieher bezüglich der Berufspflichten weit auseinander, so kommen sie doch in dem Wahrspruche Dupin's überein: „die Welt liebt euch nicht!" — Und darum möchte ich als wohlmeinender Freund ihnen nicht im Scherze, sondern in vollem Ernste zurufen: „Liebet euch selbst einander!" Um so leichter aber, und ohne alle Gewissensscrupel können sie sich dann über die wohlfeilen Belehrungen hinwegsetzen, die ihnen von allen feigen, hinter hunderttausend Rücksichten verschanzten „geheimen Jüngern Jesu" über Takt, Anstand, Zweckmäßigkeit und sonstige Höflichkeitsformeln im Umgang mit dem modernen Zeitgeiste und „schönen Geschlechte" gehalten werden.

wiedergegeben. Das kommt uns Katholiken aber von Tag zu Tag immer theurer zu stehen, wofern wir nicht alle Rücksicht bei Seite setzen und zusammenhelfen, daß hier in diesem Stücke, ob der Staat über die Kirche oder die Kirche über den Staat sei, die Wahrheit einmal durchschlägt. Denn die Ueberzeugung des deutschen Reichskanzlers über das Verhältniß der Kirche zum Staate ist — Dank unsrer freimaurisch-protestantischen Universitätsbildung und der in Deutschland schon dreihundert Jahre alten Staatskirchenrechtstheorie — in den sogenannten „gebildeten Kreisen" allgemein verbreitet und als einzig zulässig anerkannt; sie bildet sogar den Fundamentalartikel im Glaubensbekenntniß aller modernen Beamten. Denn Derjenige, der sich zu dieser Ueberzeugung nicht bekennt, mag lange hoffen, bis sein Avancement kommt, bis Fürst Bismarck ihm an der modernen Staatsmaschine etwas zu drehen oder zu drücken gibt. Das bedeutet aber für uns Katholiken ungemein viel. Wir Katholiken können es am allerwenigsten Jemanden übel nehmen, wenn er — seiner Ueberzeugung gemäß handelt. Mit allen modernen Kirchengesetzen aber, wie wir sie bereits von Berlin her haben und noch bekommen, hat Fürst Bismarck mit seinen diensteifrigen Handlangern, die ihm in seiner zu Berlin etablirten Reichsgesetzefabrik seine Arbeit sogar ohne Taglohn, diätenlos thun und wenn sie so nicht wollen, thun müssen, weiter nichts gethan als consequent nach seiner Ueberzeugung gehandelt, die er in seiner Rede am 10. März ausgesprochen. Wenn darum diese Ueberzeugung, die so ziemlich alle Staatsmänner, seitdem die Kirche steht und mit ihnen zu thun bekam, bald mit einer mala, bald sogar mit einer bona fides sich angeeignet, wahr wäre, so hätten wir Katholiken gar kein Recht mehr, uns über die modernen Gesetze zu beklagen, und wofern wir mit unsern Klagen, wie bisher, fortmachten, verständen wir uns auf unsern Vortheil lange nicht so gut, als die Kalmucken auf den ihrigen. Die Regierung dieses Volkes, welches mit Rauben, Stehlen und ähnlichen Zweigen seiner einheimischen Landesindustrie so viel beschäftigt ist, daß es zu seinem großen Leidwesen dem Gottesdienste nicht nach Wunsch obliegen kann, hat sehr geschickt ein Auskunftsmittel ersonnen, um einerseits das Volk ungehindert seinem Gewerbe nachgehen und es andrerseits doch auch nicht seine Seelenangelegenheiten vernachlässigen zu lassen. Sie lässt nämlich

durch eigens angestellte Beamten, welche den Klerus des Staates bilden, die Gebete auf die Flügel einer Windmühle schreiben, die sie in Städten und Dörfern vor den Thüren der Häuser aufrichtet, und so oft nun der Windzug die Flügel umtreibt, so viel wird als baar an Gott ausbezahlt in's Ausgabebuch eingetragen. Kein Wunder denn auch, daß die Kalmucken und ihre um's leibliche und geistige Volkswohl bekümmerte Regierung sich bei dieser sinnreichen Weise, mit Gott und seinen Forderungen sich abzufinden, sehr vortheilhaft stellt und vor Allem viel Zeit erspart, die sonst mit Beten und religiösen Uebungen draufgeht. Wofern nun aber des deutschen Reichskanzlers Ueberzeugung vom Verhältniß der Kirche zum Staate zu Wahrheit und Recht bestände, so hätte auch einfach die Staatsregierung unsere Seelenangelegenheiten alle zu besorgen und wir könnten, indem wir ihr diese Sorge ganz und gar überließen, uns, wie die Kalmucken, sonstigen Beschäftigungen hingeben, die einträglicher sind als Beten, Fasten und Almosengeben. Die Staatsregierung, im Vollbewußtsein ihrer Pflicht und Verantwortung, für Leib und Seele die Zeit und Ewigkeit eines jeden Unterthanen zu besorgen, wird dann gewiß nicht versäumen, bei der blühenden Mechanik die Erfindung der Kalmucken zu vervollkommnen, und in jedem Bezirke auf öffentliche Kosten eine große Dampfmaschine mit entsprechender Pferdekraft aufstellen, welche, besser und ertragsfähiger als eine Windmühle, die religiösen Bedürfnisse des Volkes bestritte. Gibt man ihr Gestalt und Stimme einer Orgel, dann vermöchte sie leicht so laut aufzusingen, daß ihre Te Deum's sich nöthigenfalls mit Gewalt bei Gott über den Wolken droben Gehör verschafften. Auch wäre es für die moderne Mechanik keine sonderliche Schwierigkeit, durch Anbringung der vox humana diese Orgel zum Predigen einzurichten und durch geschickte Behandlung des Registers sie das Predigtamt so ausüben zu lassen, daß die Leute auf dem Felde und in den Werkstätten, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, sich an dem weithintosenden Worte zu erbauen und zu ersättigen vermöchten. Zu guter Letzt ließe sie sich gewiß auch mit einigen wohlangebrachten Pedalen versehen, um sie in den Stand zu setzen, zu taufen, Beicht zu hören, zu absolviren, zu firmen, die Sterbsakramente zu spenden, den Ehesegen zu ertheilen, die Todten zu begraben und was sonst noch in der Kirche vorzufallen pflegt, auszuüben. Was wünschten dann

aber, wenn dieser zeitgemäße Erfindungsapparat einmal in Gang gesetzt ist, die Katholiken noch mehr? sie hätten dann auch Zeit genug, um den modernen Geschäften sorgenlos nachzugehen, zum Beispiel dem „Gründen", Aktiengesellschaften bilden und was sonst noch eben jetzt in unseren modernen Städten Tag und Nacht gethan und getrieben wird. Jedenfalls hätten sie keinen Grund mehr zu berechtigten Klagen, zumal nicht gegen eine deutsche Reichsregierung, die sich nicht zufrieden gibt mit der bestmöglichen Sorge für Schutz und Sicherheit am Leibe ihrer Unterthanen, sondern in ihrer unbegrenzten Mutterſorge auch der Seele sich annimmt und das Gewissen beschwichtigt, die Stoßseufzer regulirt, den Todeskampf lindert und die ängstigenden Gedanken an die letzten Dinge des Menschen erleichtert.

Daher ist es gewiß angezeigt, einmal nachzusehen, was denn an der Ueberzeugung, wie sie der deutsche Reichskanzler in seiner Rede vom 10. März mit Bezug auf das Verhältniß der Kirche zum Staate ausgesprochen, Wahres oder Falsches ist. Ich habe aber niemals Lust, mit leeren Wolken zu fechten; ich will darum den deutschen Reichskanzler selbst seine Ueberzeugung von dem genannten Verhältniß mit seinen eigenen Worten hier aussprechen lassen, und diese lauten: „Es handelt sich hier nicht, wie man im Lande vielfach verbreitet hat, um den Kampf einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um den Kampf von Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtstreit, der so alt ist wie das Menschengeschlecht, um den Machtstreit zwischen Königthum und Priesterthum, ein Machtstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unseres Erlösers, ein Machtstreit, in welchen Agamemnon in Aulis mit seinem Seher verflochten wurde, der ihm seine Tochter kostete und die Griechen an der Abfahrt verhinderte, der in der deutschen Geschichte des Mittelalters unter dem Namen des Kampfes der Päpste mit den Kaisern bekannt ist, der im Mittelalter seinen Abschluß damit fand, daß der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes unter dem Beile eines französischen Eroberers, der mit dem Papste verbündet war, auf dem Schaffote starb. Wir sind einer analogen Situation, übersetzt in die Sitten unserer Zeit, sehr nahe gewesen. Wenn der französische Eroberungskrieg, dessen Ausbruch mit der Publikation der vaticanischen Beschlüsse coincidirte, einen

Erfolg gehabt hätte, so weiß ich nicht, ob man nicht auch auf dem Gebiete der katholischen Kirche ähnliche Erscheinungen gesehen hätte. Wesentlich ähnliche Pläne haben vorgelegen vor dem Kriege mit Oesterreich vor Olmütz. Es ist meines Erachtens eine falsche Auffassung und Fälschung der Politik, wenn man Se. Heiligkeit den Papst ganz ausschließlich als Priester oder als Vertreter des katholischen Kirchenthums betrachtet. Das Papstthum ist eine politische Macht jederzeit gewesen, die mit der größten Entschiedenheit und mit größtem Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen und diese Eingriffe zu ihrem Programm gemacht hat. Dieses Programm ist bekannt. Das, was dem Papstthum ununterbrochen vorschwebte, war die Verwirklichung dieses Programms, die Unterwerfung des Staates unter die Kirche, also ein eminent politischer Zweck, ein Streben, welches so lange wie die Menschheit existirt. Es hat immer kluge Leute gegeben, welche die Behauptung aufstellten, daß ihnen der Wille Gottes genauer bekannt wäre, als andern Menschen, daß sie also das Recht hätten, ihre Mitmenschen zu beherrschen. Daß dieses das Fundament der päpstlichen Ansprüche ist, ist ja bekannt; ich brauche nur an die hundertmal erwähnten Aktenstücke zu erinnern. Der Kampf des Priesterthums mit dem Königthum, in diesem Falle des Papstes mit dem deutschen Kaiser, ist zu beurtheilen, wie jeder andere; er hat seine Bündnisse, seine Friedensschlüsse, seine Haltepunkte und seine Waffenstillstände; es hat friedliche, kämpfende und erobernde Päpste gegeben. Ebenso finden Sie Monarchen, die ihrerseits mehr oder weniger Vorliebe für den Frieden hatten. Es ist in diesem Kampfe nicht immer der Fall gewesen, daß katholische Mächte die Bundesgenossen des Papstes gewesen wären; es sind auch nicht immer die Priester auf Seiten des Papstes gewesen. Wir haben Kardinäle als Minister eines Staates gesehen, die eine stark antipäpstliche Politik hatten. Ebenso hat man im deutschen Heerbann Bischöfe gegen den Papst kämpfen sehen. Dieser Machtstreit unterliegt denselben Bedingungen wie jeder andere. Es ist eine Verschiebung der Sache, die auf den Eindruck auf Leute berechnet ist, die sich die Sache nicht klar machen, wenn man sagt, es handele sich um eine Bedrückung der Kirche. Es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit soll die Priesterherrschaft, wie weit die Königsherrschaft gehen, und diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der

Staat seinerseits dabei bestehen kann! denn in dem Reiche dieser Welt hat er nun einmal das Regiment. Wir waren in Preußen nicht vorzugsweise Gegenstand dieses Kampfes, wir sind nicht als die Hauptgegner erachtet worden. Friedrich der Große lebte vollständig im Frieden mit dem Papste, während der Kaiser des überwiegend katholischen Oesterreichs im heftigen Kampf mit demselben begriffen war. Es handelt sich hier gar nicht um die Frage der Confession; ich kann in diesem Sinne anführen, daß lediglich der durch und durch antikatholische Friedrich Wilhelm III. es war, der auf die Herstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes drang und sie durchsetzte. Wir glaubten in den Verfassungsparagraphen, die hier in Rede stehen, einen modus vivendi gefunden zu haben, einen Waffenstillstand, der geschlossen wurde in einer Zeit, wo der Staat sich hülfsbedürftig fühlte und diese Hülfe bei der katholischen Kirche zu finden hoffte. Es war nämlich die Erscheinung zu Tage getreten, daß in der Nationalversammlung von 1848 alle Kreise mit überwiegend katholischer Bevölkerung Männer gewählt hatten, die wenn auch nicht royalistischer als die Andern, doch mehr Freunde der Ordnung waren. Unter diesem Eindruck hat man damals den Frieden in dem Machtstreit zwischen dem geistlichen und weltlichen Schwerte geschlossen, nicht ohne Irrthum, wie schon die nächste Zeit zeigte. Der Staat war zwar genöthigt sich selber zu helfen; der Schutz den er hoffte, war ihm nicht gewährt. Es war dieser modus vivendi, unter dem wir eine Anzahl Jahre in einem friedlichen Verhältniße gelebt haben, nur durch eine ununterbrochene Nachgiebigkeit des Staates erkauft, indem er seine Rechte in Betreff der katholischen Kirche rückhaltlos in die Hände einer Körperschaft legte, die zwar eine Behörde sein sollte zur Wahrnehmung der königlichen Rechte gegenüber dem Papst, die aber schließlich eine Behörde wurde zur Wahrnehmung der Interessen der Kirche gegenüber den Rechten des Königs, ich meine die katholische Abtheilung im Kultusministerium. Wer die Verhältnisse näher gekannt hat, der hat sich schon häufig der Besorgniß hingegeben, daß der Friede nicht von Dauer sein könne; aber bei meiner Neigung zur Friedfertigkeit habe ich diesen Frieden mit all seinen Nachtheilen dem Kampfe vorgezogen".

Wir sehen also: Partei, Advokat und Richter in eigner Sache, wie er ist, spricht sich der Reichskanzler selbstverständlich auch das

Urtheil zu und endigt den „uralten Machtstreit zwischen Königthum und Priesterthum, zwischen Staat und Kirche“ dahin: „In dem Reiche dieser Welt hat der Staat nun einmal das Regiment.“ Was aber diese Rechtsprechung für die Katholiken so bedenklich macht, ist ein Doppeltes: für's Erste ist es der Staat ohne Offenbarung, der nicht glaubt, daß „es Menschen gebe, denen der Wille Gottes genauer bekannt wäre, als ihm selbst“, welchem nicht blos der höhere Rang, sondern auch die Herrschaft über die Kirche zugesprochen wird; für's Zweite ist es die bona fides, womit dem Staate ohne Offenbarung und ohne Christenthum diese Herrschaft zugesprochen wird; es ist kein Grund da, anzunehmen, daß der deutsche Reichskanzler auch diesmal „politische Heuchelei“ getrieben: im Gegentheil, er ist ein protestantischer Minister, und dazu ein deutscher Minister. Auf dem Boden aber, wo ein solcher Minister wächst, nämlich auf dem deutsch-protestantischen Boden gilt schon dreihundert Jahre lang, wie ich schon gesagt, in Schule und Leben keine andere Theorie vom Verhältniß der Kirche zum Staate als diese, die der deutsche Reichskanzler in seiner Rede als die seinige, als die preußische, als die kaiserlich deutsche bekannte und mit Mythe und Sage, mit historischer und philosophischer Unwahrheit seinen Zuhörern plausibel machte. Wo nun aber Einer für seine Sache bona fide kämpft und dabei eine Macht besitzt, wie sie dem deutschen Reichskanzler zu Gebote steht, da wird der Kampf jedenfalls hartnäckig: er wird eben bei der irrigen Erkenntniß, aus der seine bona fides an seine Sache entspringt, keinen Grund anerkennen, dem schwächeren Gegner — den Sieg einzuräumen. Täuschen wir uns also nicht, alle jene, die sich unter die Fahne sammeln, welche die Inschrift trägt: „die Kirche hinauf, den Staat herunter“, haben im modernen deutschen Reiche, solange Bismarck und sein Geist darin umgeht und die moderne Reichsfahne hochhält, deren Inschrift lautet: „den Staat hinauf, die Kirche herunter“, einen langwierigen Kampf zu bestehen. Fürst Bismarck will mit seiner Ueberzeugung gegen die Kirche Recht behalten, und wir von der Kirche können, dürfen und wollen ihm diesmal nicht Recht lassen. Der deutsche Reichskanzler kennt den bestehenden „Dualismus zwischen Königthum und Priesterthum“ recht wohl, er weiß auch, daß derselbe so alt ist, wie das Menschengeschlecht selbst; nur hält er ihn nicht für nothwendig,

nicht der menschlichen Gesellschaft von Gott selbst anerschaffen, und darum meint er, es sei endlich Zeit, diesen uralten Schaden zu heilen und diesen „Dualismus" ein für allemal aus der Welt zu schaffen: die Kirche soll bleiben, aber sie soll Staatsdienerin werden, die nach Vorschrift des weltlichen Regime's lehrt und fungirt; der Staat soll omnipotent sein auf physischem und moralischem, auf weltlichem und überweltlichem Gebiete. Wir von der Kirche aber halten den „Dualismus" zwischen Staat und Kirche, zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, wie er sich in der neunzehnhundertjährigen Geschichte der Kirche, ja von Anfang der Welt her immer geltend gemacht hat, für Gottes Anordnung, die so lange zu bestehen hat, als es auf Erden Menschen gibt. Darum können, dürfen und wollen wir, wie gesagt, dem Reichskanzler und seiner gegen die Anordnung Gottes andringenden Theorie nicht Recht lassen. Unsere Gründe aber sollen in diesen Blättern offen dargelegt werden.

Vorerst sei eine kleine Abschweifung oder wenn man will, Vorbemerkung erlaubt, die leider von denen nicht beherzigt werden wird, die sie beherzigen sollten, ich meine die heutigen Staatsmänner. Der französische Publicist Veuillot hat einmal in einem Artikel, den er „Nutzen der Theologie" überschrieben, folgende Worte gesprochen: „Es sei mir vergönnt, einen Vergleich zwischen zwei Männern anzustellen, die bereits todt sind, aber in dem Andenken Aller, die sie gekannt, noch fortleben. Der eine war ein berühmter Staatsminister, der andere ein weniger bekannter französischer Bischof: Fürst von Metternich und Herr von Salinis.

Sie hatten viele Aehnlichkeit mit einander, beide Männer; manches sogar vollkommen gemein: Scharfsinn, Feinheit, Menschenkenntniß, Leutseligkeit, Gewandtheit, an der Spitze zu stehen. Ich setze hinzu, daß Herr von Metternich nie ungläubig war; zur Zeit, wo ich ihn sah, war er überzeugungstreuer Katholik.

Metternich hat vierzig Jahre lang die Regierung Oesterreichs geleitet, und mehr als einmal hat sein Einfluß den Ausschlag für Deutschland, für Europa gegeben. Aber trotzdem hat er nichts geschaffen, nichts verbessert, nichts erhalten; ja am Ende seiner Laufbahn hat er zugestanden: Après nous le déluge, nach uns die Sündfluth. Er läugnete nicht, daß er Fehler gemacht; er gestand sogar manche ein; aber er fügte jedesmal bei, daß der große

Fehler in der Zeit lag und unheilbar war! Was es aber um das unheilbare Uebel unserer Zeit und seinen Grund sei, darüber konnte er keinen befriedigenden Aufschluß geben. Er brachte mit einem Schein von Wahrheit vieles Geistreiche vor und wußte das Unhaltbare darin kunstvoll zu verbergen. Das Ganze aber gehörte nicht zur Sache. Man ging darum immer unaufgeklärt von ihm weg.

Ich weiß nicht, ob Herr von Salinis als Laie und Minister besser regiert hätte, als Fürst von Metternich; aber als Bischof und Theologe wußte er weit besser, als Metternich, worin und warum dieser und die übrigen Minister Europa's gefehlt hatten. Er wußte, sagte und bewies es. Er gab die Ursache des Uebels und die Unwirksamkeit der Heilmittel an, er zeigte, daß diese oft nichts Anderes, als das Uebel selbst und sogar eine Steigerung des Uebels waren. Bei Metternich hat der richtige Blick gemangelt, weil ihm der lebendige Glaube gemangelt; und wo er richtig sah, da fehlte ihm wieder die Entschiedenheit, eben weil ihm der lebendige Glaube gefehlt. Er erwog stets, was man thun könnte und was man nicht thun könnte; er hatte aber nicht erkannt, daß es Dinge gibt, die man thun müsse, und Dinge, die man nicht thun dürfe.

Es war im Jahr 1853, als ich zu Rom Herrn von Salinis erzählt, was ich mit Metternich und andern Männern gleichen Ansehens für eine Unterredung gehabt und wie ich dabei immer gefunden, daß Alle, Einer den Andern, leise angeklagt, sich selber aber halb und halb entschuldigt und stets damit geendet, daß sie dieselben politischen Lehren auskramten, dieselbe Ohnmacht bekannten, dieselbe Entmuthigung zur Schau trugen.

Und dennoch, sagte Herr von Salinis, sind es verdienstvolle Männer, gelehrt, besonnen, achtbare Familienväter; sie sprechen geläufig, sind nicht selten Redner, verstehen Griechisch, Chemie, Landwirthschaft, Handel, selbst Geschichte — bis zu einem gewissen Grade. Aber sie sollten Theologie verstehen, und kennen nicht einmal den Katechismus; bei den Regierungen sollten Priester sein und mitberathen, und man findet nicht einmal mehr Christen dort. Das ist es, was die Genesung der Völker hindert: der Mangel an Religion bei denen, die ihre Geschicke lenken.

Bossuet sagt einmal: „Ihr Könige, regieret kühn!“ — Bossuet aber verstand seine Sprache; er wollte sagen: regieret mit der Kraft des guten Rechts und des guten Gewissens, als Stellvertreter und Diener Gottes. Diese männliche Kühnheit aber, diese gründliche Kenntniß des Rechts und der Pflicht — gewährt nur die Theologie, der lebendige Glaube. Darum tasten unsere Helleniſten, unsere Chemiker, unsere Geschichtschreiber, unsere Unterrichts-, Cultus-, Justiz- und sonstige Minister, unsere gelehrten Landwirthe, Professoren und was sonst noch von Bildung dem Staate dienen mag, so unsicher umher, bringen es so lange zu keinem Entschluß, sind jetzt verzagt und dann wieder brutal und hart, unterhandeln mit dem Unrecht und machen feige Concessionen, wo es Pflicht wäre, nicht nachzugeben: die Theologie geht ihnen ab.“ So im Wesentlichen der Franzose.

Der Theologie aber haben sich freilich alle jene, die der Kirche dienen, ex officio zuzuwenden, und darum findet sich denn auch bei ihnen jederzeit die klare Erkenntniß, was man thun müsse, und was man nicht thun dürfe, und bei einigem lebendigen Glauben findet sich in der Regel auch der Muth, dieser Erkenntniß gemäß zu handeln. Sie bedürfen deßhalb auch der Direktiven und leitenden Staatsmaximen nur wenige: zwei reichen für sie, — selbst in der Politik, vollständig aus: Non possumus, und: Non licet.

Es ist aber nichts schrecklicher für ein Volk als eine Regierung ohne Religion, als Staatsbeamte und Minister ohne Theologie. Denn die Heilmittel, die solche Männer anwenden, um die kranke Zeit zu kuriren, sind in der Regel nicht blos unwirksam, sondern unheilvoll. Und um größeren Schaden verhütet zu sehen, muß man zufrieden sein, wenn ihr Rathschlagen nur ein bloßes Abwägen bleibt, was man thun könne und nicht thun könne, und nicht zur Ausführung kommt. Denn Staatsmänner ohne Theologie sind — wir haben es in den letzten Jahren empörend oft erlebt — im Stande, Unrecht für erlaubt zu halten, Unrecht zu begehen und das begangene Unrecht zu vertheidigen, ja zu loben. Daher sehen wir denn auf Allem, was solche Staatsmänner, namentlich die modernen mit ihrem ausgesprochenen Haß gegen Offenbarung und Christenthum unternehmen und aufbauen, bei scheinbar bestem Gelingen — den Fluch Gottes lasten, so daß unsere politischen

Werkleute am Ende regelmäßig vor ihren eigenen Werken ein Grausen ergreift. Das hält sie nun freilich nicht ab, auf dem betretenen Wege, wo sich ihnen der Fluch Gottes als Begleiter beigesellt, weiter zu gehen; denn sie mögen nicht glauben an die Worte des alten Görres: „Was man auch thun möge, wenn man es nicht mit Gott und auf den von ihm gewiesenen Wegen unternimmt: es kann, wenn es sonst einigermaßen verständig ist, wohl eine Zeit lang fristen, und unmittelbar drohendem Verderben eine Zeit lang begegnen: aber es kann auf die Dauer nichts Bleibendes, wahrhaft in sich selbst Lebendiges hervorrufen. Denn wie alle menschliche Kunst dem todten Stoffe nicht ein wirkliches Leben einzuhauchen im Stande ist, sondern nur einen Schein von Leben, so kann dieselbe auch keine in sich wahrhaft organische, in sich selbst lebenquellende Societät hervorrufen; am wenigsten in einer Zeit, wo alle natürlichen Bildungskräfte und Instinkte, die in früheren Zeiten bewußtlos das Bildungswerk zum höheren Ziele gelenkt, größtentheils versiegt und ausgegangen sind." Mögen darum die größten Diplomaten ihren Segen über ihr Thun sprechen; er schlägt nicht an, dieser Segen, wenn unser Herrgott den seinen vom Himmel nicht mitspricht. Wo man aber Gott und seine Gebote zu umgehen, ja zu hintergehen und zu überlisten sucht, wie das den modernen Staatsmännern jetzt süße Gewohnheit des Daseins und Lebens ist, da gibt er nicht seinen Segen, sondern seinen Fluch zum Werke, auf dem es mißlingt und seinen Urhebern Schande macht. Für den Fall also, daß sich einer unsrer modernen Staatsmänner unter meine Leser verirrte, möge er hier für sich und sein Thun bemerkt finden, was Troplong, der Präsident des höchsten Gerichtshofes in ganz Frankreich, vor wenig Jahren auf dem Sterbebett bekannte: „Wenn man viel gesehen, viel gehört, viel gelernt und viel erlebt hat und endlich am Grabe angekommen ist, so erkennt man klar, aber freilich oft zu spät, daß kein Buch so wahr ist und kein Buch so recht hat, und zwar in jedem Bereiche des Lebens, auch in der Justiz und Politik, als der Katechismus."

Wozu der Staat, wozu die Kirche?

Der deutsche Reichskanzler liest, wie man sagt, in seinen freien Stunden gerne Englands großen Dichter Shakespeare; er hat wirklich auch schon einigemal diesen Dichter in seinen Reden citirt. Shakespeare aber schildert in der Tragödie: Prinz Hamlet — eine Scene auf einem Schauplatz, der sich als der beste Standpunkt bewährt hat, um in allen Fragen des Lebens, in den kleinen und großen, richtig zu sehen und richtige Entschlüsse zu fassen: die Scene spielt auf dem Kirchhof. Schade darum, daß ich nicht — deutscher Geheimrath bei dem Reichskanzler bin; ich würde ihm den geheimen Rath ertheilen, jedesmal, so oft er in was immer für einer Frage Entschlüsse zu fassen hat, vorerst auf den genannten Schauplatz sich zu begeben, um daselbst der „Kirchhofsscene" beizuwohnen. Ich bin fest überzeugt, dieser Gang bliebe nicht ohne heilsamen Einfluß auf die Lösung all der Fragen, die sich der Reichskanzler noch zu lösen vorgenommen. Was nun aber dem deutschen Reichskanzler, ohne es an seine Adresse direkt bestellen zu können, von großem Nutzen wäre, dürfte dies gewiß auch für solche sein, die kleiner sind als er und mit minder wichtigen Fragen sich beschäftigen, als der Fürst Bismarck es seit Jahren im Brauche hat. Darum will ich für diese die berühmte Kirchhofsscene mit einigen Strichen hier aufführen, überzeugt, sie sei geeignet, selbst zur richtigen Lösung der Frage, welche die Ueberschrift dieses Kapitels bildet, etwas beizutragen.

Die Kirchhofsscene in der genannten Tragödie ist aber im Wesentlichen die: zwei Todtengräber graben ein Grab, führen allerlei müßige Reden dabei, am Ende singt einer noch gar dazu; der Prinz Hamlet von Dänemark und sein Begleiter treten auf; Hamlet wundert sich, daß der Todtengräber so wenig Gefühl bei seinem Geschäfte hat: „er gräbt ein Grab und singt dazu!" — Der Todtengräber gräbt einen Schädel aus; Hamlet stellt hierüber

seine Betrachtung an: es mochte der Kopf eines Politikers sein, der Gott den Herrn hintergehen wollte; oder eines Hofmannes, der recht tiefe Bücklinge machen konnte und auch des und des gnädigen Herrn Pferd lobte; wie ihn nun der Schurke auf den Boden schleudert! haben diese Knochen nicht mehr zu unterhalten gekostet, als daß man Kegel mit ihnen spielt?

Der Todtengräber gräbt einen andern Schädel aus. Hamlet meint, es könnte der Schädel eines Rechtsgelehrten sein, und frägt: wo sind nun seine Klauseln, seine Praktiken, seine Fälle und Kniffe? Der Todtengräber schlägt ihm mit seinem Spaten „um den Hirnkasten", und er leidet es und droht nicht, ihn wegen Thätlichkeiten zu belangen! — Es könnte der Schädel eines solchen sein, der da „mit vielen Besitzungen von Koth gesegnet war", eines Käufers von Ländereien, mit seinen Hypotheken, seinen Grundzinsen, seinen Kaufbriefen, seinen Bürgen. Vielleicht könnten kaum die Uebertragungsurkunden seiner Ländereien in diesem Kasten liegen, und nun soll der Eigenthumer selbst nicht mehr Platz haben?

Der Todtengräber gräbt einen andern Schädel aus und will ihn kennen, den Schädel des gewesenen königlichen Hofnarren. Hamlet kannte ihn auch, „den Gesellen von unendlichem Humor". Und jetzt, wo sind seine Schwänke, seine Sprünge, seine Lieder, seine Späße, wobei die ganze Tafel in Lachen ausbrach? Ist jetzt keiner da, der sich über sein Grinsen aufhalten möchte?

Es kommt ein Leichenzug, einer vom Priesterstand, Hofleute, selbst der König und die Königin gehen unter den Leidtragenden einher; einem Hoffräulein gilt's, das des Hamlet wegen — närrisch geworden und sich ersäufte; der Bruder folgt dem Sarg; am Grabe der Schwester gibt es zwischen ihm und Hamlet — Streit. Das ist die Kirchhofsscene aus der Tragödie: Hamlet.

Was nun aber da auf diesem Kirchhof im Schauspiel vorgeht, das spielt sich allumher auf der Oberfläche der Erde ab, nur in größeren Aufzügen und in ernsteren Scenen: Todtengräber für Leib und Seele in Menge, alles höheren Gefühles baar, durch die Gewohnheit des Geschäftes abgestumpft: sie graben Gräber und singen dazu! — Schädel aller Größen, Schädel jeden Ranges, Schädel von Politikern, Hofnarren, Advokaten, nationalliberalen Professoren, Aktiengesellschaftsgründern, vortragenden Räthen und sonstigen Eigenthümern „weitläufiger Besitzungen von Koth" treiben

sich noch unbegraben auf dem großen Kirchhof durcheinander: solche, die Gott den Herrn hintergehen wollen! — Männer von Stand und ihre Begleiter, die, wie Hamlet, ihre Betrachtung anstellen und sich ihre Gedanken machen, ob sich's wohl der Mühe lohnt, in der Welt so viel Lärm zu machen — um Nichts; Leichenzüge und Leidtragende aus allen Ständen; Selbstmörder, solche, die sich erhenkt, und solche, die sich ersäuft; Streit über den Gräbern, oft ernst geführt um närrisch gewordene — Weiber: dazu große Abwechslung mit Pariser Communen, spanischen Republiken, Wiener „Börsenkrachen" und Berliner Minister-Fackeltänzen zur Verherrlichung fürstlicher Hochzeiten, aussehend wie eine hübsch gelungene Travestie auf den Chor im antiken Trauerspiel, der jedesmal auf der Bühne erschien und feierlich singend in ernstem Gange über sie hinschritt, wann es galt, sowohl die Helden der Tragödie, die beim Stücke mitspielten, als auch die Zuschauer, die ihnen Beifall klatschten, vor des Schicksals Tücke zu warnen.

Es ist also schon etwas daran, die Erde ist ein großer Kirchhof, worauf freilich noch nicht Alles todt ist, noch nicht Alles vermodert und verwittert, sondern wo noch mitten unter den verwesenden Ueberresten und zwischen den eingesunkenen Leichensteinen ein geschäftiges Treiben, ein Ab- und Zugehen aller Stände, ein Betrachten und Gedankenmachen von allerlei Spekulanten herrscht — ähnlich dem auf dem Todtenfelde in Shakespeare's „Hamlet", nur großartiger.

Außer denen aber, die auf diesem weiten Kirchhof sich ganz gedankenlos herumtreiben, die da kommen und gehen, aber ohne zu wissen, woher und wohin, warum und wozu, gibt es da zunächst noch drei Klassen von Menschen: solche, die da die unfreiwillige Ueberzeugung haben, daß alle Menschen einmal sterben müssen, aber den Trost der Christen von sich weisen, daß alle eine unsterbliche Seele besitzen, alle wieder aus dem Staube auferstehen, alle ewig fortleben werden, glückselig oder unglückselig. Eine unsterbliche Seele kennen sie nicht. Es sind die von der materialistischen Gesinnung, und diese Klasse ist heutzutage groß. — Nach ihnen kommen jene, die da sagen: mag's jenseits geben, was da will, Sein oder Nichtsein, genießen wir nur einmal das, was wir haben! — Sie lassen Gott einen guten Mann sein und leben, so lange es eben geht, flott drauf los.

Nur hie und da fühlen sie sich beunruhigt durch Hamlet's ernsten Zweifel, der manchmal wie ein Wetterleuchten durch ihr „rechtschaffenes Leben" zuckt:

„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:
. . . . . Sterben, schlafen —
Nichts weiter? . . . . Vielleicht auch träumen!
Ja da liegt's! . . . Das zwingt uns still zu stehn:
Die Rücksicht, die Furcht vor Etwas nach dem Tod!"

Es sind die von der religiös-indifferenten Gesinnung mit ihren unwillkürlichen Gewissensängsten. Auch diese Klasse ist heute groß. — Endlich, an dritter Stelle sind jene zu erwähnen, die nicht blos an das erste der letzten Dinge, an den Tod, sondern an alle vier, an Tod und Gericht, an Himmel und Hölle, und an ein ewiges Leben glauben. Es sind die von der christlichen Weltanschauung. Diese aber haben nicht blos das Christenthum, sondern auch die Vernunft, die Philosophie auf ihrer Seite. Denn „was ist der Mensch, fragt Hamlet einmal in einem lichten Augenblick, wenn seiner Zeit Gewinn, sein höchstes Gut, sein letztes Ziel nur Schlaf und Essen ist?" — „Ein Vieh, sonst weiter nichts", erwiedert er sich derb. Und doch ist er mehr als das, ob er selbst es will oder nicht. Denn weder sein Unglaube, noch seine Zweifel, noch seine Gleichgiltigkeit, noch sein thörichter Stolz ändern die Wirklichkeit der Dinge, und wenn es wahr ist, daß noch eine andere Welt existirt, worin die Bösen Strafe, die Guten Lohn erwartet, so bleibt dies wahr, ob wir's glauben oder läugnen; das ändert an den Gesetzen der ewigen Gerechtigkeit nichts und ändert auch an des Menschen Bestimmung nichts. Es ist aber wahr; das verbürgt uns nicht blos Gottes Offenbarung, sondern auch die Vernunft. Freilich hat schon vor Jahrtausenden einmal Einer gesagt: „Es ist kein Gott!" Aber jener, der uns diese Ungeheuerlichkeit berichtet, nennt uns den Mann mit seinem rechten Namen: er hieß — Thor. Dixit insipiens: non est Deus. Ein vernünftiger Mann wird also stets der entgegengesetzten Ueberzeugung sein und sagen: „Es ist ein Gott." Hat denn aber dieser Gott mit den Menschen reden und ihnen seinen Willen kund thun können, so daß es in der That und trotz des deutschen Reichskanzlers gegentheiliger Ansicht welche gibt, denen der Wille Gottes genauer bekannt ist, als andern Leuten? — das heißt fragen, ob Derjenige,

von dem der Mensch das Wort und die Sprache hat, geringer sei als seiner Hände Werk, der Mensch. Wenn *der* im Stande ist, Seinesgleichen seine Gedanken und Wünsche mitzutheilen, wird dann das sein Schöpfer nicht vermögen? Er hat die Geister erschaffen, daß sie reden können, und er selbst sollte sich und seinen Willen nicht offenbaren können? — Die von der *christlichen* Gesinnung haben also allen Grund, immer noch die zahlreichste Menschenklasse zu sein.

Für jene Klasse aber, die an keinen Gott, an keine unsterbliche Seele, an keine andere Welt, an kein ewiges Leben glauben oder es damit nicht über den Zweifel, nicht über die Gleichgiltigkeit hinaus bringen, gibt es natürlich keine andere Ordnung der Dinge, als die, welche sie mit ihren Augen sehen, mit ihren Ohren hören und mit ihren Händen tasten, nämlich die *irdische*. Der Anschauung der beiden ersten Klassen gemäß gibt es also nur *eine* Ordnung der Dinge, die *irdische*, und höchstens noch eine *zweifelhaft überirdische*, für deren Aufrechthaltung sie sich jedoch niemals sonderlich zu erhitzen pflegen. Die dritte Klasse aber, die Vernunft, Philosophie, Geschichte und Offenbarung auf ihrer Seite hat, und mit ihrer Anschauung so lange im Rechte bleibt, bis man an dieser Anschauung die Unhaltbarkeit nachgewiesen, erkennt außer der irdischen noch eine *überirdische*, sicher feststehende Ordnung der Dinge an. Der irdischen Ordnung Zweck ist aber, wie sich von selbst versteht, irdische Glückseligkeit, zeitliches Wohlergehen; dagegen ist der überirdischen Ordnung Zweck eine höhere Glückseligkeit, ein ewiges Wohlergehen. Darum ist denn auch das Streben jener, die nur zu *einer*, der irdischen, Ordnung sich bekennen, so auf irdische Glückseligkeit gerichtet, daß sie *außer diesem kein höheres Streben und weiteres Rücksichtnehmen* als berechtigt anerkennen; das Streben der Andern hingegen ist nur so der irdischen Glückseligkeit zugewendet, daß das Streben nach ewiger Glückseligkeit darüber nicht nur nicht zu Schaden kommt, sondern daß das irdische Streben vielmehr dem überirdischen als *Mittel zum Zwecke* dient. Mit der Besorgung der irdischen, natürlichen Ordnung der Dinge ist aber von Rechtswegen der *Staat*, oder richtiger die *weltliche Obrigkeit*, mit jener der übernatürlichen von Rechtswegen die *Kirche*, die *geistliche Obrigkeit* betraut. Es ergibt sich also jetzt ganz

leicht, was es um das Wesen des Staates, und was es um das Wesen der Kirche an sich, und nach beiden Ansichten ist; und ein Staatsmann, wie Bismarck, der von Zeit zu Zeit auf seinen „christlichen, evangelischen Glauben" pocht, müßte bei der „Grenzregulirung" zwischen Kirche und Staat ohne viele Mühe das Richtige treffen, wenn er nur wollte. Jeder, der noch nicht auf Moor's bekanntes Glaubensbekenntniß in Schiller's „Räubern" schwört, das dahin lautet: „Der Mensch entsteht aus Morast, watet eine Weile im Morast, macht sein ehrlich Theil Morast und geht wieder zusammen in Morast", — muß dem geistvollen Oesterreicher zustimmen, der da schreibt: Es gibt ein doppeltes Leben im Menschen, von welchen das eine für die Erde, das andere für den Himmel gelebt wird, dergestalt jedoch, daß das höhere von beiden, das Leben für die Ewigkeit oder, um christlich zu reden, das Leben in der Gnade, im Gebete, in den Sakramenten, ausschließlich und so zu sagen unmittelbar für den Himmel gelebt wird, während das niedere, das Leben in der Zeit und in der Natur, indem es nach den Gesetzen dieser Erde gelebt werden muß, dennoch auch, nach seiner Richtung, nach seiner Weihe, nach seinem Ziele, für den Himmel gelebt werden soll. Nun hat aber, will ich hier einfügen, jener alte Philosoph bis zur Stunde noch Recht, wenn er meint, der Mensch sei ein „animal rationale *sociale*", denn er ist von Natur aus so auf die Gesellschaft und ihre Hilfe angewiesen, daß er ohne sie und außer ihr an Leib und Seele verkümmert und über kurz oder lang zu Grund geht. Darum ist es ganz natürlich, fährt der citirte Autor fort, daß dem doppelten Leben des Menschen, der selbstverständlichen Folge der sterblich-unsterblichen, oder natürlich-übernatürlichen menschlichen Wesenheit, auch eine zweifache Gesellschaft entspricht, in welche er für seine Beziehungen zur Erde und zum Himmel gesetzt ist, die bürgerliche und die kirchliche. Bislang aber steht im Preise doch immer noch der Geist über dem Fleisch, und liegt auch der Himmel immer noch über der Erde, unbekümmert, ob das so den modernen Rechenmeistern recht ist oder nicht. Wer es also mit der Logik noch ehrlich meint, wird, wenn er Staat und Kirche in Hinsicht auf Zweck und Ziel betrachtet, dem ungenannten Gewährsmann zu seinem Schlusse Beifall geben: „Die höhere und vorzüglichere der beiden Gesellschaften bleibt ganz selbstverständlich die kirchliche".

Das Wesen der Kirche, sagt Görres, ist von dem des Staates specifisch verschieden, und kann in seinem Bestande von demselben weder abgeleitet, noch auf die Dauer abhängig gemacht werden. Der Staat bildet und erhält sich in durchaus irdischen Instinkten zum Zwecke irdischer Selbsterhaltung und Ausbildung der Individuen, in diesem seinem irdischen Bestande gänzlich unabhängig von der Kirche, die nur zum Behufe höherer Zwecke, indem sie ihm Sanktion, Weihe und Heiligung ertheilt, durch ihr Zwischentreten die geheimsten und innersten Wurzeln seines Lebens mit Gott und der höheren Welt zusammenknüpft. Die Kirche aber hat in durchaus überirdischen Instinkten zum Zwecke überirdischer Ausbildung und Beseligung ihrer Genossen sich formirt, und ist in diesem ihrem überweltlichen Bestande gänzlich vom Staate unabhängig, der ihr nur behufs ihres physischen Daseins Boden, Luft, Feuer und Wasser und dazu den gesetzlichen Schutz verstattet, und darin ihre nach abwärts getriebene Ausbreitung mit der Erde und den innersten Gebilden der bürgerlichen Gesellschaft zusammenflicht. Wie aber die Pflanze, obgleich sie in der Erde wurzelt, und in ihr die Elementarstoffe, die sie ihrem Leben einverleibt, zusammensucht, doch von ihr in ihrem Entwicklungsprozesse weder begründet noch bemeistert wird; wie das Thier, obgleich es in der Regel zur Pflanze im gleichen Verhältniß, wie diese zum tieferen Naturreich steht, doch seine höhere Freiheit keineswegs von dem erlangt, das diese Freiheit selber nicht besitzt; wie endlich am wenigsten der Mensch seine Vernunft und Ebenbildlichkeit mit Gott von dem empfängt, das vernunftlos ist und nur die Fußstapfen des schaffenden Gottes an sich trägt, wenn gleich er mit seiner untern Natur mit ihm zusammenhängt: so ist es auch um das Verhältniß der beiden gesellschaftlichen Formen bestellt, in denen der Mensch sein zeitliches Leben beschlossen findet. Was er in diesen Formen suchen und finden kann, ist, insofern die Form kirchlicher Natur ist, die Freiheit der Kinder Gottes, insofern sie aber politischer Art ist, die Freiheit der Kinder der Menschen. Einem Christen aber braucht's nicht erst gesagt zu werden, daß die Freiheit der Kinder Gottes ein unvergleichlich höheres Gut ist als die der Kinder der Menschen. Sowenig also das Umfassende von dem Befaßten ausgehen und das Höhere vom Niederen abgeleitet werden kann, ebensowenig

kann die kirchliche Freiheit ihren Ursprung in der politischen haben, ebensowenig kann der Staat über die Kirche sein.

Nun würde ich mich freilich bitter täuschen, wenn ich glauben wollte, für diese Theorie gebe es dort, wo man seit zwei Jahren den Beruf in sich verspürt, zwischen Staat und Kirche „die Grenzen zu reguliren", noch ein offenes Ohr. Denn unsere Zeit ist jene, die, wie Lichtenberg es vorhergesagt, den Robespierre der Bigotterie beschuldigt, weil er sich mitten in seiner greuelvollen Menschenwürgerei auf einmal bewogen fand, das Dasein eines höchsten Wesens zu dekretiren. Dort aber, wo man jetzt die besagten Grenzen regulirt, ist der Geist dieser Zeit, der jetzt Tag für Tag aus mehr als tausendfachem Schlunde alle infernalen Blasphemieen gegen Gott und seine Kirche auswürgt und vor dem leisesten Zeichen, das noch an das Christenthum erinnert, in sich krampfhaft zusammenschreckt, trotz seiner schlimmen Manieren bereits ein ständiger Gast, immer widerlich, am widerlichsten aber, wenn er mit der modernen Reichsfreiheit zu prahlen beginnt. Es ist jene, die Lessing schon im Jahre 1769 in einem Briefe an Nikolai also charakterisirte: „Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berliner Freiheit, zu denken und zu schreiben, ja nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat, lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht: und Sie werden bald in Erfahrung gebracht haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von ganz Europa ist." Darum bin ich nicht der Thor, der da wähnt, man werde dort, wo der moderne Zeitgeist den alten heidnischen Staat mit all seinen heidnischen Grundsätzen und Sitten eben wieder etablirt, glauben und anerkennen, was ein Ultramontaner vom Verhältniß der Kirche zum Staate

Wahres sagt. Glücklicherweise aber ändert das an der Wirklichkeit der Sache gar nichts; ob man's in Berlin glaubt oder nicht, die Kirche steht doch über dem Staat. Wir Katholiken würden darum geradezu an unserm Herrgott Sünde thun, wollten wir aus Rücksicht auf die Meinung, die hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche jetzt in Berlin Mode ist, mit der Wahrheit hinter dem Berge halten. Unser Herrgott hatte doch wahrlich bei Grundlegung der zwei Gottesanstalten nicht nöthig, in der Wilhelmsstraße zu Berlin anzufragen, was dort einmal das Genehmste sei, den Staat der Kirche oder die Kirche dem Staate unterzuordnen; nein, Er hat nur seine ewige Weisheit zu Rathe gezogen, und diese konnte nicht anders, ohne aufzuhören die Weisheit Gottes zu sein, als die Kirche über den Staat stellen, und so werden Millionen Bajonette nicht im Stande sein, an der Wahrheit dieses Verhältnisses auch nur das Geringste zu ändern. Daher würden wir, wie gesagt, an unserm Herrgott Unrecht thun, wollten wir aus Rücksicht auf irgend einen modernen Staatsmann, der, wie es dieser Menschensorte nun einmal eigen ist, in der Sünde gegen den heiligen Geist, allezeit der erkannten Wahrheit zu widerstreben, hartnäckig verharrt, unsere katholische Ansicht nicht offen herussagen; im Gegentheil, wir müssen es in diesem Stücke machen, wie der Erzbischof Clemens August nach Ablauf der „Kölner Irrung" in seiner Schrift: Kirche und Staat, gethan, worin er ohne alle Rücksicht auf die Zuneigung oder Abneigung, den Beifall oder Widerspruch seiner Gegner, gerade auf die Entscheidung der Frage losging und sagte: Christus, dem alle Gewalt gegeben ist, im Himmel und auf Erden, hat die katholische Kirche erbaut, nicht unsichtbar in der Wüste, sondern in Mitte der Menschen, um sie in ihr zu ihrem Heile zu einen. Nicht für eine Zeit, sondern für alle Zeit hat er sie erbaut, und den Völkern ohne Ausnahme sie geöffnet und geboten, in sie einzutreten, damit sie in ihr das Heil finden mögen; und darum hat er ihr auch die Zusage gethan, daß er bis zum Ende der Dinge bei ihr bleibe. Eine solche Kirche aber über alle Welt verbreitet und in ihrer Fortdauer auf alle Zeit gewährleistet, kann wahrlich dem Gutdünken irgend eines vorübergehenden weltlichen Machthabers nicht unterworfen sein, noch auch das Himmelreich auf Erden den Reichen dieser Erde dienen; die Imperatoren hätten sich sonst ihrer

mit Recht erwehrt, die Apostel und ihre Nachfolger wären als Rebellen ihnen gegenüber gestanden. Wenn darum Selbstständigkeit und Unabhängigkeit dem Staate in seinem Kreise unbestritten zukommt, so kann und darf dieselbe doch auch der Kirche in ihrem Kreise nicht bestritten werden. Seinen Aposteln und ihren Nachfolgern im Episcopat hat der göttliche Gründer seine Lehre und das Heil der Seelen anvertraut; er hat sie zu seinen Zeugen und unter Beistand des h. Geistes zu Auslegern seines Wortes bestellt und durch die Mittheilung seiner Sendung und Weihe zum Richteramte in Sachen des Heiles erhoben. Aber nichts Neues sollen sie lehren und üben, sondern nur das Alte, die anvertraute Hinterlage des Glaubens sollen sie unverfälscht verkünden, und jeder Katholik, ja gewissermaßen jeder Mensch hat das unantastbare Recht, zu fordern, daß ihm diese höchste Wahrheit nicht abhanden komme, und daß der zu ihrer Bewahrung gesetzte Episcopat um und um frei sei, sie zu überliefern, und ihr jederzeit Zeugniß zu geben. Darum kann der Episcopat nimmer eine Staatsbehörde sein; denn die Vertreter weltlich vergänglicher Interessen können nicht als die Zeugen Christi und die Bürgen ewiger Wahrheit gelten. Auch kann er, mit der Regierung der Kirche beauftragt, und mit dem Rechte zu binden und zu lösen für alle Zeiten ausgerüstet, in kirchlichen Angelegenheiten keiner Macht von dieser Erde unterworfen sein, und die Katholiken haben das unantastbare Recht, zu fordern, daß ihre Kirchenobern in der Ausübung dieses ihres Berufes unbeeinträchtigt bleiben, damit sie, frei von Gewalt und Furcht, frei von Gunst und Ungunst, nur das Heilsame für die Gläubigen verfügen, und weder durch willkürliche Anstellung noch Entsetzung, noch auch durch Verhinderung des freien kirchlichen Verkehrs mit dem Oberhaupt der Kirche in ihren Rechten und Pflichten geirrt werden. Von dieser Lehre aber, auf deren Grund Christus seine Kirche erbaut, ist diese im Laufe der Zeiten niemals abgegangen, um sich irgendwann oder irgendwo dem Staate zu unterwerfen; auch damals nicht, wo Luther diese Lehre als Menschenerfindung erklärt und alle, die ihm geglaubt, der weltlichen Gewalt unterworfen. Daher muß denn die Beeinträchtigung dieses Verhältnisses zwischen Kirche und Staat überall, wo nicht Macht vor Recht geht und das Ewige dem Zeitlichen nachsteht, als ein crimen

laesae majestatis betrachtet werden. — Was nun aber da der große Erzbischof in seiner schlichten Weise und schlagenden Folgerichtigkeit über das Verhältniß von Kirche und Staat bezeugt, ist für Alle, die sich zum Christenthum halten, unwiderlegliche, unantastbare Wahrheit. Wir haben also, selbst ungläubigen Gegnern gegenüber, niemals nöthig, uns auf den Standpunkt des Irrthums zu stellen, um dann von da aus mit ihnen zu rechten; wir haben, im Besitze der Wahrheit, nicht nöthig, diese preiszugeben, um sie uns dann von solchen, die sie uns gewaltsam vorenthalten, mit Mühe und Schweiß zurück zu erkämpfen; wir haben, kurz gesagt, nicht nöthig, modernen Staatsmännern zu Liebe das von Gott selbst angeordnete Verhältniß zwischen Kirche und Staat auf den Kopf zu stellen, um es dann mit oder ohne Verlaub dieser gottes- und kirchenfeindlicher Leute wieder in die rechte Ordnung zurückzubringen; nein, wir haben das Recht, unsere alte katholische Lehre, die eher war, als die modernen Staatsmänner und ihre unheilbringenden Theorieen, über Staat und Kirche offen auszusprechen und zu sagen: „Unsere Kirche ist frei aus Gott geboren und nicht als eine Freigelassene des Staates zur Selbstständigkeit gelangt. Denn Christus wollte in ihr das Reich Gottes auf Erden gründen; Gottes Reich aber kann bei keinem irdischen Herrn zu Lehen gehen; der Leib, dessen unsichtbares Haupt Er selber ist, befaßt alle christliche Staaten in seiner Einheit, und kann darum nicht zerstückt einzelnen Regierungen dienstbar sein. Von oben empfängt er seine Weihe und sein inneres Leben, und er wird sogleich profanirt, wie er weltlichen Zwecken zu fröhnen gedrungen ist. Wie auch Rang und Ansehen die Stände der Menschen vor der Welt auszeichnen mögen, vor dem Altare sind alle gleich. Regent und Unterthan, Kaiser oder Taglöhner, alle sind sie Kinder der Kirche, der sie Glauben und Gehorsam gelobt und schuldig sind. Alle müssen es für das höchste Glück erachten, daß die Kirche in ihren Schooß sie aufgenommen; Allen spendet sie mit gleicher Freigebigkeit aus der ihr anvertrauten Gnadenfülle, daß Alle in gleicher Weise selig werden. Und sie sollte betteln bei denen, die aus ihren Schätzen sich bereichern; sie, die Bürgerin des Himmels, sollte zu Hofe gehen, und es für ein großes Glück erachten, daß die Fürsten und Gewaltigen

der Welt sich etwa so äußerlich und obenhin zu ihr bekennen, und wie sie wähnen, durch eine huldreiche Vergünstigung sie dulden und in ihrem Sein und Wirken sie nothdürftig bestehen und gewähren lassen? Nein, die Kirche ist nicht des Staates Hintersasse, sie ist nicht hörig an den Boden gefestigt, wie die Territorialmacht, und so wenig zur bürgerlichen wie zur kriegerischen Heerfolge verpflichtet: denn sie ist zum Dienste Gottes aufgeboten, nicht der irdischen Scholle, sondern dem himmlischen Äther angehörig, und leibeigen keiner Gewalt auf Erden, weil sie in ihrem innersten Wesen gotteigen ist." *)

Eine solche Lehre aber, wie sie da ein Ultramontane von seiner Kirche bekennt, ist freilich allen denen ein Greuel, die zur Besorgung aller menschlichen, auch der religiösen Angelegenheiten, auf Erden keinen andern Ordner anerkennen, als den Staat, und zwar den modernen, recht- und religionslosen Staat. Ihnen ist die Kirche eben weiter nichts als ein Zweig und Ausfluß des politischen Regiments, und das in Deutschland, wie schon oben erwähnt, bereits seit 300 Jahren. Am 22. November 1526 hat Luther brieflich dem Churfürst Johann von Sachsen mitgetheilt, daß er, der Churfürst, da nun „der päpstlich und geistliche Zwang und Ordnung aus ist", die Macht habe, da wo eine Stadt oder Dorf nicht Schule, Pfarre und Predigtstuhl anrichten und versorgen will, sie zu zwingen, daß sie es zu ihrer Seligkeit thun und bedenken, gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zu Brücken, Steg und Weg, oder sonst zufälliger Landesnoth geben und dienen. Diese Lehre aber fand auf der Stelle bei den weltlichen Fürsten geneigtes Ohr und findet es heute noch. Denn bis zur Stunde ist manches „weltlich oberste Haupt" mit gleichem Eifer bemüht, die geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten seiner Unterthanen zu besorgen, mit welchem er Brücken, Stege und Wege im Lande baut, und ist in landesväterlicher Fürsorge allezeit bereit, für seine Unterthanen die Glaubensartikel, Kirchenordnungen, Bettage und Dankesfeste geradeso wie die Steuern und Abgaben zu verordnen oder zu genehmigen, in der von allen modernen Kultusministern treugehüteten Ueberzeugung, daß das eine wie

*) Vgl. Görres: Ueber Kirchenfreiheit mit besonderer Beziehung auf die Schweiz.

das andere „unveräußerliches Kronrecht“ sei. Daher ist und bleibt es wahr: „Aus den Händen der lutherischen Theologen empfingen die Fürsten die oberste Gewalt über die Kirche, nicht obgleich, sondern weil sie Fürsten waren. . . . Indem aber in Folge davon in den einzelnen Staaten die Kirche zu einem Zweige der Staatsverwaltung herabgesetzt, der großen Staatsmaschine als ein Rad eingefügt worden, ist es dahin gekommen, daß zuletzt alle Fäden des kirchlichen Regiments in der Hand eines einzigen Staatsbeamten, meistens des Kultusministers, zusammenlaufen.“ Und so war man denn bis zur Stunde ernstlich bemüht, mit einem staunenswerthen Seeleneifer in die Kirche hinüberzuregieren und ihre Geschäfte zu besorgen, so daß nach und nach selbst viele Katholiken nicht mehr anders wußten, als ihr jeweiliger Landesfürst, ohnehin schon Oberfeldherr, Oberrichter, Oberpolizeidirektor, Obersteuereinnehmer, sei auch Pontifex maximus, der auch über die Gewissen zu dekretiren habe.

Bei dem Staate aber gehen bekanntlich viele Leute zu Kost und verehren ihn dankbar als Nährvater. Daher hat sich denn aus lauter Dankbarkeit jene große „politische Sekte“ ausgebildet, die da stets steif und fest alles glaubt, was ihr der Staat und das jeweilige politische Regiment zu glauben vorstellt, also vor Allem, daß die Kirche weiter nichts als seine Dienstmagd sei, sodann, daß er das Recht und die Pflicht habe, die Unterthanen nicht blos mit irdischem Brode, sondern auch mit geistigem, mit Religion zu versorgen, und endlich, daß ihm die Befugniß zustehe, davon das zuträgliche Quantum und Quale zu verabreichen und dabei als sparsamer Hausherr auf einfallende magere Jahre Bedacht zu nehmen. Zu dieser Sekte halten darum von jeher begreiflich Alle, sagt Görres, die das Greifliche auch allein begreifen, die nur von dem ein Dasein statuiren, was ihren Leib angeht und tauglich ist, ihm sich zu agglomeriren; also die Kostgänger des Staats allzumal und alle, die es werden wollen. Außer denen aber, denen der Staat ex officio ihr Fleisch ernährt, gibt es noch viele andere Leute, die sich theils selbst des Fleisches und seines Wohlbefindens annehmen, theils es dem Staate in rührenden Bittschriften zur Hege und Pflege, zur Acht und Wacht an's fürsorgliche Herz legen: es sind alle unsere fahrenden Ritter von der Feder und vom Katheder, welche die ganze Welt durch-

streifen, ob nicht etwa das Fleisch unterdrückt und eingemauert sei und der Befreiung harre; die, nachdem sie auf ihren Streifzügen richtig, und zwar in der Kirche, den Thurm entdeckt, worin schon seit achtzehnhundertdreiundsiebenzig Jahren der Geist das Fleisch gefangen hält, alsogleich das alte Minstrellied: Richard, o mein König! intonirt, um dem Inhaftirten vorerst die Nähe der Retter anzuzeigen, und nun unaufhörlich in tausend Blättern und Reden die Lärmtrommel rühren, um durch Arrangirung eines Gegenkreuzzuges dem gepeinigten, macerirten Fleische Befreiung zu bringen, ehe es vollends abwelkt; daß diese mitleidsvollen Ritter, die ihren Seufzern und ihrer Entrüstung in Romanen, Feuilletons, Geschichte und auf dem Theater freie Luft machen, beim modernen Staate und seinen Wärtern stets geneigtes Ohr und die Zusage der Hilfeleistung finden, versteht sich von selbst. Darum versteht sich auch das von selbst, daß alle diese Vertreter und Advokaten des Fleisches, schon aus gewöhnlicher Dankbarkeit für die zarte Rücksicht, welche der moderne Staat auf das Obscöne und das Laster nimmt, zu jener politischen Sekte gehören und auf Seite des Staates gegen die Kirche stehen. Die Befreier des Fleisches aber stehen schon Jahre lang mit den „Priestern der Wissenschaft", denen der Autoritätsglaube und die Offenbarung der Greuel greulichster ist, in rührendster Bundesbruderschaft, und diese haben denn das Geschäft übernommen, den Andern den nothwendigen Bedarf an Rath, Taktik und Kriegslist zu liefern. Daher gehören auch sie, die Männer des „Wissens und Verstandes", alle Rationalisten, Forscher, Philologen und Grammatiklehrer der genannten Sekte an und schwören immer schon von vornherein auf das moderne Staatskirchenthum, wonach der Staat der alleinige Inhaber aller Rechte im Himmel, auf Erden und unter Erde, die Kirche aber weiter nichts als die Hauskapelle des Staates ist, worin dieser den Gottesdienst nur nach seiner Hausliste und nach dem Wohlgefallen seines Herzens regelt.

Bei dem weiten Gewissen aber, den diese große politische Sekte in Sachen des Glaubens hat, weiß sie sich mit leichter Mühe jedweder Staatsräson zu accommodiren und alle Ceremonien, selbst die bedenklichste mitzumachen, die da den Anbetern des modernen Staates zumuthet, daß sie sich zur Erprobung ihrer Devotion und Selbstverachtung um ein Billiges, wie der alte derbe Geschichts-

schreiber Schmidt die Ceremonie beschreibt, „des Teufels Schwanz durch's Maul ziehen lassen." Kein Wunder also, daß eben jetzt, wo sich als allerneueste Staatsräson die Ansicht geltend macht, die Menschheit sei durch die „Cultur" nun bereits zu solcher Mündigkeit fortgeschritten, daß es der Kirche als „politischer Hilfs- und Besserungsanstalt" nicht mehr bedürfe, die beschriebene „Sekte" aus lauter Wohldienerei in ihre Gebete an die modernen Staatsgötter regelmäßig die Bitte einflechtet, die Kirche und die Sache, die sie vertritt, Gott und Christenthum und sonstige „Ladenhüter" rundweg aufzugeben, damit dieselbe im Denken und Trachten, im Handeln und Wandeln der Menschen nicht mehr soviel Platz versperren und geniren.

In einer Stadt des biedern Schwabenlandes, wo täglich mehrere Postwagen ab- und anfahren, herrscht unter den Postillonen schon seit langen Jahren die Sitte, allemal, ehe sie abfahren, ihre Taschenuhren nach der officiellen Centraluhr zu richten, damit sie draußen überall wissen, wie viel Uhr zu Hause beim Oberpostdirektor ist und damit ihre Privatuhr Schlag für Schlag mit der amtlichen Centraluhr geht. Außerdem pflegen sie die Noten und Zeichen unter sich zu verabreden und die Posthörner nach derselben Melodie zu reguliren, damit nicht der eine so, der andere anders bläst und der Postillon dadurch in Gefahr geräth, nicht sofort an seinem Posthorn erkannt zu werden. Die löbliche Folge dieser Sitte ist, daß dort der ganze Dienst auf der Post stets regelrecht zusammengeht. Pünktlicher aber als in solch einem geordneten Dienst auf der Post muß es in dem Dienst bei der großen Kirchenverfolgung, wie sie eben officiell organisirt und eingeleitet ist, zusammengehen, wenn etwas Ersprießliches für die Geschäftsunternehmer und Gründer dabei herauskommen soll. Daher haben denn auch alle Genossen der genannten „politischen Sekte", so verschieden sie auch in Beruf und Stellung, in Geschick und Begabung sind, ihre Taschenuhren genau nach der amtlichen Berliner Centraluhr regulirt, um nach demselben Tempo an der jetzigen Kirchenverfolgung zu arbeiten und mitzuthun, und haben sich auch auf dieselben Noten, Weisen und Lieder, wie man sie ihnen in Berlin, München und Karlsruhe componirt und zusammengedichtet, vortrefflich eingeübt, so daß es nun eine helle Plaisir ist, die Leute pauken, die Posthörner blasen, die Schnurrpfeifen gellen, die

Lärmtrommel schlagen, alle Thierstimmen nachahmen und trotz der vielerlei Instrumente doch immer dasselbe Lied singen und dieselbe Melodie spielen zu hören: „Hinweg mit der katholischen Kirche, hinweg, an's Kreuz mit ihr!“ — Bei diesem schrecklichen Concert aber, das nun schon einige Jahre ununterbrochen fortdauert, könnte es den Katholiken ernstlich bange werden, wenn dasselbe sammt seinem Endresultat nicht schon Jahrhunderte lang annoncirt worden wäre, und zwar mit folgenden Worten: „Warum toben die Heiden und machen die Völker sich eitle Gedanken?

Es stehen auf die Könige der Erde, und kommen zusammen die Fürsten wider den Herrn, und wider seinen Gesalbten, (indem sie rufen:) Laßt uns ihre Bande zerreißen und ihr Joch von uns werfen!

Aber der im Himmel wohnt, lacht ihrer, und der Herr spottet ihrer; dann redet er mit ihnen in seinem Zorne und verwirrt sie in seinem Grimme.

Ich aber bin von ihm als König über Sion gesetzt und verkündige sein Gesetz.“ Wir Katholiken können also, an solche Spektakelstücke seit mehr als achtzehnhundert Jahre schon gewöhnt, die Leute ihr widerliches Spiel getrosten Muthes zu Ende spielen lassen; vor solchen Trompetern stürzen keine Mauern zusammen, geschweige der Fels, auf dem unsere Kirche steht!

Welche Nachbarschaft haben Staat und Kirche von Gottes und Rechtswegen gegenseitig zu halten?

Der österreichische Staatskanzler Metternich hat zu Ende des Jahres 1837, auf die Nachricht, daß die Preußen den Erzbischof von Köln in Gefangenschaft abgeführt haben, direkt an den König von Preußen geschrieben: „Euer Majestät haben einen dummen Streich gemacht; das Ende des Conflikts werden Sie nicht erleben." Und der König schrieb ihm, wie Metternich selbst erzählte, zurück: „Sie haben Recht." *) Man hat nun zwar bis jetzt die Kölner Scene noch nicht wiederholt, sämmtliche Bischöfe Preußens leben bis heute noch auf freiem Fuß, und doch ist man in diesem Lande de facto bereits weiter gegangen, als man zur Zeit des Kölner Handels zu gehen gewagt; man hat durch die Publikation der modernen Kirchengesetze, wie der englische „Spektator" richtig bemerkte, die Kirche zu einer „bloßen Abtheilung des preußischen Civildienstes" herabgedrückt und die Bischöfe vor die Alternative gestellt, am Ende sämmtlich in's Gefängniß, oder, wenn sie das nicht wollen, in die Hölle zu wandern. Das letztere will aber ein katholischer Bischof schon gar nicht, denn er will kein Miethling sein, und das erstere fürchtet er nicht, denn es gilt bei uns als höchste Ehre, für die Kirche Gottes Ketten zu tragen. Wie also das Finale des Drama's aussehen wird, weiß kein Mensch; aber sicherlich hätte Fürst Metternich noch mehr Grund als dazumal, nach Berlin zu schreiben: „Sie haben einen dummen, dummen Streich gemacht; das Ende des Conflikts werden Sie nicht überleben." Leider hat man aber in der modernen Reichsstadt, — des deutschen Reichskanzler's große Sucht, die Katholiken zu verleumden, bürgt dafür, — nicht mehr die Noblesse,

*) Vgl. Historisch-pol. Bl. 71. B. S. 401.

einen gemachten dummen Streich einzugestehen; darum würde heute Fürst Metternich auf jene Antwort von Berlin vergeblich warten: „Sie haben Recht."

Gerade diese dummen Streiche aber, die vorläufig nur uns Katholiken, die daran doch vollkommen unschuldig sind, theuer zu stehen kommen, nöthigen uns, die Nachbarschaft genauer kennen zu lernen, welche die beiden Gottesanstalten, Staat und Kirche von Rechtswegen, nach dem Willen Gottes, gegeneinander beobachten sollen. Denn am Ende ist es ganz natürlich, daß solche Schläge, wie man sie jetzt den Katholiken versetzt, — Gegenschläge hervorrufen. Um Alles in der Welt aber dürfen diese von Seite der Katholiken keine dummen Streiche sein: man würde sie uns nicht ebenso leicht verzeihen, als man das seit Jahrhunderten schon für all die rohen Hiebe, die man uns Tag für Tag auf den prügelgewohnten Rücken applicirt, als etwas Selbstverständliches von uns erwartet und begehrt. Denn als der unerschrockene Freiherr von Schorlemer-Alst am 9. Mai seine Rede also schloß: „Nun wohl, genehmigen Sie diese Gesetze, machen Sie diese, nach meiner Ansicht, drakonischen Ausnahmegesetze für uns Katholiken, darüber bin ich ruhig; ausgeführt werden sie niemals werden, und wir werden uns ihnen niemals beugen!" — da kam alsogleich der preußische Cultusminister mit der Erklärung oder vielmehr Drohung hintendrein: „Die Staatsregierung wird die gesetzlichen Mittel, die ihr die bisherigen Gesetze gewähren, diejenigen gesetzlichen Mittel, die jetzt geschaffen werden, und welche ihr eine anderweitige Gesetzgebung gewähren müssen, anwenden, und diese Gesetze auch thatsächlich zur Ausführung bringen!" Das glaube ich nun dem Cultusminister gern, daß er zur Anwendung aller möglichen „gesetzlichen Mittel" greifen würde, wenn wir Katholiken auf ungesetzliche Weise das thun wollten, was Freiherr von Schorlemer-Alst uns den modernen Kirchengesetzen gegenüber aus dem Herzen gesprochen: „und wir werden uns ihnen nicht beugen". Aber weil wir das wissen, darf und wird unsere „Reaktion gegen die antikatholische Aktion" kein dummer Streich sein. Daher ist denn unser „geheimer, staatsgefährlicher Umsturzplan", wie ihn Herr von Schorlemer-Alst in den citirten Worten offen ausgeplaudert, des Weiteren ausgeführt und dem preußischen Cultusminister zur Einsichtnahme mitgetheilt worden in folgender Erklärung des Herrn

von Windthorst: „Ich bin nicht zweifelhaft darüber, daß der Staatsregierung alle die Mittel, welche sie sich durch die Gesetze schafft, und welche andere Gesetze ihr gewähren, anwenden wird, um ihre Intentionen, die genugsam charakterisirt worden sind, zur Ausführung zu bringen. Die Stellung, welche wir dagegen zu nehmen haben, ist unzweifelhaft gegeben: wir werden niemals irgend etwas Ungesetzliches thun, um diesen Intentionen entgegenzutreten. An dem Tage, wo die Katholiken sich verführen ließen, irgendwie die Gesetze zu übertreten, würden sie den Sieg, der schon sehr nahe ist — denn es fängt an, in den Geistern zu dämmern — auf das Allerbedenklichste gefährden. Ich kenne auf der Gegenseite Männer, die nichts sehnlicher wünschen, als daß die Katholiken irgend welche ungesetzliche Mittel ergreifen. Aber es gibt einen durchaus berechtigten passiven Widerstand, und diesen müssen, diesen werden, diesen wollen wir üben. An diesem passiven Widerstand wird früher oder später alles das zerschellen, was in diesen Gesetzen beabsichtigt wird. Gebe Gott, daß das Vaterland dabei keinen Schaden leide!" — Bei der Wichtigkeit der Sache ist es darum gewiß angezeigt, über das „freundnachbarliche Verhalten", das Staat und Kirche einander schulden, ein Kapitel zu schreiben.

Man findet häufig, selbst in katholischen Schriften, das Verhältniß zwischen Staat und Kirche mit einer Ehe verglichen, und zwar dergestalt, daß dem Staate die Rolle des Vaters, der Kirche die Aufgabe der Mutter zugetheilt und die Welt zum großen Elternhaus deklarirt wird, worin die Menschen als Kinder beisammenwohnen und das Recht haben, daß ihr Glück sowohl vom Vater als auch von der Mutter gleichmäßig besorgt werde. Nun ist aber wirklich etwas Wahres daran, wenn der Fabeldichter Lafontaine meint, die Ehe sei die eigentliche Herberge — der Zwietracht. Daher redet man auch häufig von Staat und Kirche wie von unverträglichen Eheleuten und spricht von Scheidung, von Trennung und dergleichen ehelichen und unehelichen Händeln. Mag nun auch Einiges an diesem Vergleiche zutreffen, in der Hauptsache aber hinkt er ganz und gar; jedenfalls gibt es bei diesem Vergleiche der Unähnlichkeiten mehr, als es Aehnlichkeit gibt. Denn jedesmal, so oft man den Versuch gemacht, beide, Staat und Kirche, als Ehegatten zusammenzuschweißen und die Eintracht, die nach Gottes Willen zwischen beiden herrschen soll, als

Ehebund aufzufassen, hatte man beim besten Willen nichts anders gethan, als der Zwietracht ein bequemes Quartier eingerichtet, das sie auch eiligst bezog. Dabei kam aber regelmäßig die Kirche schlecht hinweg; denn jene, die dem Staate in dieser vermeintlichen Ehe die Rolle des Mannes zuerkennen, halten hartnäckig an der Ansicht fest, das Strafurtheil, das Gott über die sündige Eva verhängt, gelte ganz naturgemäß auch der Kirche: „Das Weib soll unter des Mannes Gewalt sein, und er wird über sie herrschen". Da fänden wir ja aber die moderne preußische Staatskirchenansicht wörtlich schon auf dem zweiten Blatte der h. Schrift geradeso deutlich verzeichnet, wie nach des bekannten Schulze devoter Auffassung der Schöpfungsgeschichte auf dem ersten die Erschaffung der beiden preußischen Landesfarben, schwarz und weiß, in der alten Nacht und dem ersten Tag. So stehen aber Staat und Kirche nicht zu einander, daß die Kirche unter der Gewalt des Staates ist und der über sie herrscht, mag man das in Berlin auch noch so sehnlich wünschen! Es ist wahr, beide sollen die Menschenkinder beglücken; aber das Glück, das ihnen der Staat verschafft, ist nur irdisch, nur zeitlich, das Glück der Kirche hingegen ist himmlisch, ewig. Und wie nach Zweck und Mittel, so steht die Kirche auch an Würde hoch über dem Staat. Das wurde als Wahrheit von einem Papste verkündet, dessen Name das Privileg besitzt, jedesmal, so oft er genannt wird, bei allen Bekennern des modernen Staatskirchenthums Zorn zu erwecken, und wurde als Wahrheit in einem Schriftstück verkündet, das heute noch den merkwürdigen Zauber in sich birgt, jedesmal, so oft davon die Rede ist, allen Feinden der Kirche als wahrhaftiger Wauwau, ein unbeschreibliches Gruseln, vom Scheitel die ganze Wirbelsäule hinunter bis zur Fußsohle, zu verursachen: der Papst heißt Bonifaz VIII. und das Schriftstück ist die Bulle: Unam sanctam. Die Worte aber, womit jene Wahrheit verkündet wurde, sind so unwiderleglich, daß sie den erwähnten Zorn und das besagte Gruseln vollkommen erklären: „Es ist durchaus nothwendig, sagt der Papst, daß eines der beiden Schwerter dem andern, daß die weltliche Autorität der geistlichen Gewalt unterworfen sei. Denn der Apostel sagt, daß es keine Macht gibt, die nicht von Gott kommt, und daß Alles, was von Gott kommt, geordnet ist. Es würde aber keine Ordnung in den Gewalten

geben, wenn nicht ein Schwert dem andern unterthan wäre und in seiner Eigenschaft als das untergeordnete nicht durch das andere zu den höheren Dingen angeleitet würde. Denn es ist, gemäß dem hl. Dyonisius, göttliches Gesetz, daß die Dinge von Unten durch die Dinge der Mitte zu denjenigen zurückgeführt werden, welche die höchste Stellung einnehmen. Daß aber die geistliche Autorität an Würde und Adel höher steht wie jede irdische Autorität, mag dieselbe welche immer sein, das ist eine Wahrheit, die wir um so klarer bekennen müssen, je mehr die geistigen Dinge über die zeitlichen erhaben sind." *)

---

*) Das, was hier und im ersten Kapitel von der Ueberordnung der Kirche über den Staat gesagt wird, hat eine ebenso philosophisch wie theologisch feingebildete Feder in der Beilage zu Nr. 49 der „Genfer Correspondenz" also bewiesen: „Die Kirche stützt ihr Recht auf keine lächerlichen Beweise. Zunächst ist es unläugbar, daß die Ordnung in dieser Welt aus der Unterordnung der Zwecke und Mittel resultirt. Dort, wo es sich um einen höhern Zweck handelt, besteht auch eine Superiorität zu Gunsten der zur Erreichung derselben bestimmten Mittel. Was höher, wichtiger, nothwendiger ist, geht natürlich dem weniger Hohen, Wichtigen und Nothwendigen vor; oder, um uns der so klaren und bündigen Sprache des hl. Thomas zu bedienen: Sic ei ad quem finis ultimi cura pertinet subdi debent illi ad quos pertinet cura antecedentium finium et ejus imperio dirigi.

Ist dieser segenbringende Grundsatz nur einmal richtig verstanden, welches ist dann der Zweck der staatlichen Gesellschaft im Hinblick auf die religiöse Gesellschaft? Der Zweck, den der Mensch, da er sich mit Seinesgleichen verbindet, im Auge hat, ist offenbar gut zu leben. Ad hoc homines congregantur ut bene simul vivant. Aber gut leben heißt nicht materielles Wohlsein genießen, sonst hätte der sociale Mensch nur ein des Thieres würdiges Endziel. Gut leben heißt also ein Leben führen, in welchem der Mensch nicht nur größere Sicherheit, eine größere Menge zeitlicher Vortheile, sondern auch die Möglichkeit findet, die Tugend, höchste Vollendung seines Daseins, zu üben. Bona autem vita est secundum virtutem. Das tugendhafte Leben, schließt der hl. Thomas, dessen Beweisführung wir Schritt für Schritt gefolgt sind, ist also der Zweck der menschlichen Gesellschaft. Virtuosa igitur vita est congregationis humanæ finis.

Aber dieser Zweck kann nicht der letzte Endzweck des Menschen sein. Die Tugend in sich selbst ist nicht Zweck, sondern Mittel. Ausgestattet mit einer unsterblichen Seele hat der Mensch noch über das Grab hinaus ein Ziel zu erreichen: die ewige Seligkeit. Die zum Nutzen des Menschen eingesetzte staatliche Gesellschaft kann unmöglich dieses höchste Interesse der menschlichen Seele außer Acht lassen. Deßhalb darf die staatliche Gesellschaft selbst, während sie allerdings den ihr eigenen Zweck verfolgt, nicht aus dem Auge verlieren, daß

Daher ist es meiner Ansicht nach der Wahrheit nicht ganz entsprechend, wenn man sagt, der Verkehr, das gegenseitige Verhalten, wie es Gott von Staat und Kirche befolgt und geübt wissen will, habe dem Zusammenleben und Zusammenwohnen zweier Ehegatten zu gleichen. Dasselbe könnte friedlich und einträchtig sein, auch ohne den eingegangenen Ehebund des Staates und der Kirche zu proklamiren. Wir haben es schon mehr als einmal erlebt, daß in so manchem Staate, dessen Verhältniß zur

---

es für den Menschen noch ein höheres Ziel gibt, welches derselbe um jeden Preis erreichen muß, und welchem sie nicht entgegentreten kann, ohne sich eines Verbrechens schuldig zu machen. In dem übernatürlichen Verhältniß nun, in welches der Heiland uns gestellt hat, besteht eine Gesellschaft, welcher die spezielle Aufgabe zu Theil wurde, das übernatürliche und höchste Glück des Menschen zu vermitteln. Diese Gesellschaft nennt sich die Gesellschaft κατ' ἐξοχήν, die Kirche, Ecclesia. Ihres Amtes ist es, den in einer zeitlichen Gesellschaft vereinigten Menschen das Licht der Dogmen und der Moral, die Nahrung der Sakramente zu spenden. Ihr kommt es zu, durch Uebungen des Cultus die Menschen als Gesellschaft mit Gott zu verbinden, und das Alles mittelst einer priesterlichen Hierarchie zu thun, die, von der Spitze bis zum Fuße, dem ganzen Gebäude Regelmäßigkeit und Festigkeit verleiht. Aus dieser Darlegung folgt, daß die religiöse Gesellschaft ein von Gott eingesetztes Mittel ist, zur Erreichung eines höheren Zweckes als derjenige, den die staatliche Gesellschaft im Auge hat; und da dort, wo es sich um einen höheren Zweck handelt, eine Superiorität zu Gunsten der zur Erreichung desselben bestimmten Mittel besteht, so gelangen wir nothwendiger Weise zu dem Schluß, daß die Kirche eine entschiedene Oberhoheit über den Staat besitzt.

Wenn nun unsere Vorurtheile, seit lange genährt von den Sophismen, die der moderne Liberalismus überall, in den Gesetzen, Büchern und Reden ausgesäet hat, zwischen unserm intellectuellen Auge und der Wahrheit nicht eine Wolke ziehen, so werden wir von Bewunderung erfaßt über die Weisheit und Schönheit des Planes, nach welchem der göttliche Wiederhersteller der Welt das sociale Gebäude wiedererbaut hat. Zugleich mit dem hl. Chrisam, welches ihn vor seinen Völkern ehrwürdig macht, empfängt der Fürst aus den Händen des Papstes ein Schwert, um in der weltlichen Ordnung zu vollziehen, was das Oberhaupt der Kirche in geistlicher Ordnung vollzieht. Mit dieser Waffe, welche nicht der Säbel, das Werkzeug der brutalen Kraft, sondern das königliche Schwert ist, die Insignie der Macht und Gerechtigkeit, unterdrückt er die Ausschreitungen des Bösen, ebnet der Wahrheit und Tugend eine freie, leichte Bahn. Er selbst stützt sich auf diese heilige Autorität, die ihn unmittelbar mit dem Himmel verknüpft. Das ist die Harmonie, das die Ordnung und der Frieden. „Der König auf seinem Throne, sagt Bossuet, und der Papst auf dem seinen, so ruht die Welt im Schatten dieser Eintracht."

Kirche katholischer Seits als friedliche Ehe gefeiert und gepriesen wurde, das gepriesene Verhältniß bei näherem Zuschauen nichts weiter als ein fauler Friede war, ganz geeignet, der Kirche den gefürchteten Namen: Ecclesia dormiens zu erwerben, und ganz dazu angethan, zum Absingen der bekannten Wiegenlieder einzuladen: „Als die Leute schliefen, kam der Feind und säete Unkraut unter den Weizen", und: „In den Vorhöfen des Tempels sah man Gras wachsen, und die Wege nach Sion trauern".

Ich will hier noch eins erwähnen, um darzuthun, daß zur Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche auf den Vergleich mit der Ehe nicht allzu viel Gewicht zu legen sei. Am 24. April dieses Jahres bekannte der deutsche Reichskanzler im Berliner Herrenhaus, daß er „in manchen Stunden Grund zur Reue habe". Zum Fortschritt in der Tugend ist aber bekanntlich nichts so ersprießlich als die Reue: sie ist für die Sünder der erste Schritt zur Besserung. Daher ist jenes Bekenntniß des deutschen Reichskanzlers gewiß als wahrhaftiges Wahrzeichen anzusehen, auf das bisher meines Wissens noch Niemand aufmerksam machte, daß man in Berlin auf dem Weg der Vollkommenheit auch Fortschritte machen könne, ohne gerade hinter Klostermauern zu leben. Eins aber muß freilich die Reue an sich haben, wenn sie ersprießlich sein soll: es muß die wahre Reue sein. Bekanntlich gibt's jetzt Leute in Berlin und sonstwo im deutschen Reich, die nicht, wie andere Christen, Reue bekommen über das begangene Böse und unterlassene Gute, sondern umgekehrt, die Reue verspüren über das verübte Gute und unterlassene Böse. Im Falle aber des deutschen Reichskanzlers vorhin citirte Reue von dieser Art wäre, so könnte sie ihm nichts nützen. Man wird also zur Taxirung dieser Reue am besten den Zusammenhang in der Selbstanklage zu Rathe ziehen, um zu beurtheilen, was es damit für eine Bewandtniß habe. Der Zusammenhang ist aber wörtlich der: „Es ist bekannt, daß ich in meiner Behandlung confessioneller Fragen bis an die äußerste Grenze der staatlich möglichen Versöhnung gegangen bin. Ich erinnere sie an einzelne Symptome. Ich war anfangs soweit darin gegangen, daß ich die Jesuiten in stärkerem Maße begünstigt, als es mir persönlich für Preußen zuläßig schien. Ich habe das gethan. Ich habe den Kampf auf diesem Gebiete so lange gescheut und zu vermeiden gesucht, daß ich fürchte, er ist

fast zu spät von uns aufgenommen worden, daß ich die Friedfertigkeit, zu der ich gerathen habe, zu bereuen in manchen Stunden Grund habe. Es hat Niemanden gegeben, der von den Würdeträgern der kath. Kirche in dieser seiner Versöhnlichkeit vertrauensvoller anerkannt worden ist und diese Herren haben mir immer offen und vertrauensvoll erklärt, daß sie mich für einen vollkommen friedliebenden und den Frieden auf diesem Gebiete hochanschlagenden Mann hielten, bis ich fand, daß ich das Uebel, welches sich mit dieser Nachsichtigkeit verbunden hat, darüber unbeachtet gelassen hatte". Wenn man daher nicht annehmen will, der Reichskanzler gehöre zu jener Klasse von Büßern, die da Reue haben über verübtes Gute und unterlassenes Böse, so wird man nicht umhin können, den Grund seiner singulären Herzenszerknirschung in jener Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche zu suchen, wonach dasselbe einer Ehe gleiche, in welcher dem Staate als dem eigentlichen Hausherrn naturgemäß auch das volle, unbeschränkte Hausregiment zustehe und die Kirche wohl schalten, walten und wirthschaften könne, aber nichts ohne Erlaubniß und Alles nur auf Anordnung — des Staates.

Daß der Reichskanzler, wenn er zur Aufhellung des Verhältnißes zwischen Staat und Kirche je einmal den Vergleich mit einer Ehe adoptirte, daraus keine andere Folgerung als die angeführte ziehen würde, bestätigt uns auch seine Meinung von der preußischen Verfassung und den bekannten zwei Artikeln, wodurch der Kirche seit 1848 eine freiere Bewegung zugestanden wurde. Denn während bis zum 10. März des laufenden Jahres die Katholiken in Preußen des besten Glaubens waren, durch jene Verfassungsartikel sei ihrer Kirche weiter nichts als ihr von Gott verbrieftes Recht, das man ihr in Preußen lange genug vorenthielt, gesetzlich anerkannt worden, kam an diesem Tage der Reichskanzler und brachte die Belehrung mit, durch jene beiden Artikel sei nur ein modus vivendi festgestellt worden, in den der Staat zu einer Zeit, wo er sich mit der Revolution in Noth befunden, einwilligte, aber ohne dabei auf irgend ein Recht seines unbeschränkten Hausregiments zu Gunsten der begnadigten Kirche nach wie vor zu verzichten; er habe, im guten Glauben an die Hilfe der katholischen Kirche, zu all den Dingen, die sich dieselbe dem Staate gegenüber herausgenommen, wohl ein Auge zugedrückt, aber

ihr beileibe nicht eine Gleichberechtigung im Hausregiment eingeräumt. Zu ganz derselben Ansicht aber, und am Ende auch zu ganz derselben Reue, wie sie in manchen Stunden den deutschen Reichskanzler überkommt, wird derjenige getrieben, der Staat und Kirche in jenes Verhältniß bringt, in welchem Mann und Frau in der Ehe mit einander leben, er braucht nur logisch zu denken. Darum taugt der Vergleich mit der Ehe allerdings, um das Verhältniß zwischen Staat und Kirche aufzuklären, aber nicht wie es an sich ist und Gott es angeordnet hat, sondern nur, wie die modernen Staatskirchenmänner es sich denken und wünschen.

Noch weniger aber, als der Vergleich mit der Ehe, erklärt jener berühmte Ausspruch die Sache, womit Graf Montalembert das Richtige getroffen zu haben glaubte: „die freie Kirche im freien Staate". Der Graf Montalembert sagte das, der Graf Cavour sagte es auch. Man kann sich aber nicht leicht einen grelleren Gegensatz in Charakter und Gesinnung denken, als der gewesen, der zwischen diesen beiden Männern herrschte. Als Montalembert in der Zeitung las, daß Cavour seines Ausspruches sich bedient, protestirte er in einem offenen Briefe, und nannte Cavour nebenbei einen „armen Sünder"; er hatte wohl Recht: ein Sünder war Cavour schon lange vorher, aber ein armer Sünder ist er erst geworden, als er die Formel Montalemberts gebraucht; er kam gleich hernach an's Sterben und da konnte ihm Niemand helfen als die Kirche, an der er so schwer gefrevelt. Es dürfte darum interessant sein, zu erfahren, was Cavour, und was Montalembert mit dieser Formel sagen wollte: „die freie Kirche im freien Staate".

Was nun den Grafen Cavour anbelangt, so redete er von einer „freien Kirche" in demselben Sinn, in dem der deutsche Reichskanzler und seine Gneist's, Friedberg's und was sich sonst noch in seiner Sonne wärmt, sogar heute noch von einer „freien Kirche" reden, und dieser Sinn ist nach des Franzosen Veuillot's Auskundschaft der: „Ja, die Kirche soll frei sein, aber ihre Freiheit soll die unsrige nicht geniren und belästigen dürfen; ihre großen Häuser mit ihren Thürmen sollen die Physiognomie unsrer Städte nicht stören, ihr Anblick darf uns keinen Unmuth machen; sie möge sich zwischen Himmel und Erde in die Luft stellen, da-

mit sie der Fesseln der Welt und die Welt der Fesseln der Kirche ledig sei und Alles wohl gehe.

Oder sollten wir auch fernerhin ihre Processionen ansehen, ihre Glocken hören, ihren schwarzen Trauergewändern begegnen müssen? noch mehr, sollten wir von Rechtswegen ihre verhaßten Schulen, welche die Jugend — „vergiften", auch fernerhin noch beibehalten müssen? wo bliebe da unsere Freiheit?

Die Kirche sollte Gesetze haben, die wir nicht abschaffen könnten? sie sollte ihre Stimme gegen Alles, was wir lieben und üben, erheben und ihre Bischöfe uns die härtesten Dinge in's Gesicht sagen dürfen, und unsere Staatsanwälte und Kammerhelden sie nicht zur Strafe ziehen und unschädlich machen können? Nein, nein, wir können nicht Menschen in Freiheit leben, reden und denken lassen, welche die Freiheit nicht so verstehen, nicht so üben, wie wir dies thun.

Die freie Kirche im freien Staate, gewiß! wenn aber der Staat der Kirche keine Vorschriften mehr machen kann, wenn er die Schlüssel zu ihren Schulen, die Aufsicht über die Sakristeien, die Polizei in den Seminarien nicht hat; wenn er nicht die Gewalt besitzt, der Kirche den Mund zu schließen —, ja, dann ist der Staat nicht mehr frei; er kann nicht mehr thun, was er will, er ist nicht mehr Herr im Hause, und die Kirche ist ein Staat im Staate. Die Kirche also soll frei sein, wir haben nichts dagegen, aber unter der Bedingung, daß sie die Freiheit nicht anders versteht, wie wir!"

Der schwäbische Dichter Uhland erzählt einmal von einer verschollenen Kirche in folgenden Versen:

„Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wo es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen in den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden."

Allen denen aber, die im Sinne Cavours und des deutschen Reichskanzlers von einer „freien Kirche" reden, sieht man's an den verzogenen Mundwinkeln an, daß sie keine andere Kirche im Sinne haben als die von Uhland besungene verlorene, zu der

Niemand mehr den Pfad zu finden weiß, weil langenwegs mit Gras bewachsen. Gewiß, die Firma Cavour und Compagnie vermag von religiösen Dingen keins mehr zu rühren als höchstens noch das dumpfe Geläute einer Kirche, die im Walde der Geschichte verloren gegangen und bereits eine Sage geworden; solch einer Kirche aber, die bereits verschollen ist, könnte man freilich alle mögliche Freiheit im „freien Staate" einräumen; denn gewiß käme Niemand in Versuchung, eine solche Kirche jemals aufzusuchen, um sich von ihr in seiner Freiheit belästigen zu lassen; doch hätte auch Niemand seinerseits einen Grund, diese verschollene Kirche in ihrer Freiheit zu kränken, außer etwa wegen des dumpfen Läutens aus unbekannter Ferne. Ein solches Benehmen würde aber beweisen, daß derjenige, welcher der „freien Kirche" auch noch ein so fernes Läuten verargen wollte, nicht den mindesten Geschmack hätte — für Poesie. Wenn daher besagte Firma von einer freien Kirche im freien Staate redet, so ist dabei beileibe nicht an die Kirche zu denken, wie sie allezeit und überall ist und wirken soll, als Gottesanstalt unter den Menschen, in der nicht nur Bettler und Taglöhner, sondern auch Fürsten, Cultusminister, Reichskanzler und dergleichen Leute ihr ewiges Heil suchen sollen: nein, es ist eine verlorene, längst verschollene, zur Sage gewordene Kirche gemeint, die irgendwo zwischen Himmel und Erde in der Luft hängt, um ja keinen modernen Biedermann, Wagener oder sonstigen „Gründer" mit ihrer Predigt, ihrem christlichen Unterricht, ihrem Syllabus, ihrer päpstlichen Unfehlbarkeit auch nur von Weitem zu geniren.

Man kann da beifügen, was einmal Görres aus dem Sinne der modernen Staatskirchenmänner schreibt: „Recht ist, was uns dient; wie wir's eben wollen, so muß es allen Andern genehm sein; unserm Gutbefinden hat jeder sich zu fügen; wer widerspricht, wird zum Correktionshaus abgegeben.... Denn Subordination ist das stammhaft Erste, das Allem vorangeht; das religiöse und moralische Gewissen kann aber nur das Zweite in der Ordnung sein: eine Art von Schmarotzerpflanze, die sich um den Stamm herwindet und von ihm lebt, also auch sich nach ihm zu achten hat.... Ihr wollt Religionsfreiheit? wohl, ihr sollt sie haben, aber auf die Bedingung, daß ihr die Freiheit versteht, wie es uns sie zu nehmen gefällt". Heutzutage ist nun aber nichts so zeitge-

mäß und allgemein acceptirt, als die Begriffe, die hier dem Worte Recht und Freiheit unterschoben sind; es dürfte schwer halten, einen Landtag, Reichstag oder sonstiges Etablissement für Gesetzefabrikation zu nennen, in dem man jetzt unter Recht etwas anders versteht als „das, was den Interessen der mächtigsten Partei dient", und unter Freiheit etwas anders meint als die Bedingung, sie so zu verstehen, wie es irgend einem Reichskanzler und seinen dienstbaren Geistern sie zu definiren und zu nehmen beliebt. Somit braucht die Kirche ja nur ihren veralteten Begriff, den sie mit den Worten Recht und Freiheit verbindet, einfach aufzugeben und sich dem modernen Begriffe dieser Worte zu accommodiren, um — die freie Kirche im freien Staate zu sein. Die genannte Formel hat also auch im Munde Cavour's einen Sinn, aber einen solchen, der für die Kirche wahres Recht und wahre Freiheit überhaupt ganz unnöthig macht, indem er dieselbe einfach vernichtet und so den lästigen „Dualismus zwischen Königthum und Priesterthum, der so alt ist wie das Menschengeschlecht selbst", kurzweg aus dem Wege schafft. Dieser Sinn, den man der berühmten Phrase gibt, setzt zwar die Verachtung der Mitmenschen, die Verachtung ihres Denkvermögens, ihres Verstandes, ihres Charakters, die gänzliche Verachtung ihres Gewissens voraus; aber was kümmert das die Firma Cavour? Geschäftsleute und Industrielle seiner Sorte glauben an eine Besessenheit, aber nicht an die vom Teufel, sondern vom gesunden Menschenverstand, von der Geschichte, von der Religion, von der Gerechtigkeit, vom Gewissen und dergleichen Geistern, womit einzig im ganzen Thierreich das unglückselige Menschengeschlecht sich behaftet finde. Nun müßte doch einer schon längst von Undank innerlich ganz schwarz geworden sein, der nicht begreifen wollte, daß die Befreiung dieses lästigen Bannes, worin die Menschheit bislang noch schmachtet und seufzt, und die Lösung dieser Bedrückung zu den größten Wohlthaten gezählt werden müßte, wofür die Befreiten ihren Befreiern ewig dankbar zu sein hätten; denn wenn es einmal gelungen, diesen Bann der genannten Mächte zu heben, dann kann das ganze Geschlecht seiner vollen Unbeschränktheit sich erfreuen und in überschwellender Lust auf allen Vieren kriechen, wie es so seine ursprüngliche Gewohnheit war und stets hätte bleiben sollen. Wenn sich also heute Leute finden, welche in sich

selber den Beruf eines Exorcisten verspüren und nun rasch, diesem Berufe folgend, an's Werk gehen, der von den citirten Geistern geplagten Menschheit zu Hilfe zu eilen und sie mit allerlei Formeln und Bannflüchen auszutreiben, wer wird dann so undankbar sein, diese Wohlthäter des Menschengeschlechtes auch noch der Sünde zu zeihen, wenn sie den gesunden Menschenverstand, das Gewissen, das Recht und dergleichen böse Mächte — verachten?

Anders verstand Montalembert seine Formel: die freie Kirche im freien Staate. Denn er hatte, als er sie erfunden, gewiß nur die Absicht, damit der Kirche zu nützen, nicht zu schaden. Welches mag denn aber der Sinn sein, den der Erfinder in sie hineinlegte und von Jedermann hineingelegt wissen wollte? Vielleicht dieser: „die freie Kirche unter einem freien Volke". Das ließe sich hören, meint Veuillot; aber dieser hat auch Recht, wenn er beifügt, es lasse sich die Kirche, die wahre nämlich, inmitten eines freien Volkes als Sklavin so wenig denken, als die freie Kirche unter einem Volke ohne Freiheit. Denn die Freiheit des Volkes und die Freiheit der Kirche lassen sich nicht trennen: beide sind zu gleicher Zeit frei oder unfrei; es müßte denn das freie Volk aus Menschen bestehen, die nicht mehr wissen, ob sie eine Seele besitzen, oder nicht mehr das Recht haben, sie zu retten. Das wäre aber ein Volk in der niedrigsten Sklaverei. Bei einem freien Volke also, meint der französische Publicist, ist es gar nicht nothwendig, noch besonders von einer freien Kirche zu reden: diese versteht sich von selbst. Doch ist dies immerhin ein annehmbarer Sinn, der wenigstens der Kirche nicht schadet.

Aber man kann auch, ohne von vornherein der Kirche übelgesinnt zu sein und ohne der bekannten Firma für Kirchenverfolgung anzugehören, noch einen andern Sinn aus der genannten Formel herausfinden, sei es daß er schon darin liegt, sei es daß man ihn erst hineinlegen muß. Die „freie Kirche im freien Staate" kann auch soviel heißen als: die geistliche Gewalt hat in ihrem Gebiete und Wirkungskreise sich nicht um die weltliche zu kümmern noch etwas nach ihr zu fragen, hingegen hat auch die weltliche Gewalt in ihrem Bereiche sich nicht um die geistliche zu kümmern, noch braucht sie irgendwie auf sie Rücksicht zu nehmen. Ich meine gehört oder gelesen zu haben, daß Graf Montalembert etwas der-

gleichen mit seiner Phrase wirklich sagen wollte; jedenfalls würde er nicht viel dagegen einwenden können, wenn er noch lebte. In diesem Sinne aber wüßte ich nichts, was von katholischer Seite in neurer Zeit Schädlicheres für die Kirche in die Welt hinausgesagt wurde, als Montalemberts berühmtes Wort: „die freie Kirche im freien Staat". Denn für's Erste würde dasselbe die — Trennung der Kirche vom Staate als Princip und gottgewollten normalen Zustand inauguriren. Das ist aber eine ganz unkatholische, verwerfliche Anschauung. Ich weiß wohl, daß jetzt viele, der Kirche mit Leib und Seele ergebene Katholiken die Trennung der Kirche vom Staate auf ihre Fahne geschrieben, aber nicht aus Princip, sondern aus Nothstand und Nothwehr. Der muthvolle miles Christi aus Köln, H. Baudri hat dies am 4. Juni auf der Katholikenversammlung zu Mainz so ausgedrückt: „Mit dem modernen Staate kann die Kirche nicht verbunden bleiben, und wenn wir grundsätzlich Trennung von Kirche und Staat verwerfen müssen, so müssen wir heute sagen, es ist die einzige Rettung. Die Kirche kann ohne Staat bestehen, aber der Staat nicht ohne Kirche. Eine Nationalkirche mit einem Berliner Papst können wir uns nicht gefallen lassen". Und der geistvolle Redakteur der „Historisch-polit. Blätter", Herr Dr. Jörg, hat sich schon vor Beginn des Concils, im Jahr 1869, gegenüber dem Verfasser der berüchtigten Coblenzer Adresse, Oberlehrer Stumpf, dahin geäußert: „Gerade an dem Widerspruch, in den sich der Verfasser der Adresse verwickelt, (dadurch, daß er einerseits officielle theologische Fakultäten an den staatlichen Hochschulen, andrerseits die Trennung der Kirche vom Staate will, und zwar nicht aus einem Nothstand, sondern aus Princip), könnte er lernen und erfahren, wie der Syllabus und die Encyklika allerdings ganz richtig, nicht die Trennung der Kirche vom Staate, sondern die engste Verbindung zwischen Kirche und Staat als den normalen Zustand erklärt hat, von dem die katholischen Völker aus einem Nothstand abweichen können, aber nicht aus Princip abweichen sollen. Nur der moderne Liberalismus ist der umgekehrten Meinung, weil er seiner Natur und Wesenheit nach nun einmal die ganze Geschichte verläugnet und in der Trennung der Kirche vom Staate den ersten Schritt sieht zur Vernichtung der Kirche durch den Staat. In einer Adresse von Katholiken aber an Bischöfe

sollte doch nicht versucht werden, diese historische Thatsache lediglich mit schönen Redeblumen zu überdecken, und an das Concil die Zumuthung zu stellen, daß es ein absolutes und principielles Verwerfungsurtheil ausspreche über die welthistorische Lebensform, in der sich die christliche Gesellschaft Jahrhunderte lang bewegt hat und groß geworden ist. Nein, die Kirche wird nie die Geschichte und ihre eigene Vergangenheit verläugnen, und das Concil wird nichts anderes sagen können als was der heilige Stuhl von jeher und zuletzt noch in der Encyklika ausgesprochen hat: es sei der von Gott gewollte Normalzustand der christlichen Gesellschaft, daß Kirche und Staat in heiliger Eintracht und inniger Verbindung schaffen an dem zeitlichen und ewigen Wohle der Menschheit. Wenn an die Stelle dieses Zustandes irgendwo die Spaltung und Trennung treten muß, dann ist dies die Folge der Fehler und Sünden ganzer Generationen und unsrer eigenen, aber nicht ein wünschenswerthes Ideal, nicht der normale Zustand". Das stimmt vollständig überein mit dem, was Görres schon im Jahr 1838 geschrieben: „Die Lehre von der gänzlichen Sonderung von Kirche und Staat, wie man in neueren Zeiten sie aufgestellt, ist eine durch und durch nichtige, abgeschmackte, widersinnige und ganz und gar verwerfliche Irrlehre, von politischen und kirchlichen Revolutionären ersonnen zum gleichen Verderben für Staat und Kirche... Die Folge ist, daß aus der Trennung sich gegenseitiges Anfeinden entwickelt, daß schneidende Widersprüche sich unversöhnlich einander anschreien und anheulen und alle Diplomaten ihre schwachen Künste umsonst versuchen, das wieder zu einigen, von dem Gott gesagt, man solle es nicht trennen". Montalembert's vielgenanntes Wort aber von der freien Kirche im freien Staate, in dem oben angedeuteten Sinne verstanden, stellt die Trennung der Kirche vom Staate als Princip, als „wünschenswerthes Ideal" auf. Daher würde es, sobald man mit seiner Verwirklichung in gedachtem Sinne Ernst machte, der Kirche nur Schaden stiften.

Trotz alledem hat die Theorie der Trennung des Staates von der Kirche heute ungemein viele Anhänger; die gerechteren und besseren der modernen Staatsmänner bekennen sich alle zu ihr, und unter den Katholiken jene, die da meinen, man müsse die Dinge immer nehmen wie sie sind und nicht wie sie sein

sollen, man müsse immer mit den faktischen Verhältnissen rechnen, und nicht mit idealen Theorien, und in Folge dessen glauben, die Kirche habe durch ihre Allianz mit dem Staate — endlich genug gelitten. Sie wollen nicht liberal sein, diese Katholiken, sind es aber doch. Daher halte ich es hier am Platze, noch etwas ausführlicher auf diese Lehre einzugehen, um so mehr als dieselbe im Laufe dieses Jahres durch die bekannte Rede des ungarischen Parlamentskönigs Deak und einen den Cortes vorgelegten Gesetzentwurf des spanischen Republikaner's und Minister's Castelar neue Empfehlungen an ihre Freunde und Feinde mitbekommen hat.

Der Staat kann, die Sache im Allgemeinen betrachtet, der Kirche gegenüber eine dreifache Rolle spielen, die des Beschützers, die des mehr oder weniger erklärten Verfolgers, endlich die des Fremden oder Theilnahmslosen. Er kann der geistlichen Gewalt gegenüber entweder als ein Karl der Große, oder als ein Bismarck, oder als ein Präsident der amerikanischen Republik auftreten*). Nun sieht doch wohl jeder ein, daß die erste Rolle die einzige ist, welche das Recht der Kirche vollständig verwirklicht; denn die zweite verletzt es; die dritte achtet es zwar genug, daß die Kirche ungehindert dem großen Werke, wozu sie gestiftet ist, dem Seelenheile sich widmen könne; sie vermag sich momentan dem Fremden gegenüber in die Stellung der geachteten Fremden zu finden. Aber sie vergißt darüber nicht, daß die von den Nachahmern Karls des Großen ihr zugewiesene königliche Stellung die ihr gebührende und zukommende sei; und darum ist sie mit Hilfe der ihr von dem Fremden eingeräumten, wenn auch unvollständigen, weil noch nicht königlichen Freiheit bestrebt, Seelen zu gewinnen und ihr Leben, ihre Gesinnung, ihren Geist dem Fremden und allen seinen Angehörigen nach und nach mitzutheilen, bis sie endlich, des gesammten Vaterlandes Mutter geworden, ihren Platz über dem Staate einnimmt, um dem letzteren den Weg zu bahnen, auf dem er ihr helfen könne, das ganze Volk zum ewigen Leben zu führen. Jene also, welche die Trennung des Staates von der Kirche anstreben oder befürworten, suchen den Staat aus einem Beschützer der Kirche, der er bisher in

*) Genfer Corr. Nr. 98.

christlichen Ländern mehr oder weniger war, ihr zum Fremden oder gar zum Verfolger zu machen, und halten das für das beste Verhältniß zwischen beiden und zwar Angesichts des einen, gemeinsamen Pfleglings, der menschlichen Gesellschaft. Nun weiß sich die Kirche freilich allen Regierungsformen anzupassen, und wo es die Rettung der Seelen gilt, sogar unter einem Nero, einem Julian oder einem Bismarck erfolgreich an diesem ihrem großen Werke zu arbeiten. Sie erträgt darum auch in solchen Fällen die Verfolgung, aber als eine beklagenswerthe Nothwendigkeit, nicht als ein Recht des Verfolgers. Bald als Sklavin behandelt, bald auf eine Stufe mit den Sekten gestellt, bald dienstbar gemacht, bald gedemüthigt, hört sie doch nicht auf zu betonen, daß sie die Königin ist und den Despoten nicht das Recht zuerkennt, sie zu unterdrücken. So rettet sie beides: ihre Principien, um das ihr anvertraute Gut der Wahrheit, wie sie es erhalten, so am jüngsten Tag ihrem göttlichen Stifter zurückgeben zu können, und die Seelen, um derentwillen sie gegründet ist. Daher erkennt es jeder logisch denkende Christ, daß jede Rede und jeder Gesetzesvorschlag, welche die Trennung des Staates von der Kirche bezwecken, auf schwerem Irrthum beruhen und im Grunde genommen, nur da möglich sind, wo die Könige sprechen: keine Kirche mehr, sie soll sich unter unser Joch beugen oder untergehen; und die Völker antworten: keine Könige mehr, wir selbst sind die Herren unsrer Geschicke; da, wo die sich also widersprechenden zu der Erklärung sich einigen: jedes Recht und jede Macht auf Erden habe, anstatt von Gott zu kommen, von ihnen selbst als Quelle und Ursprung auszugehen.

Trennung des Staates von der Kirche ist es nun, was Deak's bekannte Rede anfangs Juli bezweckte und befürwortete. „Es tritt an ganz Europa, sagte er, die Frage heran, in Folge der veränderten Verhältnisse das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in's Reine zu bringen. Und hiezu müssen wir Ungarn so gut wie Andere bereit sein. Ich glaube daher, es sei eine Commission nöthig, um alle jene Dinge, welche in diese Angelegenheit herüberragen, zu concentriren, dann zu erwägen, zu prüfen und über dieselbe Vorschläge zu erstatten." Welchen modus hält nun der ehrenwerthe Herr für geeignet, die Angelegenheit in's Reine zu bringen? — hören wir ihn selbst: „Ich glaube, daß bezüglich

dieser Frage in der gebildeten Welt zwei von einander bedeutend abweichende Systeme herrschen: das amerikanische und das europäische. Die Gesetzgebung der nordamerikanischen Staaten ging von dem Principe aus, daß der Staat sich so wenig als möglich in die Angelegenheiten der Culte zu mengen habe. Mit geringer Modification betrachtete sie auch die Culte dem Staate gegenüber als Associationen, und so wie bezüglich aller anderen Associationen, so trat der Staat auch gegen die Culte auf, wenn ihre Lehren oder ihr Vorgehen ihm gefährlich wurden, in allen anderen Angelegenheiten aber ließ er ihnen vollkommen freie Hand. Das europäische System weicht davon bedeutend ab. In Europa hat das Christenthum die Civilisation verbreitet. Die Völker, welche sich dem Christenthume nicht angeschlossen haben, gingen entweder zu Grunde, oder wenn sie bestehen, blieben sie in der Cultur sehr weit zurück. Da die christliche Religion die Begründerin der Civilisation war, so waren die Männer der Kirche ihre Führer, welche damals überwiegend, um nicht zu sagen ausschließlich, Wissen und Bildung besaßen; ihr Einfluß war theils durch ihr Wissen, theils durch die Macht der Religion auf die Lenker der Staatsangelegenheiten, auf Fürsten und andere bedeutende Männer sehr groß. Daher verbanden sie die Interessen des Christenthums oder der Religion mit allen Institutionen des Staates und die Wurzeln derselben verwuchsen mit allen Institutionen des Staates. Als Beweis hiefür brauche ich nichts Anderes zu erwähnen, als daß bis zur neuesten Zeit fast jeder Staat seine Staatsreligion hatte, oder wenigstens eine Religion, welche er mehr als die anderen begünstigte, pflegte, vertheidigte. In Frankreich, in Italien, in Oesterreich war die katholische, in Preußen die evangelische, in England die protestantische, namentlich die episcopale, in Rußland die orientalische Kirche besonders begünstigt. Dieser Umstand beginnt aufzuhören, hat jedoch an vielen Orten noch nicht aufgehört, denn es ist nicht möglich, dieses System in einem Tage zu vernichten, weil seine Wurzeln mit den Institutionen des Staates so stark verwachsen sind, daß es ohne Convulsionen unmöglich wäre, sie auszureißen, und wenn wir sie doch ausreißen wollten, so würden ihre Wurzeln von Neuem treiben, und zwar noch üppiger als früher. Meine Ansicht ist, daß von den beiden Systemen das bessere, das rationel-

lere, das zweckmäßigere das amerikanische ist, dessen Grundlage darin besteht, daß sich der Staat nicht oder doch so wenig als möglich in die Angelegenheiten der Culte einmische, und nur dann, wenn die Erhaltung des Staates dieses erfordert. Doch wenn ich das auch nicht einmal erreichen kann, so halte ich doch das Ziel stets vor Augen, unterstütze jeden Schritt, welcher uns demselben näher bringt, doch keinen einzigen, welcher uns von demselben entfernt.

Für sehr wichtig halte ich ferner die Frage der katholischen Autonomie. In dieser Hinsicht ist meine Meinung die, daß die katholische Autonomie nur negativ vor den Reichstag gehört. Wir haben kein Recht, uns in die Autonomie in der Weise einzumischen, daß wir bestimmen, wie sie sein soll; wir haben aber das Recht zu sagen, wie sie nicht sein darf. So z. B. würde der Staat, wenn es einer Automie einfallen sollte, sich ihren Gläubigen gegenüber ein Strafrecht anzumaßen, ihr dieses Recht nicht zugestehen können; zu strafen hat im Staate nur der Staat das Recht; eine solche Autonomie würde der Staat nicht dulden können."

Herr Deak will also, um „die Sache zwischen Kirche und Staat in's Reine zu bringen", das alte — „europäische System', wonach Kirche und Staat in heiliger Eintracht und inniger Verbindung am zeitlichen und ewigen Wohle der Menschheit schaffen, durch das amerikanische als das bessere, rationellere und zweckmäßigere ersetzt, d. h. den Staat von der Kirche getrennt wissen und zwar so, daß derselbe gar nicht oder doch nur so wenig als möglich in den Cultus sich einmische, und nur dann, wenn die Erhaltung des Staates dies erfordert. Das ist das Ziel, das er stets im Auge behalten wolle. Was nun aber da Herr Deak in seiner glatten Rede den Ungarn plausibel macht, ist im Grunde gar nichts anders als das bismarckische Kirchenverfolgungssystem, nur nicht in so schroffer, unsanfter Form, wie es im deutschen Reiche ausgeführt wird, nein, beileibe nicht, er ist für eine geräuschlosere Procedur, er ist ein Verfolger in Sammet-Handschuhen: „Ich halte es nicht für zweckmäßig, sagt er, daß morgen schon ein Gesetzartikel gebracht und gesagt würde, ein katholischer Bischof habe im Oberhaus nichts mehr zu suchen — um nichts in der Welt! Man würde glauben, daß wir

sie verfolgen; und es gibt keinen gefährlicheren Menschen, als den Martyrer... Darum will ich nur noch sagen, so schließt Herr Deak seine Rede, daß in diesen Angelegenheiten die größte Behutsamkeit nothwendig sei. Mit der Energie und mit der Besonnenheit muß die sorgsamste Behutsamkeit sich paaren, weil die Frage leicht vergiftet werden kann. Ich schließe meine Rede, indem ich es ausspreche, daß ich jede Art von Religionskrieg wo möglich zu vermeiden wünsche. Wenn der Religionskrieg aus dem Fanatismus entspringt und mit Fanatismus geführt wird, dann ist er schädlich, gefährlich; doch ein Religionskrieg — denn man kann nicht nur mit Waffen, sondern auch mit Federn Krieg führen, auch jene sind sehr böse, welche mit der Feder und in den Berathungssälen geführt werden — ein Religionskrieg, welcher, ohne Glaubens-, ohne Religionseifer geführt, blos aus Privatinteresse, aus politischen Zwecken, ist noch gefährlicher und dabei auch verächtlich. Damit möchte ich unser Vaterland verschont wissen, ohne gleichwohl unsere Rechte, unsere constitutionelle Stellung zu gefährden, und um das erreichen zu können, müssen wir vor Allem für Waffen Sorge tragen, welche wir in einem solchen Kriege zu unserer Vertheidigung benutzen können."

Also auch Herr Deak irrt, und erwartet von seinem Irrthum — Heil für sein Vaterland; er hält es für besser und rationeller, daß der Staat aus dem bisherigen Beschützer der Kirche ein Fremder und, da dies ein christlicher Staat nicht werden kann, ohne mit seinen Angehörigen und Institutionen — ungläubig zu werden, und also die Kirche zu verdrängen, ein Verfolger zu werden. Das Ganze aber, was Deak und so Viele mit ihm anstreben, heißt aber nichts anders als Gottes Plan und Anordnung reformiren und nach ihren eigenen Ideen ein revidirtes und verbessertes sociales System entwerfen und durchführen wollen. Daher ist und bleibt das Reden und Arbeiten für Trennung des Staates von der Kirche eine unverzeihliche Thorheit: die Zerstörung der göttlichen Anordnung ist niemals gut, niemals rationell, aber sie ist Sünde.

Ist nun die Trennung des Staates von der Kirche in Ungarn und überall vom Uebel und eine Zerstörung der göttlichen

Anordnung, so ist sie das sicher auch in Spanien, mag sie der Kirche gegenüber noch so freigebig, noch so großmüthig beabsichtigt oder vorgegeben werden. Daher weiß schon jeder Katholik, der nicht Anspruch macht, „liberal" zu sein, was er von dem Gesetzentwurf zu halten hat, den unlängst Castelar den Madrider Cortes über Trennung von Kirche und Staat vorgelegt — gewiß nur aus eigennütziger Großmuth und weil er nicht mehr anders konnte. Vielen meiner Leser aber dürfte dieser Gesetzentwurf unbekannt geblieben sein. Darum will ich das mittheilen, was die „Genfer Correspondenz" am 8. August in Nr. 111 aus Rom darüber gebracht:

„Herr Emilio Castelar hat jüngst den Madrider Cortes einen Gesetzentwurf über die Trennung von Kirche und Staat vorgelegt. In Spanien, diesem Vaterlande so vieler Heiligen, und für sein durch und durch katholisches Volk war die Anwendung dieser dem Liberalismus so theuern Theorie kein dringendes Bedürfniß. Kirche und Staat haben daselbst viele Jahrhunderte lang in zu guter Eintracht neben einander gelebt, als daß Jemand die Nothwendigkeit ihrer Trennung empfinden sollte. Dennoch erhebt Castelar, indem er den Antrag auf Trennung stellt, den Anspruch, großmüthig zu erscheinen.

Seinem Projekte gemäß würden die Cortes feierlich die vollständige Autonomie der katholischen Kirche in Spanien proclamiren. Der Staat würde all dasjenige, dessen die Regierungen, die katholischen nicht ausgenommen, seit zwei Jahrhunderten sich zu bemächtigen suchten, aus der Hand geben. Er würde auf die Wahl und Präsentation der Bischöfe verzichten und der Kirche die volle, unbeschränkte Freiheit des Unterrichtens sowie das Associationsrecht zuerkennen. Die gegenwärtig in Spanien existirenden Orden sollen völlige Freiheit genießen, jene, welche sich in Zukunft dort niederlassen möchten, keinen Hindernissen begegnen. Ihre Thätigkeit auf religiösem Gebiete wäre ausschließlich von der geistlichen Autorität zu regeln. Das Recht des Erwerbes und des Besitzes aller Arten von Eigenthum wäre der Kirche eingeräumt. Die Regierung würde ihre (vermeintlichen) Ansprüche auf placet und exequatur fallen lassen. Specialgesetze hätten die Mittel zu bestimmen, durch welche der Kirche die bisher ihr aufgedrungenen Einkünfte, ohne Präjudiz der durch die bestehenden Gesetze den Mönchen oder Nonnen an-

gewiesenen Pensionen gesichert werden sollen. Desgleichen würde die Regierung auf alle, durch die sogenannte Kreuzzugs-Bulle festgesetzten Einkünfte verzichten.

Dies sind, gemäß den uns zugekommenen Mittheilungen, die wesentlichsten Punkte des Projektes Castelar. Man muß gerecht sein; es läßt sich nicht läugnen, daß vorstehendes Programm, namentlich im Vergleiche mit den Anmaßungen, welche seit zwei Jahrhunderten sogar von katholischen Regierungen erhoben werden, eine gewisse Freigebigkeit verräth. Mehrere der in ihm enthaltenen Bestimmungen tragen den Stempel der Gerechtigkeit. Ueberall anderswo als in Spanien hätte man Grund, sich darüber zu freuen, nicht als eine volle rückhaltlose Anerkennung der der Kirche zustehenden Rechte, sondern als eine Verzichtleistung auf zahlreiche Servitute, welche der Staat sich herausnahm, ihr aufzuerlegen.

Was aber den von Emil Castelar allen Illusionisten der irreligiösen Politik entlehnten Traum der sogenannten Trennung von Kirche und Staat anlangt, können wir demselben nicht beipflichten. Eine Trennung wäre die Isolirung beider Gewalten, die, gemäß ihrer Einsetzung und Bestimmung, einträchtig neben einander bestehen und sich gegenseitig unterstützen sollen. Es gibt Fälle, in denen es besser ist, daß eine Mutter sich von ihrem Sohne trenne, wenn nämlich Letzterer, anstatt sich ihr gegenüber als Sohn zu betragen, den widernatürlichen Anspruch erhebt, die Rolle des Herrn zu spielen. Dann kann ihn die Mutter, zu seinem Unglücke, von sich fern halten. Aber die Ordnung und das Wohl beider, hauptsächlich jedoch des Sohnes, verlangen, daß dieser bei der Mutter ausharre, und ihr die Unterstützung seines Armes biete, um ihr Achtung zu verschaffen, ihr zu helfen und sie zu vertheidigen. Keines der menschlichen Dinge kann von der dem Schöpfer und mithin der von ihm gestifteten Kirche schuldigen Einigkeit und Abhängigkeit emancipirt werden. Auf dieser Einigkeit und Abhängigkeit beruht das Leben und Heil der ganzen socialen Ordnung. Zu allen Zeiten war es so in Spanien. Trotz mancher Fehler der durch ihre Macht berauschten katholischen Könige zeigte sich der Staat im Allgemeinen der Kirche gegenüber als gehorsamer, edler Sohn. In diesem Jahrhundert allerdings übte der moderne Geist, ein Geist des Mißtrauens und der Empörung, auch in Spanien einen verderblichen Einfluß aus; die Kirche hatte

viele Unbilden von Seite des Staates zu erdulden. Aber in keinem Lande ist die Einigkeit beider Gewalten, die harmonische Unterordnung des Sohnes unter die Mutter so sehr wie in Spanien in das Wesen der Nation eingedrungen. Weßhalb also die Trennung decretiren wollen? Wäre es nicht einfacher, natürlicher und gerechter, auf den von allen früheren Generationen gebahnten Weg zurückzukehren und ihn nur von den Dornen zu befreien, welche die Gewaltmißbräuche einiger Könige und die weit unheilvolleren, von dem modernen Geiste geschaffenen Systeme darauf wuchern ließen?"

Diesen Worten ist aber in der That weiter nichts beizufügen als dies, es käme doch blos auf einen loyalen Versuch an, einmal wieder mit der Kirche in Harmonie die Gesellschaft zu regieren, um sich erst zu überzeugen, was denn für Staat und Kirche und Menschheit besser sei, Trennung oder Eintracht. Darum ist an alle moderne Staatslenker und deren Geschäftsführer, an alle Gesetzesberather und Kammerredehalter der berechtigte Mahnruf zu richten: Versucht es doch einmal und erkläret euch wieder aufrichtig und ehrlich für Gott und seine Kirche, und Gott und seine Kirche werden sich auch wieder für euch erklären!

Doch wäre das, um auf Montalemberts Losungswort zurückzukommen, nicht der einzige Schaden, welchen dieses Wort nach sich zöge. Denn es würde für's Zweite auch den modernen Liberalismus in foro Ecclesiæ legitimiren. Als „freier Staat", der in seinem Wirkungskreise nichts nach der Kirche zu fragen bräuchte, wäre er berechtigt, alle irdischen Angelegenheiten der Gesellschaft, die politischen, commerciellen, nationalökonomischen und bürgerlichen, ohne alle Rücksicht auf die Kirche und Gottes Offenbarung, ja mit bewußter Ignorirung der positiven Religion und des göttlichen Gesetzes, blos nach sogenannten „Regeln der gesunden Vernunft" zu ordnen. Darin aber besteht gerade die Natur und Wesenheit des modernen Liberalismus, daß er von Rücksichten auf Kirche, Christenthum und einen persönlichen Gott nichts mehr wissen will und alle Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft, auch jene, die religiösen Charakters sind, die auf Erziehung, Schule, Ehe und dergleichen sich beziehen, nur nach den Gesetzen der natürlichen Vernunft zu regeln versucht. Die Zauberformel also, womit Montalembert dem Schaden der Zeit abhelfen

wollte, würde, wie gesagt, den modernen Liberalismus, das abgeschmackteste und trostloseste Theorem, das die Menschen je ausgedacht, auch in foro Ecclesiæ sanktioniren und Alles, was der moderne Staat schon ohne die Kirche und gegen die Kirche auf eigenem und fremdem Gebiete verübt und gefrevelt hat, legitimiren. Das wäre aber erst recht unheilvoll für die Kirche. Denn statt des Friedens, den der französische Graf mit seinem Ausspruche zwischen Kirche und Staat zu verewigen dachte, würde der Krieg sich verewigen, und würde namentlich die Kirche aus dem Belagerungszustand niemehr herauskommen. Denn ist auch der Wirkungskreis der Kirche von dem des Staates verschieden, so ist doch das Feld, worauf beide sich befinden, das nämliche; es ist wahr, das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt, es wirkt nicht für diese Welt, aber es ist und wirkt doch in dieser Welt. Und wenn die Erben der alten Sophisterei auch heute noch nicht müde werden, den Ultramontanen das Wort unsers Herrn zuzurufen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“: so sind dieselben einfach an sankt Augustin zu verweisen, der ihnen schon längst gesagt: „Ihr verstehet nicht zu lesen; Christus non dixit: regnum meum non est hinc, sed non est hic. Non dixit: regnum meum non est in hoc mundo, sed non est de hoc mundo. Hic enim est utique regnum ejus, et quidem usque in finem saculi“. Am selben Orte aber, und das läßt sich nicht läugnen, hat auch der Staat sein Reich. Die Welt ist die Domäne, worauf Staat und Kirche, beide ein unbestreitbares Mitbesitzungsrecht haben, um hier, jedes in seiner Weise, seinen Beruf zum Wohle der Menschheit zu erfüllen. Wie also, wenn beide Gewalten auf demselben Gebiete „freie“, d. h. ohne daß eine nach der andern frägt, ohne daß eine um die andere sich kümmert, einmal schalten und walten, was wird die Folge sein? — diese, daß sie sich und das Menschengeschlecht am Ende zu Tode wirthschaften.

Ja, das Zauberwort, in dem Montalembert den Schlüssel zur Lösung aller kirchenpolitischen Räthsel gefunden haben wollte, führt in seinen letzten Consequenzen zu der modernen Weltanschauung, daß die Kirche mit der Zeit einmal unnöthig und entbehrlich werde oder es schon sei und nur den Staat in seiner „freien“ Entwicklung hindere, darum aber auch verdiene, abgeschafft zu werden. Denn um „frei“, d. h. von der Kirche in nichts mehr

gehindert zu werden, kann der Staat eines Tages leicht auf den Einfall kommen, — der moderne Staat ist schon lange darauf —, den Leuten das ersetzen zu wollen, was ihnen die Kirche bietet und ihnen als Entschädigung für die Glaubensartikel, die zehn Gebote, die vier letzten Dinge und für die ganze christliche Hoffnung seine vielgerühmten Surrogate, theilweise aus Mahomeds lustreichem Paradies herausgeholt, um ein Wohlfeiles zu überlassen, vor Allem moderne Humanität, zeitgemäße Moral, schweizer Toleranz, Berliner Intelligenz und Wiener Börsentugendhaftigkeit, dazu das beseligende Bewußtsein, dem modernen deutschen Reiche anzugehören, auf die Ultramontanen und Jesuiten ungestraft lügen und verleumden zu dürfen, Alles, was den Katholiken hehr und heilig ist, lästern zu können, endlich das beglückende Hochgefühl, bis zu sechs Jahren Kindergärtler, bis zu vierzehn Jahren Schulzwängling, bis zu zwanzig Jahren obligater Fortbildungsbeflißener, bis zu zwei und dreißig Jahren deutscher Reichssoldat, der sein Vaterland alljährlich 225 Thaler kostet, bis zu fünf und vierzig Jahren Landwehrmann, der im Krieg den Andern nachzurücken verpflichtet ist, bis zu sechzig Jahren „organisirter" Landsturm, der im Nothfall die Besatzung für die Festungen bildet, und endlich sein ganzes Leben lang Steuerzahler zu sein. Daß sich aber Tausende und abermal Tausende schon heute mit diesen Surrogaten genügen lassen und schon jetzt kein Bedürfniß mehr nach den Gütern der Kirche haben, braucht leider Gottes nicht erst bewiesen zu werden. An dem Tage also, wo Montalembert's „freier Staat" den naheliegenden Einfall ex officio in's Werk setzt, wird ihm die „freie Kirche" entbehrlich, und er wird dann nicht lange zögern, der Vereinfachung wegen sie aus dem Wege zu schaffen.

Wie man sieht, klärt Montalembert's berühmtes Losungswort, das er seiner Zeit den französischen Katholiken gegeben, in dem Verhältniß der Kirche zum Staate auch rein gar nichts auf, ist ungemein vieldeutig, und das mehr zum Schaden, als zum Vortheil der Kirche.

Jedenfalls besser, als der französische Graf, trifft der alte Görres das Richtige in dieser Sache, wenn er meint: „Was die Kirche von dem Gründer der neuen Ordnung in der Fassung des Dogma's von der Inkarnation ausgesagt: Wahrer Gott und wahrer

Mensch, ein und derselbe Christus, Herr und Eingeborener in zwei Naturen, ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Theilung und ohne Sonderung: das gilt auch ganz und gar von der Ordnung, die er begründet hat. Die christliche Societät, wie sie die Vorzeit verstanden, sollte auch sein: wahre, göttliche und menschliche Ordnung, Kirche und Staat, eine und dieselbe Christenheit, Herrin und Eingeborene in zwei Naturen, ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Theilung und ohne Sonderung. Kirche und Staat waren daher in einer durchgreifenden, innerlichen, wahrhaft hypostatischen Einigung zu einem Subjekt verbunden, so zwar, daß die beiden Naturen verschiedenen Ursprungs, jede in ihrer Eigenthümlichkeit, fortbeharren, und beide doch mit einander in eine und dieselbe moralische Persönlichkeit zusammenwachsen konnten."

Manchem könnte aber nicht recht einleuchten, wie Kirche und Staat in der Christenheit in einer wahrhaft hypostatischen Einigung zu einem Subjekt verbunden waren und sind und immer sein sollen. Vielleicht hat er auch sonst noch manches gegen die Auseinandersetzung des alten Görres einzuwenden. Daher soll hier bemerkt sein, daß verschiedene Gesellschaften aus denselben Mitgliedern bestehen oder, was dasselbe ist, daß dieselben Mitglieder zu gleicher Zeit verschiedenen Gesellschaften angehören können. Kirche und Staat aber sind zwei Gesellschaften, in denen der Mensch im gewöhnlichen Weltlaufe leben muß, um sein Ziel, sein zeitliches und ewiges Wohl zu erreichen. Es sind also Kirche und Staat in der Christenheit, in sensu concreto genommen, gleichsam in hypostatischer Einigung zu einem Subjekte verbunden, aber, wie gesagt, so, daß beide ihrer Natur nach verschiedenen Ursprungs weder sich theilend noch sondernd, noch auch sich in einander verwandelnd, sondern jede in ihrer Eigenthümlichkeit mit Bezug auf Zweck und Mittel fortbestehen.

Daraus ergibt sich aber von selbst, was Görres weiter schreibt: „Wahr ist, wenn gesagt wird, es komme der Kirche nicht zu, Staat zu sein, vorausgesetzt, daß auch auf der andern Seite der Gegensatz Anerkenntniß findet, es komme dem Staate nicht zu, Kirche zu sein; das wird freilich entweder gar nicht oder nur halb zugegeben, und wird dann behauptet, es sei etwas Anders, wenn die Kirche den Staat in sich herüberziehe, und etwas An-

ders, wenn der Staat die Kirche mitzuregieren unternimmt. Es ist vielmehr gar kein Unterschied; beide sind gleich sehr im Unrecht, wenn das eine in die eigenthümliche Rechtssphäre des andern gewaltsam hinübergreifend sich ihm zu substituiren versucht (d. h. das andere sein will); beide sind gleich sehr im Recht, wenn in der ihnen gemeinsamen Sphäre die Kirche den Staat in ihrer Weise, der Staat die Kirche in seiner Weise mit zu regieren unternimmt".

Hiemit wäre also im Wesentlichen die Nachbarschaft charakterisirt, wie sie Gott vom Staate der Kirche gegenüber und von der Kirche dem Staate gegenüber gehalten, gepflegt und geübt wissen will: wer sie stört, vergreift sich an Gottes Anordnung, und zwar in der heiligsten Sache, und begeht wahrhaftigen Hochverrath. Auf solchen Frevel aber hat unser Herrgott — die Weltgeschichte ist schon des Oeftern Zeuge gewesen, den Fluch gelegt, der die Frevler am Ende ihres Weges sicher erwartet, um sie im Wetterstrahle augenscheinlich zu treffen. Sequitur superbos ultor a tergo Deus. Ich will nur ein Exempel hier citiren, das Gott schon im alten Bunde statuirt und dann in dem großen Tagebuch, das er von Anfang der Welt an über die Menschenhändel geführt, hat einregistriren lassen, auf daß es Allen, die da die Lust in sich verspüren, ein Gleiches zu begehen, eine ernste Warnung sei. Es ist Ozias, König von Israel. Von ihm wird berichtet: „Und er that, was recht war in den Augen des Herrn. Und er suchte den Herrn, und so lange er ihn suchte, führte ihn der Herr in allen Stücken. Aber da er mächtig geworden, erhob sich sein Herz — zu seinem Untergang; er verachtete den Herrn, seinen Gott, und ging in den Tempel und wollte Rauchwerk anzünden auf dem Räucheraltar. Aber alsbald ging ihm nach Azarias, der Hohepriester, und mit ihm achtzig Priester des Herrn, wackere Männer, und widersetzten sich dem König, und sprachen: Das ist nicht deines Amtes, o König, daß du Rauchwerk anzündest, sondern es ist das Amt der Priester, die geweiht sind zu diesem Dienste. Geh also hinaus aus dem Heiligthum, und verachte es nicht, denn dies wird dir nicht zur Ehre gerechnet von Gott, dem Herrn. Da ward aber Ozias zornig und drohte, das Rauchfaß in der Hand, den Priestern. Und alsbald brach der Aussatz an seiner Stirne aus, im Hause des Herrn, vor dem Räucheraltar. Er selbst er-

schrack und eilte fortzukommen; denn er fühlte alsogleich die Züchtigung des Herrn. Also ward Ozias, der König, aussätzig und blieb es bis zum Tage seines Todes." Den modernen Staatskirchenmännern kann man nun in keiner Weise das Gute nachsagen, das die heilige Urkunde an Ozias lobt, um so dreister aber das Böse, das Ozias, seine Gerechtsame überschreitend, im Hause des Herrn verübt, und von diesem Bösen weit mehr, als Ozias verübt, denn er hat blos an das Rauchfaß gerührt, um ein Recht zu üben, das ihm nicht zustand, und Gott schlug ihn mit eckelhaftem Aussatze und ließ ihn geschlagen bis zum Tode. Die modernen Staatskirchenmänner aber, und jene Fürsten, die sich ihnen auf Gnade und Ungnade überantwortet, haben sämmtliche Rechte, Freiheiten und Güter des Heiligthums confiskirt und dieses zur Staatsdomäne erklärt, um den Gottesdienst nach und nach ganz abzuschaffen, und wo sie das noch nicht gethan, sind sie in voller Arbeit, es zu thun. Eins ist darum sicher, nämlich dies, daß die modernen Staatskirchenmänner bei ihrer „Gottesdienstordnung" nicht an Gott denken: denn der Gedanke an Gott, sagt Schiller, weckt einen fürchterlichen Nachbar auf: seine Name ist Richter. Er aber macht zu Gunsten der modernen Kirchenfrevler keine Ausnahme in der Handhabung seiner ewigen Gerechtigkeit und ihres großen weltgeschichtlichen Urtheils, wie es der Prophet in einer fliegenden Rolle geschrieben sah: „Das ist der Fluch, der ausgeht über die ganze Erde: jeder Dieb wird gerichtet werden, und jeder Meineidige gleichfalls." Die modernen Bauleute also, die den schon so oft mißlungenen Versuch immer wieder von neuem aufnehmen, die Kirche Gottes vorerst auszuräumen, dann aber von Grund aus abzubrechen und an ihrer Stelle eine neue zu construiren nach eigenem Plan und Kostenüberschlag: diese alle thäten wohl, das hereinbrechende Gottesgericht zu fürchten. Wer seit Cavour von den italienischen Staatskirchenmännern sich eine Liste angelegt und sie heute durchschaut, wird unwillkürlich erschrecken: der Gerichtsvollzieher Gottes ist unermüdlich gewesen, einen um den andern vor Gottes Richterstuhl zu citiren, plötzlich und jäh, so daß selbst jene, die bei dem modernen Baltassar-Gelage über die ihr „Mane, Thekel, Phares" schreibende Hand Gottes zu spotten scheinen, erbleichen und es eingestehen: „Wir leben inmitten von Leichenbegängnissen.

Nach Manzoni war es Lipari, nach Lipari — Ratazzi; was zurückbleibt, sind hochtrabende Nullitäten."

Gegen diese Darstellung der gegenseitigen Nachbarschaft, wie sie zwischen Staat und Kirche rechtlich bestehen sollte, wird aber eingewendet, daß die Kirche, wie sich nicht läugnen lasse, im Mittelalter ihren Einfluß nicht blos auf die geistliche Seite, sondern auch, in den Wirkungskreis des Staates herübergreifend, auf die säkulare Seite der damaligen Christenheit ausdehnte, daß sie eine besondere Einwirkung auf das öffentliche Recht, sowohl was den Anspruch auf Kronen als auch was das Verhältniß der Fürsten zu den Völkern und Vasallen betraf, ausübte, daß sie eine maßgebende Stimme in dem mittelalterlichen Staats- und Völkerrecht beanspruchte und sogar eine schiedsrichterliche Stellung fast in allen großen internationalen Angelegenheiten forderte und behauptete, auch wenn diese rein irdischer Natur waren. Wenn darum die Kirche in ihrem Zeitalter kein Bedenken getragen habe, in den Wirkungskreis des Staates bestimmend und entscheidend einzugreifen, so wird sie es jetzt dem Staate nicht sehr verargen dürfen, wenn auch er in seinem Zeitalter in das Rechtsgebiet der Kirche bestimmend und entscheidend einfällt. Dieser Einwand hat nun wirklich (wenn auch nur scheinbare) Gründe für sich, deren stärkster jedenfalls in der Klage des ersten Napoleon ausgesprochen ist: „Die Kirche nimmt mir die Seelen und wirft mir nur die Leichen hin!" Daher will ich darauf kurz antworten.

Soviel steht fest: sowohl die Kirche als der Staat hat ein eigenthümliches Rechtsgebiet und einen unantastbaren Wirkungskreis, worin die eine Gewalt die andere gewähren lassen muß. An der Grenze der beiderseitigen Rechtsgebiete aber entsteht ein drittes, ein Mittelgebiet, worin durchaus das Prinzip der Gegenseitigkeit gilt; so zwar, daß Rechte und Pflichten der einen Seite die der andern bedingen. Die ganze christliche sociale Ordnung, sagt einmal Görres, ist von Anfang an auf ein gänzliches Durchdringen und Durchwachsen der beiden Gesellschaften, der Kirche und des Staates, gebaut, in Folge dessen die eine der andern so viel pflichtet, als diese ihr hinwiederum schuldet, und sohin, obgleich beide in ganz verschiedenen Gebieten fußen und ohne sich zu vermischen, auch in ihrer Sonderung sich bewahren, in ihrem Zusammentreffen kein Conflikt vorkommen kann, den nicht der

wohlverständigte gute Wille friedlich zu lösen vermöchte. Alles Bestreben früherer besonnener Zeiten ist darauf hinausgegangen, das lebendige Durcheinanderspielen beider Elemente zum Segen der Christenheit zu fördern. Die Kirche war in ihren Prälaten bei allen bedeutenden Vorkommnissen des Staates zugegen, wie auch die Transaktionen der Kirche, insofern sie den Staat berührten, diesem sich nicht verbergen mochten. An Conflikten hat es auch damals nicht gefehlt, aber überall wußte man Mittel zu finden, sie in einer dem Ganzen gedeihlichen Weise zu lösen. Man redet so oft von einer im Mittelalter auf's Höchste gesteigerten Papalgewalt. Meinetwegen; aber es muß hier vor Allem daran erinnert werden, daß die geistliche Gewalt des Papstes in gewissen Zeiten ersichtlicher auftreten, aber in keinem Falle größer oder kleiner werden kann, als sie ist. Wenn daher der Papst in früheren Zeiten in allen großen Angelegenheiten der Christenheit, oder, wenn dieses Wort zu „bigott" klingen sollte, der bürgerlichen Gesellschaft eine schiedsrichterliche internationale Stellung einnahm und eine maßgebende Stimme sogar im mittelalterlichen Staats- und Völkerrecht hatte, so ist der Grund hievon nicht in der Herrschsucht der Päpste, nicht in der Anmaßung der weltlichen Gewalt, noch im Mißbrauch der geistlichen, sondern in der Gewohnheit der mittelalterlichen christlichen Völker zu suchen, alle Verhältnisse mit den Augen des Glaubens zu schauen und sie nach seinen Motiven und Grundsätzen zu ordnen und zu regeln. Von einem Widerstreit der Bürgerpflicht und Christenpflicht, wie er in Folge der modernen Gesetzgebung tausendfach, schroff und unauflöslich, hervortritt und das christliche Gewissen ängstigt und vergewaltigt, hatten die Köpfe jener Zeiten noch keine Ahnung. Ihnen stand als Leitstern fest, daß die höhere und vorzüglichere Gottesanstalt auf Erden die Kirche sei und daß jeder mögliche Zweifel auch über die Bürgerpflicht nur von dorther die berechtigte und entscheidende Beruhigung erhalten könne. Die Kirche war ihnen aber auch noch eine um das Wohl ihrer Kinder treubesorgte Mutter, von der sie wußten, daß sie mit ihrem zum Himmel gerichteten, von Irrthum, Lüge und Leidenschaft niemals getrübten Auge auch am sichersten und klarsten in den Verhältnissen der Erde sehe. Daher kamen die christlichen Geschlechter nicht blos in den unmittelbaren Fragen des

Gewissens zu ihr, um sich Rath und sichere Entscheidung zu holen, nein, sie thaten dies auch in anderen großen Verhältnissen, theils um das Sittlich-Bessere, theils um das Irdisch-Zweckmäßigere zu erfragen, zumal sich ja aus jeder zu treffenden Wahl Gewissensfolgen ergeben können. Und sie thaten das mit Vertrauen. Nehmen wir zum Beispiel den Krieg: er galt zwischen zwei christlichen Völkern immer als schweres Unglück und, wenn sie auch nicht dieselbe Sprache sprachen, immer als Bruderkrieg. Diese Anschauung war in der damaligen Welt so allgemein und selbstverständlich, daß sich Niemand ihr entziehen konnte und selbst Fürsten, welche mit dem Papste in heftigen Kampf geriethen, eher alles andere, als die Berechtigung desselben zur Entscheidung in Frage stellten. Die von den Völkern in ihren Anliegen zu Rathe gezogene und befragte Kirche war aber der Papst und gab Antwort durch den Papst. Fügen wir hinzu, daß noch besondere Thatsachen, wie das bestimmte Recht des Papstes zur Verleihung des Kaiserthums — die höchste weltliche Gewalt an so vielen Stellen nach Rom hin gravitiren machten, so wird die im Mittelalter herrschende Anschauung nicht Wunder nehmen, daß gerade die Fragen des höchsten, d. h. des öffentlichen Recht's vor das Forum des Papstes gehören, und nur durch dessen Ausspruch endgiltig erledigt werden können. Daher war, wie gesagt, jene weltliche Gewalt des Papstthums nichts weniger als eine angemaßte den Fürsten und Völker wider Willen aufgehalste, sondern sie hatte in der damaligen christlichen Welt- und Gesellschaftsauffassung, und dann in der freiwilligen, vertrauensvollen Hingabe der christlichen Völker ihre Wurzel und Stärke. Es verdient aber hier bemerkt zu werden, daß diese Auffassung und diese vertrauensvolle Hingabe weder den Fürsten noch den Völker irgendwie zum Nachtheil gereichte: nicht den Fürsten, denn jene Völker erhielten vom Papste niemals die Antwort, daß es erlaubt sei, Recht und Begriff der weltlichen Gewalt in Frage zu stellen, Fürsten von ihren Thronen zu stürzen, oder Königshäupter unter die Guillotine zu legen, um sie abzuschlagen; — nicht den Völkern, denn diese hatten niemals an dynastischen Kriegen zu verbluten, noch für fürstliche Vergnügungen unerschwingliche Lasten zu tragen, noch die unerhörte Vergewaltigung des Gewissens durch die brutalen Launen gewissenloser „Gesetzgebungsfaktoren" sich gefallen zu

lassen.*) Nein, bei der Gewalt, die der Papst in den weltlichen Staatsaffairen des Mittelalters ausübte, haben weder die Könige noch die Völker etwas verloren: man hat die mittelalterliche Ansicht jetzt als besonders greuelhaft verschrieen, aber weder die Fürsten noch die Völker haben hiebei gewonnen. „Dabei bleibe ich, sagt der protestantische Geschichtsschreiber Böhmer, der militärische Despotismus, dieser größte Krebsschaden unsrer Zeit, konnte nicht entstehen, solange das Papstthum oberhirtlich waltete und in die weltlichen Dinge eingriff, und er wird bei uns in demselben Grade steigen, in welchem die kirchlichen Gewalten und Ordnungen an Einfluß verlieren". Bei alledem darf man aber ja nicht meinen, die Kirche habe in der Weise des Staates in die weltlichen Angelegenheiten eingegriffen, nein, sie hat es nicht als Staat, sondern immer nur als Kirche gethan, d. h. sie hat dabei nicht einen irdischen Zweck, sondern immer nur ein himmlisches Ziel verfolgt und erstrebt. Wenn daher der Staat heutzutage dasselbe Recht gegenüber der Kirche beansprucht, das die Kirche im Mittelalter gegenüber dem Staate ausgeübt, so wäre unsrerseits dagegen nicht einmal viel zu erinnern, vorausgesetzt, daß wie die Kirche nicht als Staat in das weltliche, so auch der Staat nicht als Kirche in das geistliche Gebiet hinübergreift. Das aber ist es gerade, was der moderne Staat auf dem geistlichen Gebiet treibt: er spielt die Kirche, und zwar bis in's Kleinste, indem er über Glaubensartikel und Kirchengesetze, über Amtsgewalt der Bischöfe, über Erziehung der Geistlichen, über Aufnahme in und Ausschließung aus der Kirche, über Sakramente und Begräbniß entscheidet und dekretirt. Daher ist denn der obige Einwand gegen die erläuterte Nachbarschaft von Staat und Kirche und die daraus abgeleitete Schlußfolge unberechtigt: solches hat sich die Kirche niemals auf dem Gebiete des Staates herausgenommen, was sich der Staat eben auf dem Gebiete der Kirche herausnimmt.

Was hätte denn aber der Staat in seiner Weise an der Kirche zu thun, wenn er, sich meinetwegen revanchirend, der Kirche vergelten wollte, was diese in ihrer Weise am Staate gethan? — Er hätte als Schirmherr der Kirche das

*) Man vergleiche „Aphorismen" III. B., die Geistesfrüchte eines der scharfsinnigsten und geistvollsten Männer Oesterreichs.

sogenannte Majestätsrecht des Schutzes über sie zu üben, also alle Angriffe gegen die Würde und Heiligkeit der Religion zu ahnden, was die Kirche im Gebiete der Lehre und der Zucht festgestellt, durch seine Gesetze zu bekräftigen, dann für die würdige Ausstattung des Gottesdienstes und den Unterhalt der Diener des Altars zu sorgen, kurz die Kirche in ihrer Würde, ihrem Ansehen zu erhalten und in ihrer Mission zu fördern. Dieses sogenannte Majestätsrecht ist aber in Wahrheit eine Majestätspflicht, wesentlich an die höchste Staatsgewalt geknüpft; denn diese ist nicht um ihrer selbst willen von Gott angeordnet, sondern zur Wohlfahrt der Völker; diese ist aber dann am besten besorgt, wenn die Kirche in ihrer Mission, die Menschen, den Höchsten wie den Letzten zu heiligen und selig zu machen, vom Staate beschützt und gefördert wird. Möge also der Staat in dieser ihm sogar pflichtgemäß zustehenden Weise auf das Gebiet der Kirche hinüberwirken; die Kirche wird ihm dankbar sein und ihm für den Schutz, den er ihr gewährt, gern den ihrigen gewähren. Dieser aber ist mindestens ebensoviel werth, als der Schutz des Staates; denn der Kirche und ihrer Obhut sind die Fundamente des Staates anvertraut: ob sie will oder nicht, sie muß, sie ist verpflichtet, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaiser's ist, sie muß ihren Anhängern Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit verkünden und zur Pflicht machen, und sie hat dies immer gethan. Fehlt aber der Staat seiner Pflicht und entzieht er der Kirche seinen Schutz, dann kann sie ihm den ihrigen nicht gewähren und seine Fundamente nicht behüten, die, wenn sie zusammenbrechen, — mögen oben die Heere und Polizeimannschaften noch so zahlreich und noch so sorgsam wachen, — nothwendig seinen Sturz nach sich ziehen. Ich habe also gar nichts dawider, daß der Staat seine Polizeidiener und Gendarmen in die Kirche schickt, vorausgesetzt, daß er es nicht thut, um die Priester und die Verkündigung des Evangelium's zu überwachen und die Anwesenden vor einer tüchtigen Predigt und Christenlehre, als sei sie eine Beleidigung, in Schutz zu nehmen, sondern um alle jene zu überwachen, die dahin kommen, um den Gottesdienst zu stören und die Religion zu verhöhnen. Weiter hat aber der Staat auf dem der Kirche eigenthümlichen Gebiete nichts vorzunehmen, nichts auszuüben, als diese Schutzpflicht zu erfüllen;

da, wo es sich darum handelt, eine Glaubenslehre festzusetzen oder ein Kirchengebot zu erlassen, hat der Staat kein Recht, mitzuthun und mitzubestimmen; sonst wird er aus einem Schirmvogt der Kirche ein Zwingvogt derselben. Darum allen Respekt vor den Rechten des Staates circa sacra, er möge sie nur recht verstehen und dann recht ausüben, und zwar das „Majestätsrecht des Schutzes" dahin, daß er die Kirche und ihre Diener vor sakrilegischen Bösewichtern und nicht umgekehrt sakrilegische Bösewichter vor der Kirche, den Priestern und der Gelegenheit, sich zu bekehren, beschützt; — und das jus inspectionis, das „Oberaufsichtsrecht" dahin, daß er rechtzeitig nachsieht, ob und wo sein Schutz vonnöthen ist und wenn es gilt, bei der Hand ist, nicht aber, daß er in die Sakristei hineinschaut und Inventar davon nimmt, wie viele Hostien und wie viel Meßwein die Kirche alljährlich verbraucht, um dann Vorschläge zu machen, ob es nicht rathsam sei, den allzu häufigen Empfang der Sakramente der Ersparniß halber zu beschränken und das Geld viel lieber nach der Meinung des Hauptpatrons aller modernen Gründer, des Judas Iscariot, an die Armen als an den Herrn zu vergeuden.

Wie leicht wäre es also nicht blos für die Kirche, sondern auch für den Staat gute Nachbarschaft zu halten, wenn dieser nur wollte; wie leicht wäre der alte „Machtstreit," der seit Erschaffung der Welt zwischen dem Königthum und dem Priesterthum bestehen soll, zu schlichten, wenn nur der Staat sich mit seinen eigenen Sorgen bescheiden und nicht auch noch fremde Sorgen, die Sorgen der Kirche, sich aufhalsen würde; und wie leicht wäre eine Verständigung zu finden, wenn nur da, wo es für Staat und Kirche eine „gemeinsame Sphäre" gibt, beide sich einander aushelfen und unterstützen wollten, aber jedes in seiner Weise, die Kirche nicht als Staat, der Staat nicht als Kirche! — Dann hätte kein Fürst vonnöthen, auszurufen: „Die Kirche nimmt mir die Seelen und wirft mir nur die Leichen hin!" — Denn wahrlich, jeder Fürst würde dann der Mitarbeiter der Kirche, deren Verbündeter sein in der Erfüllung der großen, erhabenen Aufgabe, die Menschen zeitlich und ewig zu beglücken. Wahrlich, jene mächtigen Fürsten der Vorzeit, die wie ein Theodosius, ein Marcian, ein Karl der Große, in ihren Erlässen sich den „Helfer der Kirche" nannten, Ecclesiæ defensor et in omnibus Aposto-

lica Sedis adjutor unterzeichneten oder wie Ludwig IX. den „guten Diener Jesu Christi" hießen, waren ebenso wenig geneigt, in Wahrung ihrer Rechte und in Ausübung ihrer Herrscherpflichten durch die Kirche sich irren zu lassen, als dies die modernen Fürsten sind; aber wenn sie Anerkennung ihrer Majestät und Würde von allen, auch von den Dienern der Kirche verlangten, dann huldigten sie doch auch Jenem, der sie über die Völker, und die Kirche über sie gesetzt, auf daß beide, von ihm mit Majestät und Würde ausgestattet, in seinem Namen, an Gottes Statt, das Scepter führen, — und überließen die Lehre von der Omnipotenz des Staates den Thoren und Despoten, mit denen die ewige Gerechtigkeit von Zeit zu Zeit das Menschengeschlecht heimsucht, um alte Sünden zu strafen. Das haben aber freilich die modernen Fürsten nicht mehr in der Gewohnheit, und hört und liest man auch nicht mehr, daß sich einer noch viel darauf einbildet, von Gottes Gnaden zu sein, noch weniger, daß einer wie Karl der Große, der doch gewiß die Vorrechte seiner Krone nicht unterschätzte, seinem Sohne die testamentarische Verfügung hinterließ: „Volumus atque præcipimus, ut omnes suis sacerdotibus tam majoris ordinis quam inferioris, a minimo usque ad maximum, ac summo Deo, cujus vice in Ecclesia legatione funguntur, obedientes existant". Was wollen denn also solche Fürsten und ihre Geschäftsführer, die von Gott und seinen Herrscherrechten ebensowenig wie von dem Werthe und der ewigen Bestimmung des Menschen mehr etwas wissen mögen, — mit Seelen thun? sie bekennen sich zum modernen Staat, der aber will außer, neben und über sich keinen Gott, und ist nur darauf aus, dem Menschen den Blick auf den Himmel zu entziehen, um ihn und sein Schicksal auf die Stufe des Thieres zu degradiren. Was wollen also der moderne Staat und seine Sachverwalter mit Seelen thun? — sie können nur „Leichen" brauchen. Jedem darum das Seine!

Noch eins ist hier zu erwähnen: „Die Regierung, sagte einst ein französischer Minister, kann nicht dulden, daß es einen Staat im Staate gebe." Das ist aber weiter wieder nichts als eine jener Phrasen, welche die Begriffe fälschen und corrumpiren, um in den Massen — Vorurtheile zu erzeugen und zu befestigen. Der genannte Einwand vom Staat im Staate ist schon

lange entdeckt; wäre er es nicht, so hätten ihn unsere modernen deutschen Professoren ohne Rücksicht auf irgend welche Unkosten jetzt entdecken müssen, um ihn zu Nutz und Frommen der modernen Staatskirchenrechtstheorie zu verwerthen. Denn diese absonderliche Race von Menschen laborirt nun einmal an dem unwiderstehlichen Drang, nach dem Vorbilde des bekannten Ritters von der Mancha auf Entdeckung von Abenteuer auszugehen und zu Ehren der modernen Wissenschaft und des Brodherrn, dem dieselbe eben in Deutschland Mägdedienste verrichtet, wenn nicht gerade das gut besoldete Leben, so doch den gesunden Menschenverstand, den Sinn für Wahrheit und Recht, das Gefühl für Ehre und Manneswort in die Schanze zu schlagen; daher haben sie denn auch das mit dem berühmten spanischen Ritter gemein, daß sie, als sie noch beim Verstande waren (was theilweise vor 1866 noch der Fall gewesen), unter dem Ehrennamen Mann reisten, jetzt aber „irrende Ritter" geheißen sein wollen und in der That auch so geheißen werden müssen, wenn man sie beim rechten Namen nennen will. Ein solches Abenteuer aber, schon längst in der Rechtswissenschaft entdeckt, ist die genannte Phrase von der Kirche als Staat im Staate. Denn es ist dies schon räumlich unmöglich: nicht die Kirche ist im Staate, sondern der Staat ist in der Kirche. Ihr Territorium ist rechtlich das ganze Weltall: Orbe exeundum est ei, qui forte volet explorare quæ non ad tuam pertinent curam, schrieb sankt Bernard an den Papst Eugen. Die Kirche ist universal, der Staat aber ist naturgemäß begrenzt; daher sind die Reiche der Erde gleichsam Enklaven des Reiches Christi; dieses hat das Recht und die Pflicht, sich nach allen Seiten zu vergrößern und alle Staaten zu umspannen; wo es aber einmal Fuß gefaßt und ein Land in Besitz genommen, da ist dann die geistliche Gewalt mehr oder wenigstens ebenso berechtigt, als die weltliche, das Dominium der Kirche wenigstens ebenso legitim, als das des Staates, und darum ist es unrecht, wenn der Staat die geistliche Autorität als fremde behandeln, eifersüchtig ihr Einschreiten zurückweisen, und unter dem Vorwande, daß sie jenseits seiner Grenzen ihren Sitz habe, nicht dulden will, daß dieselbe ihre Bullen und Dekrete ohne vorausgegangene staatliche Genehmigung veröffentlicht. Die Macht der Kirche ist in einem christlichen Lande, ich wiederhole es, we-

nigstens ebenso heimathberechtigt, wie die des Staates; und dazu hat sie noch das vor der Gewalt des Staates voraus, daß sie nach Ursprung und Ziel höher steht als diese. Daher ist es, rechtlich betrachtet und die Wahrheit ganz herausgesagt, geradezu ein Unfug, für die Kirche und ihre Dekrete das Exequatur, das Placet und wie die Confiskationsscheine alle heißen, zu erfinden. Das Reich Gottes, die Kirche, bedarf vom Staate so wenig, als ein König von seinem Polizeidiener, eine Legitimation zum Aufenthalte in einem christlichen Lande: sie ist da zu Hause. Das heißt ja aber gerade, die Kirche wolle Staat im Staate sein! Mit nichten heißt das so; die Kirche will nichts als ungekränkt und ungefährdet Kirche im Staate und ihm gegenüber sein, und gestattet gern, daß seinerseits auch der Staat ungefährdet Staat in ihr und ihr gegenüber sei. Wie sie aber sich nicht herausnimmt, den Staat zu spielen im Staatsgebiet, und Staatsgeschäfte zu betreiben, z. B. mit Finanzen, Papiergeld, Heerwesen, Kasernenbau, Handel, Industrie, Eisenbahnen, Verfassungsbrüchen, Allianzen und dergleichen Dingen sich abzugeben, so gestattet sie auch nicht, daß der Staat, zumal der protestantische, der moderne, der altheistische, die Kirche spiele im kirchlichen Gebiete und Kirchengeschäfte treibe, wie dies der protestantische Staat innerhalb seiner Confessionen gewohnt ist. Das Erste hat früher auf göttliche Anordnung in der althebräischen Theokratie bestanden, damit der Schatz göttlicher Ueberlieferung treue Bewahrung gefunden; das Andere ist heidnisch-römische Einrichtung gewesen, wo der Kaiser als Pontifex maximus der heidnischen Kirche vorgestanden. Im Christenthume sollte es aber nach göttlicher Anordnung anders gehalten werden; die beiden Mächte sollten getrennt von einander bestehen, und doch wieder in Einheit und Harmonie sich verbunden finden. Darum konnte es, sagt Görres, den Päpsten nicht einfallen, sich zu Imperatoren der ganzen Christenheit, im Sinne wie die heidnischen über die Heidenschaft es gewesen, aufzuwerfen, oder gleich den Kalifen von Bagdad die beiden Schwerter, wie die Nordlandshelden ihre beiden Lanzen zu schwingen. Wohl aber haben sie, da die Kirche gegen die Mächtigen auf Erden und gegen Alle, die Streit an ihr suchen, eines äußern Schutzes bedurfte, dafür ein eigenes Amt, das der Schirmvogtei der Kirche geschaffen, und haben dieses Amt, nach dem ihrigen das höchste und geehrteste, den deutschen

Königen in der Kaiserwürde übertragen. Diese also Ausgezeichneten gehörten als Könige inmitten der andern Könige ganz und gar der politischen Ordnung an; als Kaiser aber waren sie Würdenträger der Kirche in ihrer Hierarchie, und konnten daher in diesem doppelten Charakter, als Könige der politischen Macht nach und als Kaiser der kirchlichen Weihe nach, die Kirche Gottes pflichtgemäß schirmen. Unabhängig in der Eigenschaft als König, und als solche hinreichende Macht und Stärke zum Amte der Schirmvogtei in sich befassend, abhängig in der Eigenschaft als Kaiser, weil durch die Kirche selbst gegeben, leisteten sie dieser die nöthige Gewähr gegen den Mißbrauch solcher Macht von ihrer Seite, und fanden sich dadurch befugt, diesen Mißbrauch an Andern zu ahnden und zurückzuweisen *).

Im Laufe der Zeiten haben es nun die christlichen Kaiser freilich manchmal ignorirt, absichtlich und unabsichtlich vergessen, von wem sie die Kaiserwürde erhalten, was diese nach Recht und Pflicht bedeute und welches ihre Grenzen seien. Sie haben sich oftmals, wenn sie nicht noch weiter gegangen, auf den Standpunkt des ersten getauften Cäsar's, Constantius, des Großen, gestellt, der von Rom wegzog, „von der Ueberzeugung geleitet, daß der irdische Kaiser dort keinerlei Herrschaft üben dürfe, wo der Kaiser des Himmels den Fürsten des Priesterthums aufgestellt und den Sitz der Religion errichtet"; aber unter seinem Reisegepäcke nahm er auch die Würde des heidnischen Oberpriesterthums mit fort, weniger in der Absicht, sie an sich zu nehmen, als sie nicht fallen zu lassen. Er schleppte nämlich als Anhängsel noch den Pontifex maximus hinter sich her nach Constantin's hinüber, und meinte, in der christlichen Kirche wenigstens das Recht zu haben, Episcopus ad extra, Bischof über ihre äußern Angelegenheiten zu sein, da er ja kurz vorher noch Pontifex maximus, für das Heidenthum also Episcopus ad extra und ad intra zugleich gewesen sei. Das ist aber ein irriger Standpunkt, der der Kirche gefährlich wurde und Schaden brachte, ohne dem Staate und den Kaisern genützt zu haben. Denn von ihm aus sieht man, wie Görres sagt, Staat und Kirche, Natur und Gnade ganz auf die gleiche Linie gestellt. Dem Staate, innerhalb seines Umkreises unbestreitbar

*) Vgl. Görres, die Triarier.

selbstständig und unabhängig, wird dadurch eigenmächtig, auch außer seinem Gebiete, eine Autonomie zugesprochen, die ihm so wenig zukommt, wie wenn die Kirche als solche sich zu einem Imperator ad extra, und sohin zu einer nach Außen hin unabhängigen weltlichen Macht, also zu einem wirklichen Staate im Staate aufwerfen, und dadurch ihre höhere Würde profaniren wollte. Zudem haben aber schon seit Jahrhunderten diese weltlichen Episcopi ad extra sich immer auch des Episcopats ad intra zu bemächtigen gesucht. Schon Constantin's Nachfolger haben das, und zwar so lange gethan, bis sie ihre ganze Dynastie ruinirt hatten; sie haben, wähnend, mit demselben Rechte die Hohenpriester des Christenthums zu sein, mit dem sie früherhin die Oberpriester des Heidenthum's gewesen, unermüdlich daran laborirt, die Kirche zu regieren, die Glaubenslehre zu ändern, und mittelst der Künste eines selbstgezogenen Hofklerus das zu vollbringen, was den heidnischen Henkern nicht gelungen war, nämlich das Christenthum aus der Welt zu schaffen *). Darum hätte der edle Kaiser, der die

*) Man sehe aus folgender Strafrede des h. Hilarius, wie es schon der Sohn des Constantin in der Kirche getrieben, aber auch, wie die großen Bischöfe der h. Vorzeit mit dem Kaiser geredet. Er erzählt, daß er die Verfolgung des Constantius lange vorhergesehen und was er gethan, um den Glauben des Volkes zu befestigen; wenn er jetzt rede, so sei das nicht Ungeduld oder Zorn, sondern christlicher Freimuth: er ziehe übrigens die offene Verfolgung eines Nero und Decius der des Constantius vor, die er in folgender Weise schildert:

„Nun aber kämpfen wir gegen einen heuchlerischen Verfolger, einen schmeichlerischen Feind, gegen Constantius den Antichrist; der nicht den Rücken schlägt, sondern den Bauch streichelt; der nicht ächtet zum Leben, sondern bereichert zum Tode; der nicht durch den Kerker die Freiheit raubt, sondern in seinem Palaste zur Knechtschaft mit Ehren überhäuft; der nicht die Seiten durch Geißeln zerfleischt, sondern das Herz gewinnt, der nicht das Haupt mit dem Schwerte abschlägt, sondern die Seele mit Gold tödtet: der nicht offen mit dem Scheiterhaufen droht, sondern in der Stille die Hölle anzündet. Er kämpft nicht, damit er nicht überwunden werde; aber er schmeichelt, damit er herrsche. Er bekennt Christum, um ihn zu läugnen; er arbeitet an der Einheit, damit kein Friede sei; er unterdrückt die Häresien, damit sie nicht Christen werden: er ehrt die Priester, damit es keine Bischöfe mehr gebe; er erbaut Kirchen, um den Glauben zu zerstören. Er hat Dich, o Gott, stets im Munde, und thut Alles, damit man an Dich, als den Vater, nicht glaube."

Kirche frei gemacht, viel besser gethan, wenn er den verwitterten Eckstein, den er in seiner Reisetasche mit sich trug, in die Funda-

---

„Weg also mit der Meinung, es sei nur Verläumdung und Lüge. Den Dienern der Wahrheit geziemt es, nur Wahrheit ans Licht zu bringen. Wenn wir Falsches sagen, so sei ehrlos die Schmähredе, wenn wir aber darthun, daß dies Alles handgreifliche Wahrheit ist, so haben wir, indem wir nach langem Schweigen mit der Anklage und dem Beweise hervortraten, die apostolische Freiheit und Bescheidenheit nicht überschritten. Vielleicht hält Jemand mich für verwegen, weil ich den Constantius einen Antichrist genannt. Wer das für Verwegenheit anstatt für Festigkeit ansieht, der lese, wie zuerst Johannes zum Herodes gesagt: Es ist dir nicht erlaubt, das zu thun (Marc. 6, 18.); der wisse, daß ein Martyrer zum Könige Antiochus gesagt: Du Gottloser richtest uns zwar im gegenwärtigen Leben zu Grunde, aber der König der Welt wird uns, wenn wir für sein Gesetz gestorben, auferwecken zum ewigen Leben (2 Mac. 7, 9.), und ein Anderer verwies es ihm mit den Worten: Du hast Gewalt unter den Menschen, und obgleich du sterblich bist, thust du, was du willst, aber glaube nicht, unser Volk sei von Gott verlassen. Warte nur und du wirst sehen, wie seine Allmacht dich und deine Nachkommen züchtigen wird (Ebd. 16, 17.). So sprachen die macchabäischen Brüder. Ihre Mutter aber nicht geringer als diese h. Jünglinge sprach: Du aber, du Erfinder aller Bosheit gegen die Hebräer, wirst der Hand Gottes nicht entfliehen. Denn wenn uns Gott, um unserer Lästerung willen, ein wenig erzürnt ist, so wird er sich mit seinen Dienern wieder aussöhnen (Ebd. 31 ff.). Das ist nicht Verwegenheit, sondern Glaube; nicht Unbesonnenheit, sondern Vernunft; nicht Zorn, sondern Zuversicht.

„Ich rufe dir zu, Constantius, was ich dem Nero gesagt hätte und was Decius und Maximian von mir gehört haben würden: Du kämpfst gegen Gott, du wüthest gegen die Kirche, du verfolgst die Heiligen, du hassest die Prediger Christi, du zerstörst die Religion, du bist ein Tyrann nicht sowohl gegen die menschlichen als gegen die göttlichen Dinge. Das sage ich dir und jenen gemeinsam; nun aber höre für dich das Besondere: Du lügst, wenn du dich einen Christen nennst, du bist ein neuer Feind Christi; du bist ein Vorläufer des Antichrists und vollziehst seine Geheimnisse. Du verfertigst Glaubensbekenntnisse und lebst gegen den Glauben. Du bist ein Lehrer profaner Dinge, unwissend in der Frömmigkeit, du besetzest die bischöflichen Stühle mit deinen Anhängern, und vertauschtest gute mit schlechten. Du wirfst die Priester in den Kerker, gebrauchst deine Armee zum Schrecken der Kirche, berufst Synoden, zwingst den Glauben der Occidentalen zur Gottlosigkeit, schreckst die in Rimini versammelten Bischöfe mit Drohungen, schwächst sie durch Hunger, reibst sie auf durch Kälte, verführst sie durch Heuchelei. Im Orient nährst du die Spaltungen durch Intriguen, rufst sie hervor durch Schmeichelei, beförderst sie durch Gunst; verwirrst das Alte und verkehrst das Neue. Alle Grausamkeiten vollbringst du, ersparst dir aber den Neid wegen glorreicher Martyrien. In einem neuen und unerhörten Triumph des Genies

mente seines Kaiserhauses gar nicht eingesenkt hätte: es folgte schnelles Unheil nach. Constantin hätte das Oberpriesterthum der heidnischen Götter weder mitnehmen, noch zurücklassen dürfen, er hätte es vernichten müssen. Aber man darf zur Entschuldigung des Kaisers nicht vergessen, daß er am Uebergang des Heidenthum's in's Christenthum stand. Daher kann man ihm die Vorsicht seiner menschlichen Politik zu Gute halten. Anders aber steht die Sache mit den Reformatoren, die, wie der protestantische Theologe Marheinecke selbstbefriedigt hervorhebt, zu dem berühmten Worte des alten Kaisers zurückgekehrt und darauf das Recht der evangelischen Fürsten begründet, den Titel oberster Bischof zu führen und darin die Einheit von Staat und Kirche praktisch zu realisiren; denn das ist einmal eine schlechte Verbesserung gewesen, und dessen sind die Reformatoren schuld. Denn die protestantischen Fürsten haben seitdem die ganze Kirche ad extra und ad intra zu einem Departement des Polizeistaates gemacht, der jetzt den Weinberg des Herrn mit seinen schreibenden Händen bebaut und den Ertrag in seine Rentkammern visiren läßt; der über Glaubens-

---

überflügst du den Teufel, indem du verfolgst, ohne das Martyrium zu verleihen."

„Eurer Grausamkeit, Nero, Decius, Maximian, verdanken wir mehr. Den Teufel haben wir durch euch besiegt. Das h. Blut der seligen Martyrer wurde allenthalben aufgefangen und die ehrwürdigen Gebeine geben täglich Zeugniß . . . . . durch die Wunder die an ihnen geschehen zum Wachsthum des Glaubens. Aber du, von allen Grausamen der Grausamste, fügst uns größeren Schaden zu und gewährst uns weniger Gewinn bei deinem Wüthen. Du schleichst dich ein durch deinen (christlichen) Namen, tödtest durch Liebkosung, vollbringst unter dem Scheine der Religion die Gottlosigkeit und vernichtest als lügenhafter Prediger Christi den Glauben Christi. Du lässest den Unglücklichen nicht einmal die Mittel der Entschuldigung, daß sie ihrem ewigen Richter die Spuren der Züchtigung, Narben der zerfleischten Leiber zeigen könnten, und so die Schwäche die Noth vertheidige. Du verruchtester der Sterblichen, du mischest und fügest alle Leiden der Verfolgung so, daß in der Sünde die Sühnung ausgeschlossen ist und im Bekenntniß das Martyrium. Aber das hat dich dein Vater gelehrt, jener schlaue Urheber des mannigfaltigen Todes im Menschengeschlechte, daß du siegest ohne hartnäckig zu erscheinen, würgest ohne Schwert, verfolgst ohne Schande, Händel anzettelst, ohne den Verdacht des Anstiftens zu erregen, lügst, ohne daß es gemerkt würde, ein Glaubensbekenntniß ablegst ohne Glauben, schmeichelst ohne Wohlwollen, und thust was du willst, ohne deinen Willen offenbar werden zu lassen."

lehre, Moral und Gottesdienst verfügt, ohne es damit besonders genau zu nehmen, und mit dem „lauteren Wort Gottes" so ungenirt umgeht, daß von allen denen, welchen er den Verschleuß der Religion übertragen hat, dasselbe gilt, was der protestantische Geschichtschreiber Böhmer einst an dem Professor Daub in Heidelberg bedauerte, nämlich: „Es ist doch schade, daß Christus nicht erst jetzt auf die Welt gekommen ist; denn von diesem Professor könnte er so Vieles lernen!" Ja wohl, von all den modernen Heilspredigern und Sydow's, wie sie von Berlin aus inspirirt werden, könnte Christus noch so Vieles lernen! Daher geht man gewiß richtig, wenn man der Ansicht ist, die weltlichen Pontifices stehen, wie einst Constantin am Uebergang aus dem Heidenthum in's Christenthum, so jetzt am Uebergang aus dem Christenthum in's Heidenthum, und viele von ihnen schon eine gute Strecke weiter. Wenn also etwas sich als wahr erwiesen, so ist es dies: nicht die Kirche wollte Staat im Staate sein, nein, umgekehrt, der Staat wollte Kirche in der Kirche sein.

Wann könnte man mit Recht sagen, die Kirche wolle Staat im Staate sein? — Dann, wenn die Kirche im Staate denselben (politischen) Zweck und mit denselben (politischen) Mitteln verfolgen, also zum Beispiel über Heerwesen und Finanzen, über Brücken und Eisenbahnen entscheiden würde. Das ist aber von Seite der Kirche noch nie geschehen und wird nicht geschehen: sie hat Wichtigeres zu thun. Die Päpste haben wohl, wie schon oben gesagt, in der christlich-europäischen Völkerfamilie, in Gemäßheit ihrer hohen Stellung, das Amt des Schiedsrichters und Friedensstifters ausgeübt, aber sie haben als Päpste nie zu Herzogen des Krieges und Großkönigen unter den Monarchen sich aufgeworfen, im Wahne, das Verhältniß, in dem sie als unabhängige weltliche Fürsten bis vor wenigen Jahren zum Kirchenstaate standen, müsse sich über alle Staaten der Christenheit fortsetzen und ausdehnen. Ebenso wenig hat die besondere Kirche eines Landes (oder vielmehr die allgemeine Kirche in einem besonderen Lande), wenn sie auch vermöge ihres weltlichen Grundes zur Landstandschaft sich berufen gesehen, als Kirche sich herausgenommen, über Krieg und Frieden und sonstige Staatsaffairen zu entscheiden. Die Kirche verfolgt ja im Staate nicht einen politischen Zweck, nicht den Zweck des Staates, sondern einen gänzlich ver-

schiedenen, höheren, übernatürlichen Zweck. Der Zweck der Kirche ist aber dem Zwecke des Staates auch nicht entgegengesetzt, sondern beide unterstützen sich gegenseitig, indem der Zweck des Staates so geordnet ist, daß er dem Zweck der Kirche nicht blos untergeordnet ist, sondern auch zu dessen Erreichung beiträgt. Der Zweck des Staates, ich will es zum Ueberfluß nochmals sagen, ist der Staatsangehörigen zeitliche Wohlfahrt; diese darf aber nicht so gesucht und gefördert werden, daß darüber ihre ewige Wohlfahrt Schaden leidet; im Gegentheil, in Fällen höheren Conflikts hat sich das Untere nach dem Obern, nicht das Obere nach dem Untern zu richten. Es ist darum einfach nicht wahr, was uns die modernen Staatskirchenmänner glauben machen wollen: die Kirche ist nicht ein Staat im Staate und will es auch nicht sein; ob hingegen der Staat mit ebenso gutem Gewissen auch von sich sagen kann, er wolle nicht Kirche in der Kirche sein, das steht sehr zu bezweifeln.

Es bedarf nicht allzu viel Scharfsinn, um das Gleichniß richtig zu erfassen, womit Görres die Sache illustrirt. Das Reich der Natur geht in alle Staatsangehörige ein, diese alle insgemein in sich verbindend und unter sich verbunden haltend; aber lächerlich wäre es, das Reich der Natur deßhalb einen Staat im Staate zu nennen. Was aber da vom Reiche der Natur in physischer, das gilt vom Reiche der Gnade, von der Kirche, in übernatürlicher Beziehung: sie verbindet alle, unbeschadet der politischen Ordnung und des politischen Zweckes, zu einem höheren, ewigen Ziele und sucht dieses Ziel mit Mitteln zu erreichen, die größtentheils ganz anderer Natur sind, als jene zur Erreichung des politischen Zweckes, Es ist also ebenso abgeschmackt, die Kirche einen Staat im Staat zu heißen und sie als ein dem Staate in seinem Bestande gefährliches Aftergebilde anzugreifen und zu mißhandeln.

Wenn wir das Resultat der langen Abhandlung in kurze Worte zusammenfassen sollten, würden wir wohl sagen müssen, daß die Nachbarschaft zwischen Staat und Kirche im Grunde auf denselben Regeln, Sitten und Gesetzen beruhe, wie jede andere Nachbarschaft auch, indem eben hier die Kirche, eine reich gesegnete, adelige, in der ganzen Welt begüterte Nachbarin, einem mehr oder weniger starken, hausgebackenen, mitunter groben, argwöhnischen, mißtrauischen, selbst zu Unrecht geneigten Bürgers- oder Bauers-

mann, Namens Staat, auf demselben Bann gegenüber wohnt, der viel öfter der Hilfe der adeligen Nachbarin, als diese der seinen benöthigt ist. Nun ist es aber erstes Gesetz der Nachbarschaft, daß der Nachbar den Nachbar im Umkreise seines Hausrechtes und Anwesen's frei und ungehindert schalten und walten läßt und sich nicht herausnimmt, über seinen Haus- und Hofraum hinaus in den des Nachbar's hinüberzugreifen, um unbefugter Weise da Eigenthumshandlungen vorzunehmen, wo er kein Eigenthum hat. Wenn man also noch glaubt, daß es zwischen Ehre und Schande, zwischen Eigenthum und Diebstahl, Recht und Unrecht einen Unterschied gibt, dann wird man von Gottes- und Rechtswegen darauf bestehen müssen, daß die Kirche ihre eigene Sphäre eingeräumt erhält, innerhalb welcher sie sich, vom Staate ungehemmt, bewegen und nach ihren Hausregeln schalten und walten darf, ohne daß der Staat sich einen Eingriff gestattet. Denn wie die Freiheit des Hauses, um mit Görres zu reden, nur darin bestehen kann, daß der Hausherr innerhalb seiner Mauern keinen fremden Angriff zu dulden braucht, so ist die Kirchenfreiheit, soll sie nicht ein Gespötte der Knaben werden, nur dann gewahrt, wenn die Kirche innerhalb ihres Umkreises ihr Hausrecht ungehemmt ausüben kann; ihr Hausrecht aber ist Kirchenrecht, das also der Staat ihr nie und in keinem Falle kränken darf. Die Kirche, wir müssen es immer wieder von Neuem wiederholen, ist nicht als die Magd in's Haus des Staates eingetreten, die er etwa um Lohn sich aufgedingt; nein, derjenige, der dem Staate gegeben, daß er Staat ist, und selbstständig ist, hat auch der Kirche gegeben, daß sie Kirche ist und als solche frei und unabhängig ist; nun hat doch aber Niemand ein Recht, ein Privilegium Gottes — zu beschränken oder gar zu kassiren. Die freie Kirche hat also frei zu bleiben und darf in ihrer Freiheit nicht beeinträchtigt werden. Oder soll Gottes Reich etwa in einen Winkel verwiesen werden? Die Kirche ist überhaupt nicht zu diesem Staate gekommen; sondern der nachgeborene Staat zu ihr der Vorgeborenen; denn sie hat früher im Hause gewohnt und hat ihn auf die Zusicherung, daß er guten Frieden halte und Eintracht hege, bei sich aufgenommen; die Rheinländer zum Beispiel waren schon längst katholisch, ehe sie preußisch wurden, und an demselben Tage und in demselben Schriftstück, wo der König von Preußen den Katholiken der Rhein-

lande gesagt: „Ich nenne Euch Preußen", hat er, und zwar in der nächsten Zeile, ihnen sein Königswort verpfändet: „Ihr werdet gerechten und milden Gesetzen gehorchen. Eure Religion, das Heiligste, was dem Menschen angehört, werde ich ehren und schützen". Des zugesicherten Friedens gesegneter Anfang kann doch aber wahrlich nicht der Versuch sein, sie aus dem Hause hinauszuwerfen; sonst müßte sie vor die Gerichte gehen, und die Gerichte Gottes, wenn auch nicht die der Menschen, werden sie in ihrem Rechte schützen. Seit zwei Jahren schon hat man in dem Reiche der modernen Germanen das Gerücht verbreitet, das Schiff Petri sei an dem Stein, woran es so heftig Anstoß genommen, dem modernen Zeitgeist, der bislang den Namen Liberalismus trägt, wie zu wünschen gewesen, richtig gestrandet, und nun läuft alles lose Gesindel herbei, um Strandrecht zu üben und Beute zu machen. Es ist aber nur leere lügenhafte Ausrede, um das längst beabsichtigte Sturmlaufen auf die Friedsame mit einigem Scheine zu legitimiren und die gemeine Feigheit zu verdecken, die nun einmal nicht anders kann als an der Wehrlosen all ihren Muth und all ihre Wuth auszulassen. Darüber wird also, da die Kirche bei dem menschlichen Richter kein Recht und keinen Schutz mehr findet, das Gericht Gottes entscheiden, ob es recht ist, so an der Kirche zu handeln. Lüge und Gewalt liegt am Tage.

Ein wenig anders geht der sogenannte gelehrte Pöbel, mit und ohne Feder, auf und unter dem Katheder, gegen die Kirche vor. Obwohl die Kirche schon über anderthalb Jahrtausend im Lande wohnt und Ahnen und Urahnen am Geiste großgezogen, so hat dieser auf einmal doch die Entdeckung gemacht und ist mit seiner polizeilichen Spürnase richtig dahinter gekommen, daß die Kirche eine heimathlose Landstreicherin sei. Das versteht sich denn aber von selbst, daß man solch gefährlicher Person im Interesse der öffentlichen Sicherheit „das Handwerk legt". Daher sind alle mitgelaufen, voran die Friedberg's, Gneist's und sonstige wissenschaftliche Abenteurer, um sie aufzufangen; es ist gelungen; auf Gabbatha wird sie eben gerichtet, die Assisen dauern schon über zwei Jahre, aber die Verhandlungen ziehen sich in die Länge; die öffentliche Anklage umfaßt Folio's, falsche Zeugen, zu Tausenden schon verhört, drängen sich von Tag zu Tag in unübersehbarer Masse herbei; einige Zwischenurtheile sind schon gefällt, daß sie nämlich

— bis zum Spruche des Endurtheils gebunden an der Geiselsäule zu stehen habe und sich tagtäglich geißeln, von jedem Elenden in's Angesicht speien, von den Schergen der Gewalt mit Backenstreichen traktiren, von den Anhängern des Juden- und Heidenthum's mit Dornen krönen und mit Narrenkleidern verspotten und vom Sanhedrin der Pharisäer und Sadducäer beschuldigen lassen müsse, daß sie, weil die Säule und Grundveste der Wahrheit, die Lüge hasse; weil Königin, über Alle, die ihrer Stimme folgen, Königsrechte anspreche; weil nicht von dieser Welt, das Volk aufwiegle, den Geist dem Fleische, den Himmel der Erde, Gott dem Teufel vorzuziehen, und deßhalb, was sich bei solchen Verbrechen von selbst verstehe, gekreuzigt werden müsse. Und mitten in diesem Tumulte stehen die modernen Pilatus, fragend: was ist Wahrheit? und waschen sich in Einem fort die Hände in Unschuld. Da gäbe es ja aber keinen Gott im Himmel mehr, wenn Er zu solch frevelhaftem Spiele, das diese Leute mit seiner Kirche treiben, immer schweigen und gleichgiltig zuschauen wollte. Die Kirche betet zwar von ihrem Kreuze herunter ihrem göttlichen Stifter nach: „Vater verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Und in seiner Barmherzigkeit möge er sie erhören; aber seine Gerechtigkeit hatte auch Ursache genug, der frevelhaften Herausforderung jener zu willfahren, die da, um die Verurtheilung des Sohnes Gottes zu erwirken, schrieen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" Mögen sie also sich's wohl überlegen, was sie thun! es ist das erste Mal nicht, daß man die Kirche zum Tod verurtheilt und bereits den Galgen aufgerichtet hat, um am Tage der Exekution — selbst daran aufgehenkt zu werden. Gewisse Herren hätten allen Grund, die merkwürdige, an Vergleichungspunkten so reiche Geschichte nachzulesen, die Geschichte von dem bekannten persischen Reichskanzler Aman meine ich, und von seinem Zorn, daß ein gewisser Mardochäus das Knie nicht vor ihm beugte, gerade wie das jetzt die verhaßten Ultramontanen vor dem Inhaber einer ähnlichen Firma auch nicht thun, dann von seiner Verläumdung des ganzen israelitischen Volkes bei seinem königlichen Herrn, von seinem Gesetzesvorschlag und dessen Genehmigung, das ganze staatsgefährliche Geschlecht mit einem Male und auf einen Tag fertig zu machen, von der Reizbarkeit seiner Nerven und seiner Weise, was ihm nicht gefällt, sich zu verbitten, von der immensen Gunst

bei Hofe und den angeblichen Intriguen der ihm verhaßten Partei, ihm zu Leid zu leben, von dem fünfzig Ellen hohen Galgen für den jüdischen Rädelsführer und von — seinem eigenen Ende.

Was die Rolle anbelangt, welche die modernen Gelehrten bei der ganzen Gerichtsprocedur gegen die Kirche bisher gespielt, so kann ich nicht umhin, sie am Schlusse dieses Kapitels mit einigen Federstrichen näher zu kennzeichnen. Bekanntlich hat, wie Le Sage berichtet, Don Cleofas einen — hinkenden Teufel in seinen Dienst genommen, daß er er ihn auf den Giebel der Häuser hinaufhebe und dann die Dächer abdecke, um hineingucken und sehen zu können, was darin vorgeht. Ganz die Rolle dieses krummen Teufels ist es nun, welche die modernen Gelehrten im Recht zu Gunsten des Staates übernommen; denn den ganzen lieben langen Tag gehen sie als Berichterstatter beim Staate und seinen Wärtern aus und ein, wie sie der Kirche auf's Dach gestiegen, dasselbe dann abgedeckt und mit dem bekannten bösen Auge, das die Schalkheit und Schurkenstreiche aus sich heraus und in Andere hineinsieht, in die Kirche hineingeschaut und allda nur staatsgefährliche Glaubenslehren, jesuitische Moralgrundsätze, ultramontanes Eherecht, Neigungen zu Revolution, Verschwörung und passiven Widerstand, Franzosenfreundlichkeit, Aufreizung der protestantischen Bevölkerung in Elsaß-Lothringen und dergleichen Ungeheuer hätten umgehen sehen. Kein Wunder also, daß da der moderne Staat vor lauter Argwohn und Mißtrauen nicht mehr zur Ruhe kommt und am Ende glaubt, was ihm die hinkenden Teufel über die bösen Ultramontanen auflügen. Diesen niemals zu trauen, steht ja ohnehin für alle Staatsminister und Diplomaten zum Auswendiglernen in jedem politischen Katechismus, und darum sind deren Ohren nach der Seite hin, von wo die Ultramontanen herkommen können, so geübt, daß sie die Flöhe husten hören. Die Bosheit eines krummen Teufels abgerechnet, haben die wissenschaftlichen Rathgeber der modernen Staatsmänner aber in allem Uebrigen doch mehr, wie schon oben einmal angedeutet, die Merkmale eines irrenden Ritters als des Satans an sich: denn derjenige, der ein irrender Ritter sein will, sagt der wackere Schutzpatron dieser Menschensorte, der Bekannte von der Mancha, muß folgende Eigenschaften besitzen: er muß ein Rechtsgelehrter sein und die Gesetze der justitia distributiva et commutativa kennen, nicht blos um Jedem

das Seine zu=, sondern nöthigenfalls auch abzusprechen. Er muß ein Theologe sein, um von der Religion, zu der er sich bekennt, sobald es gefordert wird, deutlich und bestimmt Rede zu stehen, ob es ihm ernst damit sei oder nicht. Er muß ein Arzt, vorzüglich aber Botaniker sein, um nicht blos die Wunden, sondern auf der Stelle auch die heilenden Kräuter zu erkennen, zumal der irrende Ritter auf seinen Wanderungen nach Abenteuern nicht auf jedem Schritt einen Arzt finden kann, der ihn kurirt. Er muß ein Astrologe sein, um es den Sternen abzusehen, wie viel Uhr es für ihn ist, unter welchem Breitegrad, oder unter welchem Klima er sich aufhält. Er muß ein Casuist sein, um in streitigen Fällen sogleich Bescheid zu wissen und hinterher keine Gewissensscrupel zu bekommen. Er muß ein Mathematiker sein, um gewissenlosen Wirthen die Zeche nachrechnen zu können. Und außerdem, daß er mit allen Cardinaltugenden geschmückt sein muß, ist es ihm auch nothwendig, sich mit Kleinigkeiten abzugeben. Er muß nämlich ziemlich gut schwimmen können, er muß sein Pferd zu beschlagen und Sattel und Zaum aufzulegen wissen, und um auf die Theologie zurückzukommen, so muß er Gott und den Menschen Treue halten. Er muß keusch sein in seinen Gedanken, wohlanständig in seinen Worten, tapfer in seinen Thaten, freigebig in guten Werken, geduldig im Leiden, genügsam im Staatsgehalte und endlich muß er auf Wahrheit etwas halten, um nöthigenfalls mit ihrer Hilfe sich im Lügen nicht erwischen zu lassen. Aus allen diesen bedeutenden und unbedeutenden Bestandtheilen ist der irrende Ritter zusammengesetzt, woraus denn jeder männiglich abnehmen mag, ob es wohl eine laufige Wissenschaft sei, die Wissenschaft des irrenden Ritterthum's". All das aber findet sich ganz exakt und haarscharf an den modernen Gelehrten vor, die überall dabei sind, wo es gilt, die katholische Kirche zu malträtiren. Daher ist's gar wohl möglich, daß wenn diese würdigen Nachkommen des Tapferen von der Mancha ihren Hang zu wissenschaftlichen Abenteuer nicht zügeln und nicht bald einmal zu Hause bleiben, sie in denselben peinlichen Zustand heimkommen, wie weiland ihr Urahne Don Quixotte, an den seine Haushälterin in Folge dessen die rührende Ansprache hielt: „Gott im Himmel und die ganze Welt wissen es, und die werden mich nicht Lügen strafen: das erstemal brachten sie euch wieder — quer über einen Esel gepackt und von Prügeln

mürbe geschlagen; das zweitemal kamt ihr in einem Vogelkäfig heim, eingesperrt und festgemacht auf einem Ochsenkarren, weil ihr euch in den Kopf gesetzt, ihr wäret als singender Rabe verzaubert; dabei habt ihr so kläglich dreingeschaut, daß euch eure leibhaftige Mutter nicht mehr gekannt hätte. Wahrhaftig Herr! wenn ihr durchaus nicht ruhig in eurem Hause sitzen bleiben könnt, sondern immer wieder über Berg und Thal, durch Wald und Au ziehen müsset wie eine büßende Seele, um das aufzusuchen, was ihr Abenteuer, einsichtige Leute aber Blamagen und Narrensprünge nennen, so will ich mich mit Schreien und Heulen an Gott und den König wenden, daß sie dem Dinge endlich einmal einen Riegel vorschieben".

Es gibt eine eigenthümliche Art, sich berühmt zu machen; Herostratus steckte zu dem Zwecke den Tempel der Diana zu Ephesus in Brand; die Geschäftsführer und Zuhälter des modernen Staates machen an der katholischen Kirche dasselbe Experiment. Der ganze Bau derselben ist aber feuerfest: portæ inferi non prævalebunt adversus eam. Darum vermögen sie nichts wider sie weder mit Feuer noch mit Schwert, als höchstens einen Leichenstein herzurichten nicht blos für die religiöse, sondern auch für die politische Freiheit. Ein recht bedenkliches Ding pflegt aber bei solchen Brandlegungen, gewiß nicht aus reinem Zufall, recht häufig zu geschehen, daß entweder die Brandstifter in der Eile sich irren und dort den Brand legen, wo sie beileibe nicht wollen, oder daß ein ungünstiger Wind die Funken und glimmenden Kohlen auseinandertragen und Häuser anzünden, die den Brandstiftern selbst oder ihren Freunden gehören. Mögen sich's also jene, die da Tag und Nacht darauf aus sind, die Kirche in Brand zu stecken, wohl überlegen, ehe sie ihr Vorhaben ausführen, daß sie mit dem Hause des Staates ganz nahe bei der Kirche wohnen und daß in diesem ihrem Hause ein gefährlicher Zünd- und Brennstoff aufgehäuft liegt, der wenn einmal angezündet, schreckliches Unheil anrichtet, aber mehr im Staate, als in der Kirche.

Folgerungen für den Klerus.

Der edle König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen schrieb am 13. Mai 1849 einen Brief an den bekannten Ritter Bunsen, worin er sagt: „Es sind sichere Symptome da, mein lieber, treuer Bunsen, daß Sie vom Liberalismus angesteckt sind. — Der Liberalismus aber ist eine Krankheit, gerade wie die Rückenmarksdürre. Die bekannten Symptome der letzteren aber sind: erstens, daß der stark convex zu Daumen und Zeigefinger hervorragende Muskel bei der Pression concav wird; sodann, daß ein Abführmittel verstopft; und ein Stopfmittel abführt, und endlich daß in einem späteren Stadium die Beine sich hochheben, ohne gehen zu können. Und dabei kann solch ein Kranker vor Anderen und sich selbst lange Zeit als gesund gelten. — So wirkt der Liberalismus auf die Seele. Was sich gar nicht läugnen läßt, wird trotzdem geläugnet, und wo kein Mensch mehr in Abrede zu stellen wagt, daß gewisse Thatsachen die Consequenzen aus längst klar liegenden Ursachen sind, sieht man weiter nichts als Aberglauben. Der Geist der Zeit wird als grandiose Apologie dahin gestellt, wo der Herr nicht empfiehlt, sondern befiehlt, die Sünde zu erkennen. Man glaubt ehrlich, dem Fortschritt zu huldigen, ihn mitzumachen, und es geht ventre à terre rückwärts in's Verderben. Die scheußlichsten Ausgeburten vollendeter Gottlosigkeit sind — das Ringen des gesammten Menschengefühls zum Erleuchten, zum Licht. Schwarz wird weiß, Finsterniß Tag genannt und die Opfer, die dem sündigen, Gott verfluchten Wahnsinn fallen, werden fast oder ganz vergöttert. Denn der „Geist" in ihnen, den Galgengesichtern, Galériens, Sodomiten — rang heldenmüthig sich zum Aether auf. — Ich habe da, wie der physischen, so auch bei der geistigen Krankheit die letzten Stadien miterwähnt. — Ich weiß nur eine Medicin gegen diesen seelenaustrocknenden Liberalismus, „das

Zeichen des heiligen Kreuzes auf Stirn, Mund und Brust". Uebersetzen Sie das in's Evangelische, so haben Sie das Heilmittel, und das liegt Ihnen, Gott sei Dank, nahe genug. Das segne Ihnen Gott der Herr. Friedrich Wilhelm".

Was man aber späterhin von dem genannten Ritter zu hören und lesen bekam, war nicht darnach angethan, den Beweis zu liefern, daß er das ihm vorgeschlagene Arzneimittel zur Herstellung seiner Gesundheit benutzt hätte. Vielmehr war er einer der Vorreiter, die den modernen Protestantenverein einleiteten, der nun seit Jahren schon mit dem in allen deutschen Apotheken, die mit moralischen Giften handeln, vorräthigen Verstopfungsmittel, bekannt unter dem Namen Haß gegen das Christenthum und alle positive Religion, an den christlichen Wahrheiten so gründlich abführt, daß bald nichts mehr abzuführen und die Seele in Folge dessen an höheren Gedanken und Gefühlen vollständig ausgetrocknet ist. Daher hat der einsichtige Fürst für diesen Ritter umsonst seine treffliche Diagnose gestellt und vergeblich das einzig wirksame Recept verschrieben: das lebendige Christenthum für's Denken, Wollen und Handeln. Aber nicht blos der Ritter Bunsen, sondern noch ganz andere Leute, namentlich auch solche von der Kirche, die geradezu dafür bestellt sind, die Schäden der Zeit in ihren Ursachen kennen zu lernen und an sich und Andern zu kuriren, haben zu thun versäumt, was der klarsehende König von Preußen schon im Jahr 1849 angerathen. Denn sie sind vielfach erst durch den berühmten „Syllabus" vom 8. Dezember 1864 darauf aufmerksam geworden, was Friedrich Wilhelm schon im Jahr 1849 durchschaut hatte, daß nämlich der Liberalismus, diese seelenaustrocknende Krankheit der Zeit, in seinem innersten Wesen nichts anders sei als einerseits die geflissentliche Lossagung von Gott und seiner Offenbarung, und zwar auf sämmtlichen Gebieten des Lebens, vor Allem aber in der Gesetzgebung, andrerseits die Vergötterung der gefallenen Menschennatur und deren Legitimation zur Ausübung und Befriedigung aller ihrer schlechten Triebe, Leidenschaften und Laster, die bereits von der „Wissenschaft" als nothwendig, naturgemäß und berechtigt anerkannt und von den modernen Gesetzesfaktoren — wenn auch noch nicht an Alle ohne Unterschied, doch schon an die privilegirten Klassen rechtsgiltig ausgestellt ist.

Und bei Vielen hat selbst der Syllabus noch nicht geholfen: er sei in Allem zu weit gegangen. Daher muß man diesen Leuten immer und immer wieder den Liberalismus vor ihren Augen in seine Elemente zerlegen, vielleicht daß sie's am Ende doch einmal begreifen. Welches sind sie denn aber, diese Elemente? Schon im Jahr 1822 hat Görres in folgenden Worten sie aufgezählt: Erstens der Geldhochmuth; die Industrie hat allmählich das Geld, das ehemals in einem mittlern Wohlstande unter einer großen Menge von Menschen verbreitet war, in großen Massen zusammen angehäuft; so sind die Großkapitalisten auf Unkosten Vieler, die arm geworden, aufgestanden, die nun als die Fürsten vom Gelde sich geberden, und in Mitte jener verschuldeten Heloten sich als die Lehnsherren, diese als die Lehnsträger betrachten, und wie sie den Regierungen Geld leihen, so natürlich auch mitregieren wollen. Weiter hat der Fabrikherr eben so die alten Republiken der Handwerksinnungen durch seine Maschinen zerstört, den freien, unabhängigen Meister, der auf seinem Gewerbe gesessen, zu seinem Taglöhner unterjocht und als hörigen Hintersasse an seine Fabrik geheftet, wo er als Despot regiert. Zweitens der gelehrte Verstandeshochmuth. Die Wissenschaft, ehemals ein Accidenz des Klerus, hat sich im Laufe der Zeit bei ihrer gewaltigen Zunahme unter der Pflege der Verstandeskräfte auf die eigenen Beine gestellt; und da stieg bald in den Wissenden die Hoffart und verleitete sie zu dem Wahne, daß sie die Priester, als die Unwissenden und Verdummenden im Gegensatz zu ihnen, den Erleuchteten und Erleuchtenden, bald als entbehrlich überwachsen und dann verdrängen können, da selbst die Religion eine Wissenschaft werden müsse. So erhob sich im Bunde mit dem Geldadel, dessen Prinzen von Geblüt die Juden, dessen ersten Rang die Banquiers, dessen zweiten die Krämer und Candidaten künftiger Millionäre bilden, der Wissensadel in Form einer Art von Weltklerus, der zwar keinen Papst und keine Bischöfe anerkennt, aber die Wissenschaft zu Fakultäten gestaltet, in denen dann jedes Glied den andern gegenüber päpstliche und bischöfliche Gewalt ausübt, unfehlbare Lehrsprüche zu glauben vorstellt, jeden, der nicht beistimmt, als Ketzer excommunicirt und so seine Fachwissenschaft, besonders die Mathematik und Chemie statt der Religion in das Gemüth, in das Leben, den Staat und die Kirche einzutragen sucht. Auf der andern Seite

stehen nun die Regierungen, die zuerst Religion, christliche Liebe, Gemüth, Geist, Poesie im Leben, im Staat und in der Kirche haben verdorren und abtrocknen lassen und für dies Alles nichts als eine hölzerne, gewaltthätige, mathematisch abgemessene Willkür eingeführt, — und nun durch die Erfahrung vielfach belehrt, daß sie auf jene doppelte Aristokratie in der Noth sich nicht verlassen können, wollen sie sich an den Pfeilern halten, die sie selbst in den Grundvesten untergraben, und die ihnen in der Gefahr den Dienst versagen. Darum haben sie noch weiterhin einen zweifachen Hochmuth großgezogen, den Militärhochmuth, der bereits despotisch in Deutschland herrscht, und den Beamtenhochmuth, der so sehr diese Menschenklasse beseelt, daß sie, als politischer Klerus, der festen Ueberzeugung lebt, nur in der Cultivirung des Geheimnisses der Willkür und in der offen vor allem Volke zur Schau getragenen Verachtung der christlichen Religion liege das rechte Mittel, die Menschen soviel als möglich selig zu machen, zumal dann, wenn noch die Allmächtigkeit des Staates in Gesetzen und seine Allgütigkeit in Steuern hinzukömmt. Dieser vierfache Hochmuth also, von denen keiner vom lieben Herrgott und seinen Sachen mehr etwas wissen mag, von denen aber jeder die Welt ohne Ihn, den alten Gott, regieren zu können glaubt, bildet die Elemente des Liberalismus. Nun ist gewiß nichts so einladend, sich frisch und fröhlich dem Teufel zu verschreiben, auf die Bedingung hin, daß derselbe Zeitlebens für gut Essen und Trinken sorgt, als dieser Liberalismus, der sich immer nur dann am liberalsten und großmüthigsten vorkommt, wann er nimmt, nicht aber, wann er gibt oder geben soll, der also ungemein freinehmig, nicht aber freigebig ist. Denn er ist ganz dazu ausgedacht, alle jene, die sich zu ihm bekennen, mit Bezug auf Tod, Gericht, Himmel und Hölle vor sämmtlichen Gewissensbissen zu behüten und zu bewahren, welche den Ultramontanen mit ihrem Glauben an ein ewiges Leben so oft den Schlaf stören. Daher ist es denn kein Wunder, daß in dem Hause, worin er sich eben als Stammgast einquatirt, im modernen Staate nämlich, keine Meinung so gäng und gäbe ist als die: Der Klerus sammt der Kirche sei entbehrlich, sei unnöthig. Der Einzelne, der etwa noch ein Bedürfniß nach einem Priester habe, solle sich ihn bezahlen, aber Niemand könne mehr verlangen, daß ihm der Staat den Klerus besolde.

Und diese Meinung vom Klerus wird sich trotz seiner göttlichen Institution bei der modernen „Schuftenschaft", um mich eines bezeichnenden Wortes des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen*) zu bedienen, die sich ja längst schon mit Leib und Seele dem Teufel verschrieben hat, um so tiefer festsetzen, je länger der Klerus säumt und zögert, auf alle Weise darzuthun, daß er und die Kirche immer nöthig gewesen, aber keiner Zeit und keinem Geschlechte so nöthig, als unsrer Zeit und dem modernen Geschlechte, das ohne Aufenthalt abwärts rutscht und per Schnellzug dem Teufel zufährt. Ich glaube nun aber zur Genüge in den beiden ersten Kapiteln dargethan zu haben, daß die Kirche mit all ihrem Zubehör eine Gottesanstalt ist, von Christus zum Heile der Menschen gegründet, nicht blos höher, sondern auch nothwendiger als der Staat. Denn „die Kirche, wiederholt sei es dem Herrn Baudri nachgesagt, kann bestehen ohne den Staat, der Staat aber nicht ohne die Kirche". Jede Gesellschaft, wollen wir zum Ueberfluß noch beifügen, wird durch das ihr eigenthümliche Endziel bestimmt, und je höher nun das Endziel, desto höher steht natürlich auch die Gesellschaft. Des Menschen höchstes und letztes Ziel aber ist nicht diesseits, sondern jenseits des Grabes. Die Gesellschaft also die Kirche, die ihn zu seinem letzten Ziele führt, steht sogar in den Augen der gesunden Vernunft höher, als diejenige, deren Ziel schon hienieden erreicht wird. Es gibt nun freilich Leute, und in manchen Ländern heutzutage sehr viele, die das Schicksal des Menschen auf sein irdisches Dasein beschränken und von einer ewigen Zukunft ganz abgesehen wissen wollen. Das heißt im Grunde aber nichts anders als den Menschen auf den Standpunkt und das „Bewußtsein" des lieben Vieh's degradiren. Diderot hat diese Ueberzeugung offen dahin ausgesprochen, daß zwischen ihm und seinem Hunde kein anderer Unterschied bestehe — als der Pelz. Das ist aber ein sehr unwesendlicher Unterschied. Daher ist es denn auch nicht mehr als billig, daß Diderot und Consorten in den — Hundehimmel kommen, und es ist ganz unbegreiflich, daß im Monat Juni die französischen „Freidenker" in und außer der Nationalversammlung so großen Spektakel erhoben, wenn sie der Lyoner Präfekt Ducros ihrem „Standesbewußtsein"

*) In dem citirten Briefe an Bunsen.

gemäß begraben wissen will. „Wenn sie verlangen, sagt ein Mitarbeiter des „Univers", wie die Hunde begraben zu werden, zu was haben sie denn nöthig, so viel Lärm um einen Schindanger zu machen! Vom Gesichtspunkt der öffentlichen Gesundheit aus erscheint es aber angezeigt, daß diese Cadaver, wie sie solche haben wollen, möglichst rasch und heimlich eingescharrt werden, wie anderes verendetes Vieh auch". Neben diesen gibt es doch aber noch Millionen auf der Welt, die noch lange nicht so tief wie diese Freidenker gesunken sind, sondern die noch an ein höheres Ziel, an eine ewige Vergeltung, an ein künftiges Leben, an die Unsterblichkeit der Seele, an einen Gott und Richter der Lebendigen und der Todten glauben. Dafür zeugen die energischen Worte, welche der französische Kriegsminister Du Barail am 24. Juni hinsichtlich der Nichtbetheiligung des Militärs an Civilbegräbnissen gesprochen: „In keinem Falle werden wir erlauben, daß unsere Truppen an religionsfeindlichen Manifestationen, an Scenen der Gottlosigkeit sich betheiligen. Wenn Sie den Truppen, den Männern des Krieges, den Glauben an ein anderes Leben nehmen, dann haben sie kein Recht, von ihnen das Opfer ihres Daseins zu verlangen". (Mit Recht rief bei diesen Worten eine Simme: „Das wiegt eine lange Rede auf!"). Dafür zeugen die nicht minder herrlichen Worte, welche am selben Tage der Minister des Innern, Herr Beulé an die Freidenker gerichtet: „Sie schreien, der Präfekt von Lyon habe mit seinem Erlasse die Gewissensfreiheit verletzt! Aber wird denn diese nicht vielmehr durch diejenigen verletzt, welche sich hinter dieselbe verstecken, um mit Gewalt Familien vom Bette eines Sterbenden zu entfernen und einen Christen mit einem Ungläubigen zusammen in die gemeinsame Grube zu werfen, als ob auch er, wie dieser, seine Seele, seinen Glauben, seinen Gott verläugnet hätte? Gibt es bei einer Nation nur ein Privatgewissen, gibt es nicht auch ein öffentliches Gewissen? Wohlan, ich sage, Sie beleidigen das öffentliche Gewissen, wenn sie in den Straßen diese unseligen Aufzüge veranstalten, welche die Verneinung dessen sind, was die Seele erhebt, das Herz tröstet, und die Leiden des Lebens tragen hilft". Solche Worte sind aber schon lange nicht mehr in einer Landeskammer gehört worden: man hatte da, wo man für die Völker Gesetze macht, ganz verlernt, ja sich geradezu geschämt, den Namen desjenigen

zu nennen, von dem allein das Recht ausgeht, Gesetze zu geben. Wenn wir darum auch die großartigen Anzeichen von der religiösen Auferstehung Frankreichs noch nicht hätten, die citirten Worte würden allein schon genügen, um für das katholische Frankreich zu hoffen. Was einst der Bischof von Orleans bei der Todtenfeier für die Gefallenen von Castelfidardo von deren Leichenhügeln gesagt, das gilt von den Reden der beiden französischen Minister am 24. Juni: „Sie berechtigen uns, den Blick zum Himmel zu erheben und uns Trost zu holen, wenn uns der Schmerz über die Sünden und die Ungerechtigkeit unsrer Tage überwältigen will; denn sie bürgen uns, daß es noch Männer gibt, die für ihren Glauben freudig Ehre, Blut und Leben einsetzen und opfern. Ein Morgenroth steigt aus ihnen auf: so lange es noch solche Männer gibt, ist die Sache Gottes nicht verloren".

Was aber die „Sekte der Solidäres" in und außer Frankreich anbelangt, so hatte die ausgezeichnete „Genfer Correspondenz" ganz Recht, wenn sie in Nr. 85 schrieb: „Wenn ein verschwindend kleiner, aber im Hinblick auf die Größe der Gott zugefügten Beleidigung beträchtlicher Theil der Gesellschaft es unternimmt, der unermeßlichen Majestät Gottes bis zu dem Grade zu trotzen, daß er Ihn, unsern Herrgott, aus dem Leben und Sterben des Menschen exkommunicirt, so ist es nicht mehr als wie Recht, daß die ganze Gesellschaft solche Leute aus ihrem Schooße ausstößt und, angesichts des Himmels und der Erde, laut erklärt, daß sie diejenigen nicht mehr als Brüder anerkenne, die den gemeinsamen Vater, den ewigen Schöpfer des Himmels und der Erde, verläugnen". Daher hat denn auch der Präfekt von Lyon ganz weise gehandelt, daß er die Begräbnisse der Solidarier auf dieselbe Stunde des Morgens verlegt, wo der Unrath von den Straßen weggeräumt wird, und die französische Nationalversammlung hat durch ihre Approbation Gott selbst und der menschlichen Gesellschaft das Recht gewahrt, diesseits und jenseits des Grabes in Gemeinschaft mit einander zu leben.

Diese Gemeinschaft aber zwischen Gott und den Menschen hier auf Erden herzustellen und für die Ewigkeit zu befestigen, ist Beruf und Aufgabe des Klerus. Darum ist denn auch der Klerus noch nicht entbehrlich geworden, nein, er ist jetzt noch gerade

so nothwendig wie damals, als ihn unser Herrgott — erschaffen hat.

Bei dem kolossalen Wirrwar aber, der in den Ansichten über die Stellung des Klerus dem Staate gegenüber herrscht, ist es nicht blos für die von der Hierarchie selbst, sondern auch für alle, die am Heile der Menschheit mitarbeiten, wichtig, zu wissen, welches die richtige, von Gott dem Klerus zugewiesene Stellung ist. Daher will ich dies noch in diesem Kapitel ausführlicher erläutern, und zwar mit Rücksicht auf jede einzelne Ordnung in der Hierarchie, für den Papst, für die Bischöfe und für den niederen Klerus.

Der Papst in seiner Stellung zum Staat.

„L'État c'est moi, der Staat bin ich", soll Ludwig XIV. im April 1655 vor dem Parlamente gesagt haben, und zwar im Jagdrock, die Peitsche in der Hand, als der erste Präsident das Interesse des Staates betonte; und wenn er es nicht gesagt hat, so hat er doch ein solches Regiment in Frankreich geführt, daß er es in der That hätte sagen können: „der Staat bin ich". Es vermag aber den Menschen nichts so gefährlich zu werden, als diese Devise der Regierung Ludwig's XIV., wenn sie einmal das politische Glaubensbekenntniß eines weltlichen Machthabers geworden, der sich nicht blos offen dazu bekennt, sondern auch getreu darnach lebt, darnach handelt und wandelt. Ein solcher wird gewiß auch in sich, dem Staate, das Recht finden, die Grenzen des Staates zu reguliren, er wird sicherlich dieses Recht sakrosankt halten und die Grenzpfähle für seine Gewalt nicht zu enge stecken, nein, er wird sie ausdehnen, soweit seine materielle Macht reicht, und ganz gewiß wird er das Recht, über die Gewissen zu verfügen und sie nach seiner Willkür zu vergewaltigen, als das kostbarste und heiligste „Kronrecht" beanspruchen. Bei solchem politischen Glauben eines Fürsten aber bedarf es dann nur noch einer schönen Errungenschaft unsrer modernen Zeit, des Telegraphen, um seinem Willen den gehörigen Respekt zu verschaffen. „Seht ihr den Faden, der die Luft durchstreicht?" sagt die Schwalbe in einer Fabel La Fontaine's. Der Faden aber wird zum Käfig. Hütet euch vor der Bratpfanne. Ihr könnet wohl jetzt mit Hilfe des Telegraphen am Abend erfahren, wie der Stand der Börse zu Paris, zu London, zu Berlin und Wien des Tages über war. Aber in dem Reiche, wo der politische Glaubensartikel am Throne angeschrieben ist: l'État c'est moi, könnet ihr auch, und zwar an den entlegensten Ecken, im Nu erfahren, wie es mit

dem Willen eines despotischen Herrschers bestellt ist. Er wird nicht erst lange commandiren: Gehorche oder stirb; o nein, diese Redensart, meint Veuillot, ist viel zu herablassend, er wird das Telegramm kürzer fassen und nur sagen: Gehorche, — das Uebrige findet sich von selbst. Daher thut man zu jeder Zeit wohl daran, die genannte Devise: der Staat bin ich, mit Mißtrauen aufzunehmen. Was nun aber Ludwig XIV. mit Bezug auf den Staat von sich gesagt haben soll und wahrscheinlich auch wirklich gesagt hat, das sagt ja doch auch der Papst von sich mit Bezug auf die Kirche: Die Kirche bin ich! Denn das Wort: Ich bin der Fels, auf den die Kirche gebaut ist, heißt am Ende weiter nichts als: die Kirche bin ich. Ohne Fundament kann sie eben nicht bestehen. Und jene alte Losung der Rechtgläubigen: ubi Petrus, ibi Ecclesia, ist sie denn mehr als eine andere Ausdrucksweise für den Satz: die Kirche bin ich. Dazu das proklamirte Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit und eine Macht, deren Ausdehnung der Vater des Neuprotestantismus selbst in seinem Buche „Kirche und Kirchen" Seite 31 dahin bezeichnet: „Die Päpste sind Kaiser, die Wächter der ganzen Kirche, welche nach allen Seiten hin verfügen und richten, binden und entbinden". Und was die Sache erst recht bedeutungsvoll macht, diese Macht ist nach der Lehre der katholischen Kirche — eine Macht über die Gewissen. Wenn es also, namentlich für die Kirche, gerechtfertigt erscheint, in dem Munde eines weltlichen Herrschers den Ausspruch zu fürchten: der Staat bin ich, soll es dann nicht ebensosehr für den Staat gerechtfertigt sein, im Munde des unfehlbaren Papstes das Wort zu fürchten: die Kirche bin ich? Der deutsche Reichskanzler und sein Anhang ist dieser Meinung, wir Katholiken nicht. Sehen wir also zu, wer Recht hat.

Was die von Gott gewollte Stellung des Papstes dem Staate gegenüber anbelangt, so steckt viel Irrthum und nur wenig Wahrheit dahinter, wenn der deutsche Reichskanzler am 10. März letzten Jahres im preußischen Landtage meinte, für die Katholiken handle es sich um Herstellung zweier constitutioneller Staaten, von denen der oberste Leiter des einen, des katholischen, ein ausländischer Kirchenfürst ist, der in Rom seinen Sitz hat, ein Fürst, der durch die neuesten Aenderungen der kirchlichen

Verfassung mächtig geworden ist. Es gebe dann statt des geschlossenen preußischen Staates und deutschen Reiches zwei dualistische Staaten, von denen der eine seinen Generalstab in der berliner Centrumsfraktion (!), der andere ihn in dem weltlichen Princip habe. Diese Situation aber sei eine vollständig unannehmbare für die preußische Regierung. Es sei ihre Pflicht gewesen, den Staat gegen diese Gefahr zu vertheidigen. Sie sei darum genöthigt gewesen, einen Waffenstillstand, wie er in den Artikeln der preußischen Verfassung von 1848 vorbereitet und 1851 niedergelegt ist, einen neuen modus vivendi zwischen der weltlichen und kirchlichen Gewalt herzustellen. — Nun habe ich gegen die Ansicht, welche in Kirche und Staat zwei Heerlager mit doppeltem Generalstabe erblickt, nicht gerade viel einzuwenden; ja, die Sache verhält sich so, Staat und Kirche sind wirklich zwei verschiedene Heerlager, von denen jedes seinen besonderen obersten Leiter und seinen besonderen Generalstab hat; aber falsch ist die Auffassung, daß von Seite des kirchlichen Heerlager's dem weltlichen Kriegsgefahr drohe und daß das letztere, um sich dieser Gefahr zu erwehren, alsogleich den Krieg beginnen und den Kriegszustand permanent erklären müsse. Denn beide Heerlager haben ganz verschiedene Rechte, Güter und Interessen zu schützen und zu vertheidigen: sie haben die Aufgabe, in gewissen Fällen sich einander Hilfe zu leisten, aber niemals einander zu bekriegen, und die Weltgeschichte ist Zeuge, daß sie Jahrhunderte lang mit einander in Frieden lebten und bei gegenseitigem guten Willen immer in Frieden leben können. Denn es ist ein und derselbe Kriegsherr, in dessen Diensten beide stehen, unser Herrgott; Er aber heißt sie wohl auf verschiedenen Feldern operiren, aber niemals sich selbst als Feinde betrachten und bekriegen. Wahr ist, daß wie das weltliche, so auch das kirchliche Heerlager seinen Generalstab hat, aber falsch ist, daß dieser Generalstab in der preußischen Centrumsfraktion zu suchen sei, diese bildet vielmehr die „Legio fulminatrix", der Generalstab ist der Klerus. Wahr ist auch, daß der oberste Leiter des kirchlichen Heerlagers ein Fürst ist, der in Rom seinen Sitz hat, aber falsch ist, daß er ein ausländischer Kirchenfürst ist, und noch falscher, daß er durch die „neuesten Aenderungen der katholischen Kirchenverfassung mächtig" geworden sei. Denn was den fremden, ausländischen Macht-

haber in Rom anbetrifft, der immer herhalten muß, so oft es gilt, die Katholiken der Felonie und des Landesverraths zu zeihen, den confessionellen Haß gegen sie zu schüren und die Unduldsamkeit gegen sie zu maskiren, so ist der Papst uns Katholiken gerade so fremd und ausländisch, als dies der Kopf dem menschlichen Leibe ist, auf dem er sitzt. Diesen aber dem Leibe fremd und ausländisch zu nennen, weil er unter allen Gliedern der erste, oberste, der Haupttheil ist, hieße einen Steckbrief ausstellen, um seinen durchgegangenen Menschenverstand verfolgen zu lassen. Der Papst ist für alle Katholiken der sichtbare Stellvertreter Gottes auf Erden, aber so, daß nicht Gott es nöthig hat, sich vom Papst vertreten zu lassen, sondern daß wir Katholiken es nöthig haben, einen sichtbaren Stellvertreter Gottes zu haben. So wenig nun aber unser Herrgott z. B. uns Deutschen fremd und Ausländer ist, weil Er auch der Herrgott der Russen, Franzosen und Engländer ist, ebenso wenig ist der Papst als Stellvertreter Gottes uns deutschen Katholiken fremd und ausländisch; — oder glaubt man in der That, unser Herrgott sei auch national, etwa preußisch oder modern-deutsch? Das wäre doch aber, was immer auch der famöse Verfasser des Buches: der Bismarckianismus, dawider sagen mag, mehr als stupid, das wäre hirnverrückt; denn bisher wenigstens war unser Herrgott in des Wortes eigenster Bedeutung immer „international", immer katholisch, und wird das auch fernerhin mit und ohne Verlaub aller derer bleiben, die den Nationalitätsschwindel zur Staatsreligion des deutschen Reiches proklamiren wollen. Mag der Papst früherhin Italiener gewesen sein, seit dem Tage, wo er Papst geworden, ist er allen katholischen Völkern — gemeinsam und steht den Italienern nicht näher als den Deutschen und diesen nicht ferner als den Italienern: er ist seitdem Vater aller katholischen Christen. Der Bischof von Salerno hatte daher ganz Recht, als er dem großen sterbenden Papste Gregor VII. auf sein berühmtes Wort: Dilexi justitiam et odi iniquitatem, propterea morior in exilio, erwiedert: Nein, heiliger Vater, der Vater stirbt nicht in der Verbannung, der mitten unter seinen Kindern stirbt; die zu Salerno sind aber so gut deine Kinder wie jene zu Rom; darum bist du hier nicht in der Verbannung, außer insoferne wir Alle auf Erden Verbannte sind; sonst bist du bei uns zu Hause. Das gilt aber heute noch

von allen Katholiken der ganzen Welt, sie alle sind Kinder des gemeinsamen Vaters der ganzen Christenheit, mögen sie leben und wohnen, wo sie wollen. Daher ist der Papst, und er allein, nirgends fremd, nirgends Ausländer; überall, wo Katholiken sind, ist er bei Kindern und ist bei ihnen zu Hause.

Für die Gegner der katholischen Kirche ist es aber, so möchte man fast glauben, geradezu unmöglich, das Verhältniß des Papstes zu den Katholiken so aufzufassen, wie es ist. Es ist eine an sich merkwürdige, aber durch ihre tägliche Wiederholung jetzt ganz ordinär gewordene Erscheinung, daß Männer, die in sonstigen Dingen einen wunderbaren Scharfsinn, einen durchdringenden Geistesblick bekunden und in den größten Verwicklungen das Richtige treffen, jedesmal, wenn sie ihr Geistesauge auf die katholische Kirche richten, alle Verhältnisse verkehrt, verrenkt, auf den Kopf gestellt sehen und plötzlich ungeheuer — dumm werden; namentlich ist dies der Fall, wenn es sich bei ihnen um den Mittelpunkt der von Christus gestifteten Kirche, um den Papst handelt. Ich hätte schon manchmal bei unsern Gegnern an Behexung des Geistes glauben mögen, wenn ich nicht wüßte, was der Haß gegen die Kirche Gottes zu bewirken im Stande ist. Der aber vermochte von jeher freilich mehr, als der ärgste Zauberer im Malefizthum zuwege bringt, und hat denn so auch fast alle unsere kleinen und großen Geister, Philosophen, Poeten, Künstler, Naturforscher, Historiker und vorab unsere Staatsmänner bezüglich der katholischen Kirche in einen Zustand hineingehext und verzaubert, daß es ihnen unmöglich ist, die majestätische Größe im An- und Aufbau dieser alle Völker und Länder umspannenden Kirche in ihrem wahren Lichte zu schauen. Daher ist es sehr fraglich, ob es etwas nützt, wenn ich hier mit einigen Zügen ein Bild von der Kirche entwerfe. Aber aus Liebe zur Kirche muß man den Versuch nicht aufgeben, die Geister aus ihrem Banne, in dem sie der Haß gegen die katholische Kirche gefangen hält, zu erlösen, und muß gegen die Hoffnung hoffen, daß auch sie, was ja doch möglich ist, noch das Glück haben, die Kirche zu schauen wie sie ist, und nicht in dem erschreckenden Zerrbild, das ihnen eigener und fremder Haß von ihr ausgemalt. Darum soll mich die Mühe nicht verdrießen, Allen, die noch Augen haben, zu sehen, die Kirche mit Hervorhebung ihrer obersten Spitze, des Papstes, zu zeigen.

Vor meines Großvaters Haus stand eine schöne uralte Linde; sie war Heimaths- und Frühlingsaufenthalt der verschiedenartigsten Vögeln, die alle ihr besonderes Lied sangen, alle ihr besonderes Kleid trugen, alle ihr besonderes Nest auf der Linde bauten und sich so aneinander gewöhnten, daß man nie von Zank und Streit, oder einem Vogelkrieg bei ihnen hörte, sondern sie stets in Eintracht mit einander leben, handeln und wandeln, singen und pfeifen sah: Staare, Sperlinge, Finken, Meisen und wie sie alle hießen. Was nun aber so eine alte Linde für allerlei Vögel, das ist die mehr als achtzehnhundertjährige katholische Kirche für die Völker: sie alle sollen kommen und im Bereiche ihres Gottesfriedens wohnen, wachsen und gedeihen, dazu haben sie ein Recht; denn sie, die katholische Kirche, hat der Heiland im Sinne gehabt, als er sprach: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dies ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; ist es aber einmal ausgewachsen, so ist es das größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen." So wenig aber die vielerlei Vögel in der schattigen Krone einer Linde an ihrem Gesang, ihrer besonderen Farbe, ihren sonstigen Eigenthümlichkeiten eine Einbuße erleiden, so wenig sollen die Völker im Schooße der katholischen Kirche sich beeinträchtigt und verkümmert sehen; mögen sie eine Farbe tragen, welche sie wollen, weiß oder schwarz, grün oder gelb, mögen sie singen und beten, wie ihnen „der Schnabel gewachsen ist", deutsch oder französisch, polnisch oder spanisch, die katholische Kirche — hindert sie nicht, dies in ihrer Weise zu thun, sie verlangt nur eins von ihnen: alle sollen gleichmäßig und gleichberechtigt in ihrem Frieden nebeneinander wohnen und keinen Streit kennen, als den Wettstreit, Gott zu verherrlichen in Glaube, Hoffnung und Liebe, in Wissenschaft und Kunst, in Entfaltung jeder Naturanlage und christlichen Tugend. Und wie die Kirche verpflichtet ist, Wahrheit und Liebe Allen in gleichem Maße zu geben, so sind alle Völker berechtigt, Wahrheit und Liebe in gleichem Maße von ihr zu empfangen; eine Verkürzung und Zurücksetzung findet in der katholischen Kirche nicht statt. Ein Bild soll es deutlich machen. Altum erzählt in seiner Schrift: der Vogel und sein Leben, es sei ihm der höchst merkwürdige Fall vor-

gekommen, daß vier verschiedene Vogelpaare, nämlich ein Gartenrothschwänzchen-, ein Bachstelzen-, ein Zaunkönig- und ein Blaumeisenpaar zur selben Zeit in einem und demselben Bienenkorbe ihre mit Eier belegten Nester hatten. Ein solcher Bienenkorb aber, den Christus, die liebe Mutter Gottes und alle Heiligen bis oben an voll Honig, voll Gnaden und Verdienste getragen, so daß er bis an's Ende der Welt nicht ausgeschöpft zu werden vermag, ist die katholische Kirche als Heilsanstalt. Daher können und sollen nicht etwa nur vier verschiedene Völker, nein, alle zumal können und sollen in diesem großen Bienenkorbe sich ansiedeln und niederlassen und von dem darin aufgehäuften Honig kosten, soviel sie wollen: Gott will es.

Welches ist denn nun die Stellung, die der Papst allen diesen Völkern gegenüber, die sich in dem großen Honigkorbe der katholischen Kirche angesiedelt, von Gottes- und Rechtswegen einzunehmen hat? — Sie ist angedeutet in dem Gesichte, das einst über den ersten Papst, sankt Peter, gekommen, um ihn zu belehren, daß nicht blos die Kinder Israels, sondern alle Völker berufen seien, in die Kirche einzugehen. Er sah, in Entzückung versunken, den Himmel geöffnet, und ein Behältniß herabkommen, wie ein großes leinenes Tuch, und an vier Zipfeln gebunden, und vom Himmel zur Erde herabgelassen, in welchem alle vierfüßigen, kriechenden und wilden Thiere der Erde und die Vögel des Himmels waren. Und es erging eine Stimme an ihn: Steh' auf, Petrus, schlachte und iß! — Mit diesem Schlachten und Essen der verschiedenartigsten Thiere und Vögel durch Petrus ist aber, wie die heilige Urkunde ausdrücklich bestätigt, nichts anders gemeint als die Bekehrung der Völker und ihre Aufnahme in den Machtkreis des Papstes, der sich gerade so weit erstreckt, als die katholische, alle Länder und Völker umspannende Kirche selbst. Demnach ist es der Papst, dem auf Gottes Geheiß das Recht zusteht, die Völker und Staaten in die Kirche Gottes zu sammeln und sie in der Lehre, Sitte und Zucht zu einigen. Das ist doch aber eine Stellung, ein Amt, eine Aufgabe, wie sie auf Erden keinem andern Fürsten mehr zukommt.

Oder aber, wenn man die Sache noch unter einem andern Bilde will, so möge man sich erinnern, daß der Heiland nach seiner Auferstehung gleich das erste Mal, wo er sichtbar erschien,

in Gestalt eines Gärtners erschien. Er pflegte doch aber wahrlich nichts ohne Sinn und Bedeutung zu thun; was wollte also der himmlische Gärtner? nichts anders als einen himmlischen Garten, und das ist die Kirche. Das aber ist gewiß, daß Gott, der Pflanzen und Kräuter mannigfaltig schuf, und sie in ihrer Art wachsen und gedeihen hieß, nicht die alte französische Mode beliebt, alle Bäume und Pflanzen und Kräuter im ganzen Garten über einen Kamm zu scheeren und nach derselben Uniform zuzuschneidern, um lauter Zwerggestalten und Krüppel zu ziehen: nein, jeder Baum, jeder Stock und jedes Kraut läßt er wachsen nach seiner Eigenart und Natur, und schneidet nur die wilden Schößlinge weg und gibt allen die gerade Richtung zum Licht und Himmel. Sie mögen sich's also bequem machen, die Menschen und Völker, in Gottes Garten, der katholischen Kirche; je mehr sie gedeihen, desto größer ist des Gärtner's Freude; alle erhalten gleichmäßig Himmelslicht und Himmelsthau. Was nun aber der göttliche Schäfer unter dem Bilde des Schafstall's, das hat er als himmlischer Gärtner unter dem Bilde des Gartens gethan: er hat seine Kirche in dem heil. Petrus der Aufsicht, Obhut und Fürsorge des Papstes anvertraut, daß er als Hirte bei den Schafen und als Gärtner bei den Pflanzen seine Stelle vertrete und ihrer insgesammt wie im Einzelnen Acht habe. Damit ist aber der Papst über alle Völker und Fürsten gestellt; denn keinem andern Fürsten der Erde hat er dasselbe Amt übertragen, sondern sie alle unter die zu hütenden Schafe oder die zu wartenden Pflanzen im Garten Gottes verwiesen.

In der nordischen Sage steht Frithjof nach langen Irrfahrten wieder an der öden Brandstätte des Göttertempels, den er in wildem Zorne angezündet; er fühlt Reue und Gewissensbisse und betet um Versöhnung. Dem Frevler wird diese aber nur gewährt auf die Bedingung hin, daß er sein Unrecht sühnt und dafür Genüge thut. Daher schwebt ein leuchtendes Walhallabild an ihm vorüber und senkt sich auf die Stelle nieder, wo der weggebrannte Tempel des Heidengottes stand:

Ein Bild der Asenburg! zum Himmel ragen
Die hohen Silbermauern blank und rein,
Die Pfeiler sind aus blauem Stahl geschlagen,
Der Altar ist ein einz'ger Edelstein.
Der Dom hing wie von Geisterhand getragen,

Ein Winterhimmel hell von Sternenschein.
Und goldgekrönt in Kleidern, himmelblauen
Sind Walhalls Kinder selber drin zu schauen.

Und der Held verstand, was das Abbild Walhalla's für ihn zu bedeuten hatte: einen neuen Tempel solle er an des alten Stelle bauen, auf daß der beleidigte Gott verzeihend niederschaue.

So schön nun aber auch dieses lichte Himmelsbild gewesen, das sich da dem verschuldeten Helden gezeigt, es war doch nur ein schwaches Abbild der Kirche, wie sie der heilige Seher auf der Insel Patmos aus dem Himmel auf die Erde herabsteigen sah, um allen Menschen, die da von Gewissensbissen gequält und von Reue zerschlagen hinkommen, Versöhnung zu bieten. „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, herabsteigen von Gott aus dem Himmel, zubereitet, wie eine Braut für ihren Bräutigam geschmückt ist. Und ich hörte eine starke Stimme vom Throne, die da sprach: Siehe, die Hütte Gottes bei den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen, sie werden sein Volk sein, und Er, Gott selbst mit ihnen, wird ihr Gott sein. Und es kam ein Engel und sprach: Komm, ich will dir die Braut zeigen, die Braut des Lammes! Und er führte mich auf einen großen, hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, welche von Gott aus dem Himmel herabstieg. Sie hatte die Klarheit Gottes, und ihr Licht war gleich einem köstlichen Steine, gleich einem Jaspissteine, einem Krystall. Sie hatte eine hohe Mauer mit zwölf Thoren, und auf den zwölf Thoren zwölf Engel, und Namen darauf geschrieben. Die Mauer hatte zwölf Grundsteine, und darauf waren die Namen der zwölf Apostel des Lammes. Der Bau der Mauer war aus Jaspis; die Stadt selbst aber war reines Gold, durchsichtig wie reines Glas. Die Grundsteine der Stadtmauer waren mit allerlei Edelsteinen geschmückt. Und die zwölf Thore waren zwölf Perlen, jegliches Thor eine Perle, die Gassen der Stadt reines Gold. Die Stadt bedarf weder der Sonne noch des Mondes, daß sie leuchten in ihr; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihr Licht ist das Lamm. Und die Völker wandeln in ihrem Lichte und die Könige der Erde genießen in ihr Herrlichkeit und Ehre. Ihre Thore werden am Tage nicht geschlossen, und Nacht gibt es nicht. Und der Engel zeigte mir den Strom lebendigen Wassers, glänzend wie Krystall, der vom Throne Gottes und des Lammes hervor-

kam. In der Mitte ihres Platzes und von beiden Seiten des Stromes war der Baum des Lebens, der zwölf Früchte trägt, jeden Monat seine Frucht und die Blätter des Baumes dienten zur Gesundheit der Völker." Von ihr also, der leuchtenden „Hütte Gottes bei den Menschen", gilt noch mehr, als von ihrem steinernen Abbild zu Rom, was der deutsche Dichter gesungen:

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an des Engels Pforten
In dem ew'gen einz'gen Rom:
Ueber unzählbarem Volksgewimmel,
Steigt, ein zweiter Himmel in dem Himmel,
Dort sankt Peter's wunderbarer Dom.

Die Schlüssel aber zu diesem majestätischen Himmelsdome, der Alle, die an Jesus Christus, den wahren Sohn Gottes glauben, umfaßt, sind dem Papste und sonst Niemanden anvertraut, mit der vom Welterlöser selbst beglaubigten Vollmacht, die Unwürdigen auszuschließen und die Würdigen einzulassen, und der angefügten rechtskräftigen Gesetzesklausel: solche Amtshandlung des Papstes habe volle Giltigkeit, bis hinauf in den Himmel. Daher muß jeder Katholik herzlich auflachen, wenn er hört, daß dieser und jener Reichskanzler Lust zeige, die Macht des Papstes zu confisciren und seinen Handlungen die Giltigkeit abzusprechen: dazu müßte er Vollmacht von unserm Herrgott haben, und diese hat er nicht.

Es gibt aber noch ein Bild, unter dem man sich eine lichte Idee von der katholischen Kirche und ihrem höchsten Amte, dem Papstthum machen kann. Ich will darum auch das noch meinen Lesern vor die Seele führen, um, wenn nöthig, ihre Ehrfurcht gegen die Kirche zu erhöhen.

Als es sich mit Noe, dem Retter der Menschheit aus der Sündflut, zu Ende neigte, da hat ihn auf einmal, so berichtet eine alte Sage, eine gewaltige Sehnsucht erfaßt, einen gewissen Fleck von Italien zu sehen und allda seinem vielbewegten Leben das Amen aufzusetzen. Nun ist es aber schon etwas Wunderliches um die Sehnsucht: sie läßt, wenn sie einmal ernst macht, dem Menschenherzen keine Ruhe, bis es ihr nachgibt und thut, was sie haben will. Daher hat sich denn der alte Noe abermals in die Arche gesetzt und ist davongefahren; in Italien hat er angehalten und

hat seinen weltgeschichtlichen „Kasten“ an den tarpeischen Felsen angebunden; dann hat er sich auf einen der sieben Hügel, worauf Rom noch steht, niedergesetzt und ist in tiefes Nachdenken versunken. Und nun ward es ihm auf einmal im Geiste, wie in den schauervollen Tagen der Sündflut: der Himmel ward finster, die Wasser rauschten nieder, die Meere liefen über, die Wogen schwollen fünfzig Ellen hoch über die höchsten Berge; Tausende rangen mit den Fluten, Tausende schrieen um Hilfe, Tausende gingen unter; denn nirgends zeigte sich ein zweiter Noe mit der Arche, um die Sinkenden aufzunehmen; er selbst aber fühlte sich zu schwach und fand die Arche zu gebrechlich, um in das Ungestüm der Wogen Hilfe bringend hinauszufahren. Daher faßte ihn ein unsägliches Herzeleid um die untergehenden Menschenkinder, deren Vater und Retter er gewesen. In diesem Grame aber blickte er nochmals ostwärts, von wo er kam, in's Dunkel hinaus und sah in weiter Ferne — ein Licht; er schaute und sieh, es ist ein großes leuchtendes Schiff; er schaute und sieh, auf dem Schiffe ist ein seltsamer Mast, ein grüner Cederstamm, mit zwei Aesten nach rechts und links; er schaute und sieh, auf dem Schiff sind viele Matrosen, eifrig beschäftigt, jeden, der in's Schiff hineinverlangt, aus den Fluten zu holen und aufzunehmen; er schaute und sieh, hintenan sitzt ein Steuermann, ernst und unerschütterlich, das Steuer führend mit sicherer Hand. Jetzt also ward es dem greisen Patriarch leicht um's Herz, er sah sich und seine Arche ersetzt, seine Nachkommen abermals vor gänzlichem Untergang gerettet und sang nun sterbend der lebensmüden Greise Lied: „Nun läß'st du deinen Diener, Herr, in Frieden scheiden; denn meine Augen haben dein Heil gesehen, das du errichtet hast vor dem Angesichte aller Völker, als ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung deines Volkes“.

Das große leuchtende Schiff aber, das da der sterbende Noe von Osten her durch die düstere Flut gegen Rom heransegeln sah, ist nichts anders als die katholische Kirche, die seit 1800 Jahren an einem Felsen zu Rom angebunden liegt, so fest, daß sie kein Sturm jemals wegzureißen vermag; sie ist Schiff und Licht: sie ist Schiff und treues Abbild der Arche, denn „so wenig, meint schon sankt Cyprian, Einer sich retten konnte, der nicht in der Arche war, so wenig kann sich jetzt Einer retten, der nicht in der

katholischen Kirche ist"; — sie ist Licht und leuchtet jedem, der in ihrem Lichte wandeln will, durch die Finsterniß der Zeit hinüber in den Hafen der ewigen Seligkeit. Und die Sündflut, die er schaute, ist nichts anders als die Welt, von welcher sankt Johannes, der Evangelist bezeugt, daß sie ihrer Laster und Schandthaten halber „im Argen liegt." Und jene, die er in dieser Flut zu Tausenden ringen, schreien, und die Hände nach Hilfe ausstrecken sah, sind wir arme Menschenkinder, die da mit unsrer Seele durch's wüste Leben waten und im Morast der Sünde fast ersäufen. Und die Matrosen und Soldaten, die Noe den Sinkenden aus der Flut heraus in's Schiff hineinhelfen sah, es sind die Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe und deren Gehilfen in der Seelsorge. Der merkwürdige Mastbaum mit seinen zwei Aesten aber ist das heilige Kreuz, unsere einzige Hoffnung im Leben und Sterben, wie es in dem alten Kirchenliede heißt:

Tu scala es et via
Ad patriam supernam
Ad gloriam æternam.

Und endlich der Steuermann, den der alte Noe am Ruder sitzen und mit sicherem Blick und fester Hand das ganze Schiff lenken sah, er ist Niemand anders als sankt Peter und sein Nachfolger, der Papst. Jetzt also kann es jeder wissen, welche Stellung der Papst in der Kirche den Menschen gegenüber einnimmt und womit er sich Jahr aus Jahr ein beschäftigt: er sitzt Tag für Tag am Steuerruder der neuen Arche, um der Weisung des Herrn, dem diese Arche zu eigen gehört, nachzukommen: „duc in altum, fahr hinaus auf die hohe See, et laxate retia, und werfet die Netze zum Fange aus". Mag's stürmen und wettern, lenke das Schiff der Kirche mitten durch die Zeiten und verlege dich mit deinen Genossen auf den Fang unsterblicher Seelen, die da „in den Gefahren des Meeres" herumtreiben: „duc in altum, fahr hinaus und nimm auf, so viel du findest, damit wenigstens jene, die auf dem Schiffe der Kirche fahren, *pereunte mundo*, wenn auch die Welt zu Grunde geht, vom Verderben unversehrt, gerettet werden".

Unter diesem Bilde aber stellt sich, wie sich nicht läugnen läßt, die katholische Kirche so hehr und majestätisch dem Geistesblicke dar, daß ich auf der Stelle katholisch würde, wenn ich es nicht schon

vom Mutterleib an wäre, um auch in dieser Kirche leben und sterben zu können.

Daher ist denn jetzt für einen Katholiken nichts so empörend, als der Altkatholikenscandal im deutschen Reiche und nichts so Mitleid erregend, als die Adresse der schlesischen „Staatskatholiken" an den deutschen Kaiser. Ihnen gegenüber schrieb mit Recht die „Frankfurter Zeitung", die doch wahrlich der katholischen Kirche nicht gewogen ist, im Monat Juli: „Die Altkatholiken bekämpfen Rom vom Standpunkte der religiösen Bornirtheit, die schlesischen Ritter vom Standpunkte einer ebenso bornirten Loyalität aus; die Einen aber bringen es damit nicht weiter als die Andern auch. Denn Rom sagt — und es genießt in der gläubigen Welt immer noch des Ansehens genug, um das mit Erfolg sagen zu dürfen: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Beide Kategorien von „Katholiken" werden also wider Willen vor die Alternative gestellt, sich vor dem unfehlbaren Papste zu demüthigen und der von Rom ausgegebenen kirchenpolitischen Direktive zu folgen, oder aber mit der Kirche ganz zu brechen".

Was die andere Behauptung des deutschen Reichskanzler anbelangt, daß der Papst, dieser „ausländische Machthaber mit seinem Sitze in Rom" durch die — neuesten Aenderungen in der katholischen Kirchenverfassung mächtig geworden sei, so ist das auf der Seite, wo man solches glaubt, einfach Täuschung, und ist namentlich die Furcht vor der Macht des Papstes für das deutsche Staats- und Reichswesen — zum Lachen. Durch die Verkündigung der Unfehlbarkeit ist der Papst nicht haarbreit mächtiger geworden, als er es schon seit achtzehnhundert Jahren war, er ist durch die Definition kein Anderer geworden, als der er gewesen ist, seit ihn Christus in der Person des h. Petrus zu seinem Stellvertreter eingesetzt hat; noch weniger hat es dadurch „neue Aenderungen" in der katholischen Kirchenverfassung gegeben. Denn neu ist an dieser Lehre nichts, als die feierliche Erklärung durch das Concil; sonst ist sie so alt als das Wort des Herrn: „Du bist der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen". Es kann nämlich eine Lehre wahr und von Gott geoffenbart sein, ohne daß sie feierlich als solche verkündigt ist, ja ohne daß sie geglaubt wird; die feierliche Erklärung fügt einer geoffenbarten

Lehre nichts bei, als die Gewißheit, daß sie wahr sei, und die Verpflichtung, daß von jetzt an jeder, der nicht aufhören will, Katholik zu sein, diese Lehre als geoffenbarte, als wahre glauben muß. Diese feierliche Erklärung der Kirche braucht aber nicht gleich zu erfolgen, sie kann Jahrhunderte lang auf sich warten lassen, wie ja auch die Glaubenswahrheiten nicht alle auf einmal, sondern manche in Zwischenräumen von Jahrhunderten geoffenbart worden. Es schadet der Wahrheit, die feierlich promulgirt wird, gar nichts, *wann* diese Promulgation stattfindet: sie bleibt wahr, ob sie promulgirt ist oder nicht. Es ist ja in weltlichen Dingen gerade so. Die Astronomen haben sich schon lange herumgestritten, wie viele Planeten es in unserm Sonnensystem gibt und welche Bahnen sie um die Sonne beschreiben. Dieser Streit hat aber an der Zahl der Planeten und ihren Bahnen nichts geändert; er hat ihnen keinen beigefügt und keinen weggenommen, und vorher wie nachher sind sie ihren alten Weg am Firmament fortgegangen und haben sich um den Streit der Gelehrten auf der Erde nicht gekümmert. Wenn also ein wissenschaftliches Planetengericht einmal sicher entscheiden könnte, wie viele Planeten es gibt und welche Wege sie gehen, und dies auch wirklich entschiede, so wäre an dieser Entscheidung nichts neu, als daß sie *endgiltig* festsetzt, was seit Erschaffung der Welt in Sachen der Planeten wahr gewesen, aber *ändern* würde sie nichts. Was nun ein wissenschaftliches Gericht in Sachen der Planeten *mit* der Gefahr zu irren, das thut das Concil als kirchliches Gericht in Sachen des Glaubens, und zwar *ohne* Gefahr zu irren: es entscheidet, was längst von Gott geoffenbart und in Glaubenssachen alte Wahrheit ist. An solcher Entscheidung ist also nichts *neu*, als daß sie endgiltig festsetzt, was seit Gründung der Kirche geoffenbarte Wahrheit ist; und das ist dann für jeden katholischen Christen eine große Wohlthat; denn keine Freiheit ist eine *traurigere* Wohlthat als die Freiheit zu irren, die Freiheit, in Zweifel und Ungewißheit hin und her schwanken zu dürfen. An dem Tage einer Glaubensentscheidung aber hört diese Freiheit auf, der Katholik hat sich der Lehrautorität seiner Kirche zu unterwerfen und erlangt damit Gewißheit, was in dem entschiedenen Punkte wahr ist und was nicht.

Daraus erhellt aber auch, daß nichts so lächerlich ist als der Vorwurf, den man namentlich unsern Bischöfen gemacht, nach der

feierlichen Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit gleichsam über Nacht ihre Meinung geändert und sich des Wankelmuths, der Charakterlosigkeit und des Verraths der eigenen Ueberzeugung schuldig gemacht zu haben. Denn die Unterwerfung unter den Ausspruch des kirchlichen Lehramtes, selbst für den Fall, daß Einer vorher das Gegentheil geglaubt, gelehrt und vertheidigt hat, ist bei uns Katholiken weiter nichts als verfluchte Schuldigkeit, und weiter nichts als pflichtgemäße Anerkennung der göttlichen Wahrheit, die wir in dem Ausspruch eines Concils vor uns haben. Wenn ich mich aber der Wahrheit an dem Tage, wo ich sie sicher erkenne, unterwerfe, so handle ich nicht charakterlos, noch zeige ich Wankelmuth. Die Sache ist so leicht zu fassen! Ein Schulbub ist der Ueberzeugung, zwei mal zwei sei fünf; nun erklärt ihm der Lehrer mit voller Lehrautorität: zwei mal zwei ist vier. Wird nun der Schulbub dadurch charakterlos und übt er Verrath an einer Ueberzeugung, wenn er sich dem Ausspruch des Lehrers fügt und fortan glaubt, zwei mal zwei sei vier? Junge Schulknaben meinen das nicht, aber es gibt jetzt eine Menge alter, die dem Ausspruche des Lehrers zum Trotze bei ihrer ursprünglichen „Ueberzeugung" hartnäckig verbleiben und einen solchen Streich sich als Charakterfestigkeit zu Gute schreiben. Daher hat Herr v. Mallinckrodt mit vollem Recht im Berliner Reichstag erklärt: Gewisse Leute kennen nicht einmal das Abc der katholischen Theologie, sonst müßten sie wissen, daß jeder Katholik vor der Entscheidung durch das kirchliche Lehramt auch die gegentheilige Meinung haben darf, nach der Entscheidung aber sich unterwerfen muß, und wenn er wahrhaft Katholik ist, sich auch gern unterwerfen wird; denn sonst trifft ihn das ernste Wort des Herrn: „Wer die Kirche nicht hört, ist wie ein Heide und öffentlicher Sünder".

Die gefürchtete Macht aber, die der Papst, wie gesagt, schon seit Gründung des Papstthums besitzt und nicht erst mit der Erklärung seiner Unfehlbarkeit am 18. Juli 1870 erhalten hat, kann dem Staate, der andern zum Wohle der Menschheit gegründeten Gottesanstalt niemals gefährlich werden, wie man dies heutzutage in Berlin und sonstwo wähnt. Die modernen Staatskirchenmänner meinen zwar immer noch, der Papst werde seine Unfehlbarkeit dazu benützen, um seine Macht zum Verderben des

Staates und der Gesellschaft zu mißbrauchen, und sie für Gott weiß was für persönliche Interessen auszubeuten; sie mögen sich aber getrösten: der Papst ist unfehlbar, nicht um sich nützen, sondern um uns Andern, den Völkern, Staaten und ihren rechtmäßigen Geschäftsführern nicht schaden zu können; er ist unfehlbar und zwar gerade deßhalb, um seine Macht nicht mißbrauchen zu können. Freilich, gewisse Leute verstehen die Unfehlbarkeit absichtlich falsch und beharren darauf, dieselbe bedeute für den Papst das Vorrecht, Alles, was ihm in den Sinn kommt, zu Glaubenssätzen zu dekretiren. So wäre allerdings die Unfehlbarkeit ein Werkzeug der Launen oder Begehrlichkeiten, und der heilige Geist hätte in der That all das gotteslästerliche Zeug verdient, was dumme Bosheit und boshafte Dummheit schon seit mehreren Jahren bis auf diesen Tag gegen diese seine Gnadengabe, womit Er den Papst zum Schutze der Gläubigen ausgestattet, geschimpft hat. Der Papst ist unfehlbar, das heißt doch etwas ganz anders, als gewisse Leute mit geflissentlicher Selbsttäuschung wähnen: es heißt, er kann als Lehrer der ganzen Kirche nur dekretiren, was wahr und gerecht ist. Der Papst macht nicht die Wahrheit, er verkündet sie blos, und darin erfreut er sich des besonderen Beistandes Gottes, daß er nicht irre. Es wäre darum endlich bald Zeit, daß man wüßte, was es um die Unfehlbarkeit des Papstes sei und worin sie ihren Grund habe. Jedes katholische Schulkind weiß es, daß ihr Grund nicht in der Person des Papstes, sondern in der des heiligen Geistes liegt, daß sie nicht eine Eigenschaft des ersteren, sondern des letzteren ist. Der heilige Geist aber steht mit diesem Privilegium dem Papste vermöge der Verheißung Christi zur Seite, aber nicht zu dem Zwecke, daß dieser irre, den Menschen durch falsche Lehren und sittenwidrige Gebote schade, sondern umgekehrt dazu, daß er Wahrheit lehre, das Gesetz Gottes verkünde und die Menschen beglücken helfe. „Zudem sind, sagt der Erzbischof Kenrick von Baltimore, die Gläubigen hinlänglich geschützt gegen den Mißbrauch der päpstlichen Gewalt durch die Freiheit ihres eigenen Gewissens, welches nicht verbunden ist, einer Autorität Gehorsam zu leisten, wenn sie offenbar mißbraucht wird. Der Papst aber wendet sich nur an das Gewissen. Seine Satzungen und Censuren sind nur insoweit

mächtig, als anerkannt wird, daß sie unter göttlicher Sanktion gegeben seien. Keine Heere oder Staatsbeamte, keine Gendarmen und Polizeimänner werden von ihm dazu verwendet, ihnen Nachdruck zu geben, und im Falle eines offenbaren Mißbrauchs der Autorität verliert er den einzigen Einfluß, durch den sie wirksam werden können, den Einfluß auf das Gewissen". Oder wie viele Katholiken glauben wohl die modernen Kirchenmänner, daß dem Papste gehorsam wären, wenn dieser eines Tages daher käme und uns befehlen würde, Revolution zu machen, legitime Fürsten zu vertreiben, keine Steuern mehr zu zahlen, im Kriege zum Feinde überzulaufen und das Vaterland zu verrathen? — Ich sage: kein einziger; denn das zu thun verbietet jedem Katholiken sein Gewissen; Revolution, Vaterlandsverrath und dergleichen moderne Tugendakte stehen nicht im katholischen Glaubensbekenntniß, stehen nicht im katholischen Katechismus; wohl aber habe ich sie jüngst klar und deutlich in einem kleinen Freimaurerkatechismus für die italienischen Arbeiter gelesen. Im katholischen Katechismus steht das: die rechtmäßige Obrigkeit ist von Gott, und wer sich der Obrigkeit widersetzt, widersetzt sich der Anordnung Gottes. Ein Katholik also, der in dem supponirten Falle dem Papste gehorsam wäre und solche Lehre für erlaubt hielte, hörte im selben Augenblicke auf, katholisch zu sein. Aber wichtiger als das, was ich da vom katholischen Gewissen gesagt, ist dies: der supponirte Fall wird niemals eintreten, der Papst wird mit jener Lehre niemals daherkommen, um sie uns anzubefehlen; denn deßhalb gerade ist er unfehlbar, deßhalb gerade erfreut er sich des göttlichen Schutzes und Beistandes, daß er uns solche falsche und schlechte Lehren gar nicht anbefehlen kann. Daher ist denn, offen gestanden, nichts so thöricht und lächerlich als die Furcht unsrer modernen Staatsmänner vor der Macht des Papstes. Sonst gilt es als Wetterregel moderner Staatsklugheit, fürchten zu machen, und in Folge dessen geschieht es manchmal, daß sich, wie der badische Minister Winter einmal sagte, ein kleinstaatlicher Frosch zu einem europäischen Ochsen aufbläht. Dem bösen Gewissen aber, wie es jetzt so ziemlich allen modernen Staatsmännern innewohnt, ist es eigen, argwöhnisch zu sein, gegen jeden, der mit ihm nicht einverstanden ist, wohlwissend, daß je näher einer Gott steht, derselbe um so ge-

wissenhafter zwischen gut und bös Partei nimmt und sich regelrecht auf die Seite stellt, wo die Gerechtigkeit Gottes steht. Das ist denn auch von jeher der Platz gewesen, den die Macht der Kirche, wie sie im Papste concentrirt ist, der schlechten Politik gegenüber inne gehabt. Kein Wunder also, daß es heutzutage oberste Regel aller Staatsklugheit ist, der Macht des Papstes gegenüber zu fürchten, zumal langjährige Erfahrung constatirt hat, daß ihr mit Fürchtenmachen nicht beizukommen ist. Bei solchem Gemüthszustande in der Politik aber, der zuweilen in einen leibhaftigen Veitstanz übergeht, ist nichts so selbstverständlich, als die interessanten Blamagen, womit unsere Staatsminister ihre Werke zu krönen pflegen. Daher hält sich auch kein katholischer Christ mehr darüber auf, wenn er hört, daß einmal die Staatsminister eines deutschen katholischen Mittelstaates alle Polizei und Gendarmerie auf die Beine riefen, um im Sterbehaus eines Katholiken eine Haussuchung vorzunehmen. Und warum? — Es war auch hohe Zeit, daß die Wächter des Staates ein Einsehen hatten: denn man hatte in der Verlassenschaft eines verstorbenen Katholiken ein leibhaftiges Aufnahmsdiplom in die — „Todesangstbruderschaft" entdeckt! Eine geheime Verschwörung unter den Katholiken aber, ihren Mitbürgern Todesangst einzujagen? nein, beileibe nicht, sondern sich selbst die Todesangst soviel als möglich zu erleichtern, wenn das nicht — staatsgefährlich ist, dann weiß ich nicht, was man so nennen könnte!

Wir Katholiken erkennen im Papste, sagt Beda Weber, die oberste Spitze der katholischen Kirche auf Erden, nicht den conventionellen Vorstand auf menschlicher Grundlage, sondern den Nachfolger des Apostelfürsten Petrus nach göttlicher Einsetzung und Vollmacht, als Mittelpunkt der von Christus gestifteten Kirche. In dieser Eigenschaft aber ist sein geistlicher Einfluß nach den katholischen Dogmen scharf begränzt, aller zeitlichen Willkür entzogen und in jedem einzelnen Regierungsakt unabänderlich fest und klar vor Aller Augen gestellt. Er kann keinen andern Grund legen, als der schon durch die apostolische Anordnung gelegt ist; er führt keine neuen Glaubenslehren ein, welche mit den alten apostolischen im Widerspruche stehen; er handhabt in der katholischen Kirche nur das lebendige Evangelium, welches in unveränderlichem Glanze durch alle Zeiten und Völker fortleuchtet und

mit unbesiegbarer Kraft fortleuchten wird bis an's Ende der Zeiten; kurz, der geistliche Einfluß des Papstes schlingt das Band der Einheit in Lehre, Sitte und Zucht um alle gläubigen Seelen auf dem ganzen Erdkreis, aber er schleudert keine staatsgefährlichen Sätze als Gährungsstoff in die Welt, wie dies die Revolution zu allen Zeiten auf geistlichem und weltlichem Gebiete gethan, um die Völker mit sich und mit Gott zu entzweien. Wenn darum unsern Staatsklugen nur noch ein Funke von wahrhaft staatsmännischem Verstande innewohnte, würden sie zu einer Zeit, wo die Revolution, d. h. der geflissentliche Abfall von Gott und seiner göttlichen Ordnung unter dem corrumpirten Namen Liberalismus auf allen Gebieten des Lebens als einzige „Staatsreligion" anerkannt und protegirt ist, um nichts so besorgt sein, als daß die Macht des Papstes ihren geistlichen Einfluß frei und ungehindert ausüben könnte, um die aus den Fugen gegangene Zeit wieder einzurichten.

Bei unsern modernen Staatsmännern sitzt aber die Angst vor der Macht des Papstes viel zu tief, als daß solch eine Aufklärung sie zu beschwichtigen vermöchte. Sie wissen es recht gut, die modernen Bauherren, daß der ehedem so stolze Bau, worin wir bisher leidlich mitsammen wohnten, in seinen Fundamenten morsch, in seinen Pfeilern wurmstichig, in Dach und Fach baufällig geworden und über Nacht vollends einstürzen kann, nachdem die Einstürze im Jahr 1859 schon von den Bau-Inspektoren selbst veranlaßt und seitdem ununterbrochen fortgesetzt worden: „Da hält kein Nagel mehr, man mag ihn einschlagen wo man will," hat vor Jahren der badische Staatsminister von Roggenbach, ohne Widerspruch zu erfahren, gesagt. Bei solchem Zustande aber ist mit Reparaturen nicht mehr viel zu helfen: das Ganze ist nur noch brauchbar als provisorische Nothhütte, aber so lebensgefährlich als möglich. Man wird also mit dem beabsichtigten Neubau Ernst machen müssen. Die Weltgeschichte bezeugt es ihnen aber seit achtzehnhundert Jahren auf jedem Blatte, daß ohne Beihilfe der Kirche nichts Dauerhaftes zu Stande kommt, und doch fürchten die modernen Baulente nichts so sehr, als sie, die Kirche, und ihre Macht, wie sie der Papst übt in der Welt. Darum will ich noch einige andere Stimmen reden lassen, um zu beweisen, daß keine Furcht so thöricht und albern ist als die Furcht der modernen Staatsmänner vor der Macht des Papstes.

Am Besten dürfte man es jederzeit zu Rom gewußt haben, was es um die Macht des Papstes und ihre Ausdehnung für eine die Fürsten und Völker bedrohende Sache sei; denn in Rom werden ja die geheimen Anschläge angezettelt, die Direktiven festgestellt und die Parolen gegeben. Nun schrieb aber schon im Jahr 1791 der Cardinal Antonelli, Präfekt der Propaganda, an die Erzbischöfe und Bischöfe von Irland: „Man muß sehr genau unterscheiden zwischen den wahren Rechten des apostolischen Stuhles und dem was ihm von den Neuerern jetziger Zeit in böswilliger Absicht imputirt wird. Der römische Stuhl hat nie gelehrt, daß man den Andersgläubigen Treue und Glauben nicht halten solle; oder daß ein den von der katholischen Gemeinschaft getrennten Fürsten geleisteter Eid verletzt werden dürfe, oder daß es dem Papste erlaubt sei, ihre weltlichen Rechte und Besitzungen anzutasten". Und ein Papst selbst, Pius VII., sagte in einer Staatsschrift über die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands: „Der Papst findet schon in der Natur und der Einrichtung der katholischen Kirche, deren Oberhaupt er ist, gewisse Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne sein Gewissen zu verrathen und jene höchste Gewalt zu mißbrauchen, welche Jesus Christus ihm übertragen hat, um sich derselben zur Erbauung, aber nicht zur Zerstörung seiner Kirche zu bedienen. Unverletzbare Grenzen für das Oberhaupt der Kirche sind die Dogmen des katholischen Glaubens, welche der römische Bischof weder direkt noch indirekt verletzen darf, und obschon man in der katholischen Kirche immer den Glauben für unwandelbar, die Disciplin aber für wandelbar gehalten hat, so haben doch die römischen Bischöfe in der Disciplin selbst ihrem Benehmen immer heilige Grenzen gesetzt. Sie haben nie geglaubt, daß sie je irgend eine Abänderung in jenen Theilen der Disciplin zulassen könnten, welche unmittelbar von Christus angeordnet sind, oder in jenen, welche ihrer Natur nach mit dem Dogma zusammenhängen, oder in jenen, welche von den Irrgläubigen angefochten werden, um ihre Neuerungen zu unterstützen, oder in andern Theilen dieser Art, aus deren Aenderung die Päpste schlimme Folgen für die Religion entstehen sahen, welche Vortheile man ihnen auch immer anbieten oder welche Leiden man ihnen androhen mochte".

Daraus ergibt sich also, daß man entweder in Rom zu ge-

wissen Zeiten selbst nicht weiß, welche schreckliche Macht man in der Papstgewalt besitzt, oder aber, was wahrscheinlicher ist, daß gewisse Leute ein böses Gewissen haben und in Folge dessen fürchten müssen, daß die Sünden, die sie durch ihre heimtückische Politik an der Kirche und ihren Rechten begangen, an den Missethätern einmal gründlich heimgesucht werden.

Es ist außerhalb der Kirche, schrieb zu seiner besseren Zeit der bedauernswerthe Vater des Altkatholikenscandals, fast zum Sprachgebrauch geworden, die päpstliche Gewalt als eine schrankenlose, absolutistische zu bezeichnen, die kein Gesetz über sich anerkenne. Man redet häufig von römischer Omnipotenz, von einem wenigstens nicht aufgegebenen Anspruch auf Universalherrschaft. Alle diese Anklagen aber sind unwahr und ungerecht. Die päpstliche Gewalt ist einerseits die gebundenste, die sich denken läßt; denn ihre Bestimmung ist vor Allem, wie es die Päpste selbst unzählige Mal ausgesprochen haben, die kirchlichen Ordnungen und Gesetze zu bewahren und Uebertretungen derselben abzuwehren. Die Kirche hat aber längst ihre feste Ordnung, ihre bis in's Einzelnste durchgeführte Gesetzgebung. Der päpstliche Stuhl ist also berufen, selbst mit dem Beispiele der sorgfältigsten Beobachtung kirchlicher Gesetze voranzugehen. Nur unter dieser Bedingung kann er auf den Gehorsam der Einzelkirchen, auf das Vertrauen und die Ehrfurcht der Gläubigen rechnen. Jeder gründliche Kenner der kirchlichen Gesetzgebung kann daher in den meisten Fällen mit Sicherheit voraussehen, wie die päpstliche Entscheidung ausfallen werde. Ueberdies beruht ein bedeutender Theil der kirchlichen Ordnung nach katholischer Anschauung auf göttlichen Geboten und ist folglich für jede, auch die päpstliche Gewalt, schlechthin unantastbar. Kein Papst kann in Dingen, die göttlichen Rechtes sind, dispensiren. Das ist allgemein anerkannt. Was kann also dem Papst Schranken setzen? fragt Graf de Maistre und gibt zur Antwort: Alles, Gesetze, nationale Gebräuche, Monarchen, Tribunale, Parlamente, Verjährung, Vorstellungen, Uebereinkünfte, Pflicht, Klugheit und besonders die öffentliche Meinung, die „Königin der Welt".

Allerdings ist auch andrerseits, fährt dieser Mann fort, die päpstliche Autorität eine wahrhaft *souveräne und freie*, die ihrer Natur und Bestimmung nach für außerordentliche Fälle und

Bedürfnisse auch mit einer ganz außerordentlichen Macht, jedes blos menschliche Recht zu beugen und Ausnahmen von der Regel zuzulassen oder anzuordnen, ausgerüstet sein muß. Es geschieht wohl, daß schwere Verwicklungen, neue Situationen für die Kirche sich ergeben, für welche die bestehende kirchliche Ordnung nicht ausreicht, in welchen eine Lösung nur gegeben werden kann durch Ueberschreitung der sonst geltenden Satzungen. Wenn es die Noth erfordert, sagt Bossuet, kann der Papst Alles, — natürlich immer mit Ausschluß dessen, was göttlicher Ordnung ist".*)

Nun sollte doch aber, — die gesunde Vernunft hätte ein Recht, dies zu erwarten, die Furcht vor der Macht des Papstes die modernen Staatsmänner nicht so betäuben, daß sie das Zeugniß eines ihrer Bedeutsamsten überhören; denn auch mit dem, was er aus dem Munde Bossuet's beifügt, wird die Sache nicht gefährlich. Es ist zwar richtig, im Nothfall kann der Papst Alles, was nicht göttlicher Ordnung ist. Aber „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist", ist göttlicher Ordnung, und kann also der Papst daran nichts ändern. Mögen also gewisse Leute den „Senior der deutschen Professoren" in München doch wenigstens noch so hoch achten, daß sie sich bei seiner Versicherung über die Ungefährlichkeit der päpstlichen Gewalt einigermaßen — beruhigen. Die geistige Macht des Papstes ist ja, wie Beda Weber richtig bemerkt, ihrer innersten Natur nach conservativ, der einzige Gegensatz der Revolution, den keine Rohheit der Zeit, keine Intrigue der Politik, keine Schärfe des Schwertes je besiegen kann, weil er auf göttlicher Unterlage ruht und durch die Kraft des heiligen Geistes thätig ist. Die zeitlichen Interessen der Völker, welche dem Zuge dieser Macht folgen, erhalten von ihr erst ihre Weihe und ihren Schutz, der in den trübsten Stunden der Geschichte unbestechlich bleibt. Als am Anfang dieses Jahrhunderts Völker und Könige in feiger Demuth vor dem Welteroberer mit souveräner Willkür über Staat und Kirche sich schmiegten, als die deutschen Literaten, welche jetzt mit wohlfeilen Phrasen Franzosenfresser sind, mit dem alten Göthe von Weimar an der Spitze, vor dem siegreichen Tyrannen an der Seine cynisch auf der Erde krochen, hat ein einziger Mann, mit Ketten beladen, mit Drohungen heimge-

*) Siehe Kirche und Kirchen u. s. w. S. 38.

sucht, von allem Troste dieser Welt abgesperrt, seine Kniee nicht gebeugt. Und dieser Mann war der Papst, alt, von Natur weich und schüchtern, aber als Träger der katholischen Einheit fest und unerbitterlich, wie der Fels, auf den die Kirche Gottes gebaut ist. *)

Nun hat es doch unsern modernen Staatskirchenmännern gewiß nicht an Gelegenheit gefehlt, sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was hier Beda Weber von der Macht des Papstes aussagt. Einmal müßte sie eben doch mit ihren finsteren Plänen an's Tageslicht kommen, wenn sie etwas Schlimmes gegen Euch und eure modernen Experimente im Schilde führte. Was der jetzige Papst gegen Euch auf dem Herzen hatte, daraus hat er wahrlich kein Hehl gemacht: Zeuge ist die berühmte Encyklika, an welcher der famose Syllabus hängt. Dieser aber enthält Wahrheit; fühlt Ihr Euch also in der einen oder andern These getroffen, dann ist das Eure Schuld und ist Beweis, daß ihr vom Wege der Wahrheit abgeirrt seid, oder widerleget ihn, wenn Ihr könnt! Die antiquirte Berufung auf die Geschichte des Mittelalters und ihr Zeugniß, daß die Päpste allenthalben auf weltlichem Gebiete aufgetreten und den Völkern Vorschriften ertheilt, kann nicht mehr ausreichen, um Eure Furcht vor der Macht des Papstes zu rechtfertigen. Es ist wahr, Rom hat sich mehr als einmal als Schiedsrichter aufgeworfen und weltliche Angelegenheiten zur Entscheidung gebracht. Aber der Papst that dies, — um das, was ich oben schon gesagt, nochmals zu wiederholen, mit einem Rechte, das nicht aus dem Primate floß, der jetzt, nach dem Untergang des römischen Reiches, für uns Katholiken allein maßgebend ist, sondern aus der Verfassung des Kaiserreichs, dessen wesentlicher Bestandtheil er selber war. Denn im Mittelalter gab es ein heiliges römisches Reich, das seinen Namen nicht umsonst bekommen hat. Ein großer Papst hat es in's Leben gerufen und hatte in demselben unbestreitbare Rechte und Pflichten, denn er war mit dem Kaiser zugleich Träger der christlichen Kaiseridee. Papst und Kaiser waren ja die zwei ergänzenden Faktoren des christlichen Kaiserthums, das die moderne Scheidung der geistlichen und weltlichen Gewalt noch nicht so scharf ausgeprägt hatte, wie dies jetzt zum großen Nachtheil der Völker täglich

*) Vgl. Cartons aus dem deutschen Kirchenleben.

mehr geschieht. Nein, Papst und Kaiser standen im Mittelalter da als gesetzmäßig verbundene, demüthige Diener des christlichen Princips, das als weltbeherrschende Idee im Kaiserreich sich die Macht schuf, um sich zu realisiren und in seiner Realisirung zu behaupten. Hiezu hat aber das christliche Princip, d. h. Christenthum und Kirche von Gott ein untastbares Recht; denn es hat die Sendung an alle Völker, sie in all ihren Lebensäußerungen und Handlungen, auch den politischen und socialen, zu heiligen, damit Alles, was sie thun, mögen sie essen oder trinken, zur Ehre Gottes geschehe. Darum hatte der Papst, wie gesagt, im Mittelalter das von Fürsten und Völkern anerkannte und respektirte Recht, auch in weltlichen Angelegenheiten das Schiedsrichteramt zu üben. Das schreckliche Unheil aber, das früherhin dieses entscheidende Ansehen des sichtbaren Oberhauptes der Kirche in den irdischen Angelegenheiten dieser Welt angerichtet, hat der protestantische Geschichtsschreiber Böhmer in die schon einmal citirten Worte zusammengefaßt: „Dabei bleibe ich, der militärische Despotismus, dieser größte Krebsschaden unsrer Zeit, konnte nicht entstehen, so lange das Papstthum oberhirtlich waltete und in die weltlichen Dinge eingriff, und er wird bei uns in demselben Grade steigen, in welchem die kirchlichen Gewalten und Ordnungen an Einfluß verlieren." Allen jenen also, die da sich fürchten vor der Macht des Papstes, kann man nur dasselbe sagen, was Görres schon im Jahr 1826 ähnlichen Leuten sagte: „Wie, den Staatsgewalten soll die Kirche vertrauen, und sie vertraut ihnen wirklich, und hat ihnen immer vertraut, wie wer nichts Arges im Sinne führt, und nur sein Recht bewahrt, auch Andern ein Gleiches zutraut! Ihr hingegen eurerseits glaubt, der Staat könne nicht genug auf seiner Hut sein, die Kirche auf allen ihren Wegen, Schritten und Tritten nicht genug belauern und controliren. Ihr, der größten und reinsten sittlichen Macht, die es auf Erden gibt; ihr, die gerade zur Begründung und Handhabung der Tugend, der Wahrheit und des Rechtes in die Welt gekommen und dazu unter uns fortbesteht und wirkt, ihr traut man nimmer etwas Gutes zu, und wähnt, ja wagt es laut und wiederholt auszusprechen, all ihr Sinnen und Trachten gehe nur dahin, auf ungerechten Wegen Rechte zu erschleichen, und durch Diebsgriffe Güter zu stehlen! Und so sie das auch wollte, was vermöchte wohl die Waffenlose,

die kein Mittel hat, einen Harm zu thun, und der die Lehre, zu der sie sich bekennt, selbst den Willen dazu verbietet, gegen den übermächtigen Staat, dem Armeen, dienstbare Geister ohne Zahl, Polizeien und Gendarmen, Kanonen und Waffenwerk aller Art zu Gebote stehen. Ihr müßt wohl unheilbar krank in eurem Gewissen sein, und überaus nervenschwach, daß ihr mit solchen Machtmitteln der gänzlich Wehrlosen gegenüber, gar nicht aus dem Zittern, Beben und Zähneklappern herauskommt, und euch nur durch Zernichtung ihrer Rechte, ja durch ihre gänzliche Erlähmung und Ertödtung eurer panischen, gespenstischen Furcht zu entledigen wisset!" — Don Quixotte war gewiß ein wackerer Held, wenn es galt, sich zu fürchten. Aber wie groß seine Furcht gewesen sein mag, so war sie doch winzig klein gegen die feige, alberne und dazu boshafte Furcht, welche alle jene, die beim modernen Staat durch Ziehen, Drehen, Schmieren, Drücken, Schrauben, Winden und dergleichen Staatsaktionen ihr Brod verdienen, vor der Macht des Papstes haben. Wenn darum unser Herrgott das oben citirte Gebet, welches die Haushälterin des fahrenden Ritters von der Mancha für diesen ihren Herrn unter lauten Stoßseufzern über seine Verrücktheit so wohlmeinend verrichtet hat, nicht auch zu Gunsten unsrer modernen Staatskirchenmänner bald erhört, so kann Niemand dafür gut stehen, daß sie in ihren Delirien nicht noch größeres Unheil anrichten, als sie bis jetzt schon gethan, nachdem sie nun aus dem Irrereden, worin sie sich mit so vielem Glück versucht, im Jahr 1871 in's tolle Handeln übergegangen!

Solchen Vorwürfen aber thut, ich gestehe es, nichts mehr Eintrag als ein kräftiger Einwand. Es ist allerdings eine eines Don Quixotte würdige That, in Aufregung zu gerathen und möglicherweise sein Heil in der Flucht zu suchen, wenn ein lügenhafter Bube schreit: „Der Wolf kommt!" Aber wenn der Wolf schon da ist, das den Leuten vor den Augen wegläugnen und sie glauben machen, der Wolf komme gar nicht, ja ihnen die gebotene Vorsicht auch noch verargen wollen, das kann nur einer thun, auf den das moderne Pöbelurtheil paßt: „Schlagt ihn todt, den Hund, er ist ein Jesuit!" Nun haben aber die modernen Staatskirchenmänner die Beweise vom Wolf in Händen; das ultramontanste aller Blätter, die Genfer Correspondenz, hat's verrathen, daß er da

ist, der Wolf, und am 12. Juni kam schon die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mit der Erklärung: „sie nehme Akt davon“. Am Ende werde ich also gar nicht anders können als ebenfalls Akt davon zu nehmen, und genau zuzuschauen, ob es in der That ein echter Wolf ist, den man in der „Norddeutschen Allgemeinen“ fürchtet. Das Ungeheuer steckt aber in der That mit Haut und Haar in der schon einmal citirten Bulle: „Unam sanctam“; denn dort heißt es wörtlich: „Romano Pontifici omnem creaturam subesse, definimus et pronunciamus omnino esse de necessitate salutis“. Das bedeutet doch aber auf gut Deutsch nichts anders als, derjenige komme unfehlbar in die Hölle, der noch daran zweifle, daß Alles und Alle, auf die das Wort creatura passe, also auch Könige und Kaiser dem Papst und seinen Weisungen sich fügen und also am Ende auch einen päpstlichen Urtheilsspruch anerkennen müssen, der sie ihrer Throne entsetzt, ihrer Krone beraubt und ihrer Reiche verlustig erklärt. Wenn also etwas dem unfehlbaren Papste gegenüber am Platze ist, so ist es — die Furcht, die Furcht vor seiner Macht, und man kann es fürwahr dem Leiborgan des deutschen Reichskanzlers nicht verargen, wenn es „davon Akt genommen“.

Das versteht sich nun aber von selbst, daß ich in einem Kapitel über die Stellung des Papstes zum Staate und seinen Geschäftsführern einen solchen Einwand nicht umgehen darf. Ich will also darüber Rede stehen und es hier offen aussprechen: Papst Bonifaz VIII. hat wirklich den Ausspruch gethan und was daran die Hauptsache ist, der Ausspruch ist wahr; nur ist er nicht in dem Sinne zu verstehen, wie ihn die modernen Staatskirchenmänner in ihrer unsäglichen Sorge für die Throne und gefährdeten Kronrechte verstehen; der Papst hat erklärt, daß jedwede Kreatur dem Stellvertreter Christi Gehorsam schulde, aber selbstverständlich nur in Dingen, welche sich auf das Seelenheil beziehen. Nun fällt mir aber beileibe nicht ein, zu behaupten, diese Dinge seien sämmtlich geistlicher Natur und überirdischer Ordnung: nein, es gibt auch weltliche Dinge, die sich auf das Seelenheil beziehen, wenn nicht direkt und unmittelbar, so doch indirekt und mittelbar. Daher kommt es denn, daß in allen Lehrbüchern des katholischen Kirchenrechts ein Kapitel von der „potestas Ecclesiae indirecta in temporalia Principum“ steht und daß wir Katho-

liken an diese indirekte Macht der Kirche glauben, und sie unter der als katholische Glaubenslehre proklamirten Oberhoheit der Kirche und ihres Hauptes über den Staat und seine Lenker mitverstehen. Ist denn aber eine solche Lehre nicht unerhört und staatsgefährlich? — Ach Gott nein! denn die Sache verhält sich so: Die Regierungsakte sind keine moralisch gleichgiltigen Handlungen, wie eine gewandte Feder in der „G. Correspondenz" ausführt. Sie sind vom Standpunkte der Moral gut oder schlecht. Wer ist denn aber der competente Richter über die Moralität der Regierungsakte? Etwa der Landesfürst? Er ist doch aber in der Frage selbst zu sehr betheiligt und nur zu oft breiten Leidenschaft, Herrschsucht, Stolz, Interesse einen dichten Schleier über seine Augen, worunter das Recht und die Gerechtigkeit Noth leidet. Es bedarf daher eines Andern, eines über ihm Stehenden, der mit Autorität ihm zurufen könne: non licet. Dieser berechtigte Mahner aber, dieser höhere Richter ist der Papst.

Eines Tages hörte Dominicus Soto die Beichte Carl's V. Als der mächtige Kaiser, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, sein Sündenbekenntniß beendigt hatte, sagte ihm der strenge Dominikaner: Dixisti peccata Caroli, die modo peccata Cæsaris! — Der Kaiser selbst hat dies erzählt. Das ist aber die Sprache, die man allezeit mit den Königen und Kaisern sprechen muß. Es bedarf also jederzeit eines Propheten Nathan, der diese Sprache mit den Fürsten zu führen berechtigt ist. Ein Unterthan aber vermag dieses Prophetenamt nicht ausüben; es wäre auch ganz umsonst. Darum muß es über den Fürsten einen geben, der dazu das Recht und den Muth hat. Und das ist der Papst.

Bei der Thronbesteigung des Königs Ludwig I. von Baiern citirte Görres den Geist eines großen Todten aus dem erlauchten Geschlechte der Wittelsbacher, den Geist des Churfürsten Maximilian des Ersten, daß er an Ludwig folgende Ansprache halte: „Wolle nicht gestatten, daß der Christen Recht allein im bürgerlichen Leben gelte, das Staatsrecht aber heidnisch sei. Was soll's, wenn dem Volke von Religion, Tugend und Sittlichkeit gepredigt wird, der Staat aber vor seinen Augen dem Baal auf den Höhen Altäre baut und Opferfeuer zündet! Soll nur der Einzelne entsagen, die Gesammtheit aber ohne Scheu der schnödesten Eigensucht zu fröhnen sich vermessen? Soll der Bürger nach Christenpflicht Gerech-

tigkeit und Milde üben, der Staat aber wie ein reißend Thier Alles niederschlagen, was seine Tatze nur erreicht? Soll der Gott des Himmels und der Erde nur ein Hausgott sein, das gemeine Wesen aber sich seinem Dienste entziehen? Nicht also: in Mitte deines Volkes herrsche sein Gesetz, und du sei nur seiner Diener erster! Nur wenn du Gottes Rechte achtest, gewinnst du Grund und Befugniß, deine eigenen von ihm abgeleiteten Regentenrechte gegen alle und selbst gegen solche zu vertheidigen, die sie in seinem Namen anzufechten sich gelüsten lassen möchten". Unser Herrgott hat es aber nicht im Brauch, den Lebendigen seinen Willen durch die Todten verkünden zu lassen: sie haben Moses und die Propheten; wenn sie diese nicht hören, so werden sie auch nicht glauben, wenn Jemand von den Todten auferstände! Wer also soll an andern Fürsten dieselbe Botschaft ausrichten, die Görres durch einen großen Todten an den ruhmvollen Baiernkönig Ludwig I. ausrichten ließ? Dazu eignet sich Niemand besser als der Papst: denn er hat dazu das Recht, die Pflicht und den Muth!

Wo soll denn nun aber da die Gefahr für einen Staat und seinen Fürsten stecken, wenn der Papst diese hohe Aufgabe erfüllt und selbst Fürsten zurechtweist? Zu einer Zeit wo, wie Görres einmal sagt, manche Fürsten es mit ihrer Verantwortlichkeit wenn nicht gerade leicht, so doch auch nicht so ernst nehmen, wie sie sollten, da ist es eine Wohlthat, aber keine Gefahr für einen Staat und seine Unterthanen, wenn eine höhere, von Gott bestellte Autorität den Fürsten ihre Pflichten gegen ihre Unterthanen an's Herz legt und ihnen das „paternum monitum" zur Pflicht macht, welches der citirte Geist des Churfürsten Max Emmanuel im Leben wirklich seinem Sohne Ferdinand Maria als Leitstern mit auf den Thron gab: „Der Fürst soll nichts *wollen*, was er nicht *darf*. Er habe allezeit vor Augen, nicht blos *welche Macht*, sondern *wozu* und *wieweit* die Macht ihm anvertraut ist." Dazu allein aber, und zu keinem andern Zweck hat der Papst die Oberhoheit über die Fürsten. Wie lächerlich ist es also, aus dieser Oberhoheit eine Staatsgefährlichkeit abzuleiten! Oder ist es in der That staatsgefährlich, den modernen Staatslenkern und ihren Geschäftsagenten, die da des politischen Glaubens sind, ein Volk sei weiter zu nichts da als um die „matière administrative, finan-

cière et conscriptible“ abzugeben, zu sagen: solch eine Ansicht von der Menschheit ist ebenso falsch als erniedrigend: denn nach Gottes Bild ist jeder Mensch erschaffen, auf daß er Gott am Leibe und im Sinne trage, ihn verherrliche, lobe und anbete, um würdig zu werden, ihn, seinen Gott, dermaleinst von Angesicht zu Angesicht zu schauen, zu schauen und zu lieben, zu lieben und zu besitzen, zu besitzen und ewig selig zu sein, gemäß der ausgegebenen Parole: beata gens, cujus Dominus Deus ejus!“ Das vermag aber Niemand mit solchem Rechte zu thun als der Papst. Denn ihm liegt ob, nicht blos Würde und Rechte der Fürsten gegenüber den Uebergriffen der Völker, sondern auch Würde und Rechte der Völker gegenüber der Tyrannei der Fürsten zu hüten und zu wahren. Um daher in der Ausübung dieser höchsten Pflicht eine Gefahr für den Staat erblicken zu können, muß man erst seinem gesunden Menschenverstande den Laufpaß geben und ihn damit fortschicken.

Man wird einwenden, das heiße den Staat der Kirche dienstbar machen, um denselben langsam von der Priesterherrschaft verschlingen zu lassen. Wenn diese Lehre jemals zur Geltung käme, würden die Fürsten nur mehr Puppen sein, die dem Drucke einer Schraube oder Feder folgen, welche die Hand der Päpste in Bewegung setzt. Unter allen schlimmen Folgen wäre aber das sicherlich die letzte, die aus jener katholischen Lehre sich ergeben würde. Denn die Unterwerfung des Staates und seiner Lenker unter die Oberhoheit der Kirche und ihres Hauptes ist nicht Dienstbarkeit, sondern Beobachtung der Anordnung Gottes und der Gerechtigkeit. Oder ist ein Beamte ein Sklave des Gesetzes, wenn er dasselbe beobachtet und sich ihm unterwirft? Befindet sich ein Mensch in Knechtschaft, wenn er der Vernunft gehorcht? Nein, nein, wenn der Papst sich als Haupt der ganzen Christenheit, des ganzen Leibes Christi, aller christlichen Völker betrachtet und das Recht, diese zu lehren und zu leiten, welches vor Allem eine Pflicht ist, nicht preisgibt, so erfüllt er nur das Amt, das ihm der Herr aller Könige und Herrscher übertrug, um ihn dermaleinst darüber zur Rechenschaft zu ziehen. Weßhalb also dieses ewige Gejammer über die eroberungssüchtige Macht der Kirche, der Priesterherrschaft? diese ist das ebensowenig, als ein Fürst, der sich weigert, seinen Thron dem Usurpator zu überlassen. Sie ist es sogar un-

gleich weniger, denn sie will nur Königin sein, um desto ausschließlicher und nutzbringender sowohl den Fürsten wie den Völkern Mutter sein zu können*). Habe ich unrecht geredet, so zeiget das Unrecht; habe ich aber recht geredet, warum schreit Ihr so?

Und wie soll die Kirche oder was hier dasselbe ist, die Priesterherrschaft sich anschicken, um den Staat und seinen ganzen Apparat zu verschlucken? Abgesehen von allem Andern, weiß die Kirche, daß sie kein Recht hat, den Staat zu verdrängen; obwohl dieser ihr untergeordnet ist, so könnte und dürfte sie das nicht thun, selbst wenn sie die physische Gewalt dazu besäße. Denn der Staat ist Gottes Anordnung so gut, wie die Kirche. Diese hat aber vor Allem die Aufgabe, darüber zu wachen, daß Gottes Anordnung aufrecht erhalten bleibe. Also selbst wenn sie könnte, dürfte die Kirche nicht. Es ist aber auch der lächerlichste Aberglaube, solches für möglich zu halten. Denn warum sollte die Kirche den Staat verdrängen? weil er nach katholischer Lehre der Kirche untergeordnet ist? Aber die Familie ist doch auch eine Gesellschaft im eigentlichen Sinne des Wortes und ist als solche dem Staate untergeordnet. Sieht man denn aber, daß sie deßhalb von der staatlichen Gesellschaft verdrängt wird? Nein, ohne Mühe, ohne Kampf bleibt jeder auf seinem Platze: der Fürst auf seinem Throne, der Vater als Herr am häuslichen Herde. Und doch stehen diese beiden in einander gefügten Gesellschaften, weil beide der natürlichen Ordnung angehörend, sich gegenseitig näher, als Staat und Kirche mit scharf abgegrenztem Endziele und ausschließlich eigenen Mitteln. Es ist darum der gemachte Einwand nichtig und die Besorgniß, die sich darin ausspricht, eitel; die Kirche beherrscht und durchdringt die natürliche Gesellschaft des Staates mit ihrem ganzen übernatürlichen Einflusse, sie leitet sie mit der Leuchte der unfehlbaren Wahrheit, so viel sie vermag, aber den Staat unterdrücken, oder ihn verdrängen, nein, das kann, darf und thut die Kirche nicht.

Oder inwiefern mag wohl die Seele ihre Macht überschreiten mit Rücksicht auf den Leib? beide leben in vollständiger Eintracht; die Seele leitet den Leib, ohne ihn jedoch zur Seele umzuwandeln.

*) G. Corr. N. 72.

Ja, größere Gefahr droht der Seele vom Leibe, als diesem von der Seele, denn der Leib kann die Seele bis zu einem gewissen Grade materialisiren, und das geschieht, wenn die Seele ihrer Oberhoheit entsagt und sich dem Leibe zur Leitung überläßt. Was thut denn aber der Staat, wenn er in die Rechte der Kirche eingreift und diese mit dem Netze seiner polizeilichen Verordnungen umstrickt? Er erniedrigt und setzt sie auf eine und dieselbe Stufe mit den Interessen des zeitlichen Lebens, d. h. er materialisirt die Kirche. Die Leuchte der Wahrheit erlischt, die Würde des Priesterthums geht mit dessen Unabhängigkeit verloren, die Kirche selbst wird weltlicher Verwaltungszweig und polizeiliche Hilfsanstalt. Beispiel: die griechische, russische, anglicanische Kirche. Nicht also dem Staate droht von der Kirche, sondern der Kirche droht vom Staate die Gefahr oder richtiger das unausbleibliche Uebel, daß sie, in dem Augenblick, wo sie sich an den Staatskarren fesseln läßt, die Sklavin des Staates wird.

Wenn ich übrigens solche Einwände zu Gehör bekomme, wie ich sie hier zu widerlegen habe, so beschleicht mich jedesmal der Argwohn, ob wohl die Leute, die solche Einwände machen, selbst daran glauben. Die Furcht vor den Ultramontanen und Jesuiten, vor der Priesterherrschaft und Kirche ist nun zwar groß im Lager unserer Feinde, größer als wir Katholiken manchmal glauben und wissen; aber zu fürchten, der Staat, und vorab der moderne, werde sich noch gar in die Kirche verwandeln, der deutsche Reichskanzler werde sich aller irdischen Güter entäußern, Berlin und das ganze deutsche Reich in ein großes Kloster mit dem dreifachen Gelübde der freiwilligen Armuth, der steten Keuschheit und des vollkommenen Gehorsams umwandeln, den Kaiser, seine Hofleute und Generäle zu Mönchen, etwa Karthäuser oder Trappisten machen, das ist doch ein Bischen zu arg: befürchte es, wer da will, ich befürchte es nicht! Stände auch die Heiligkeit und Gerechtigkeit der Kirche der Absorbirung des Staates nicht im Wege, so würde die Natur der Menschenkinder den Staat unfehlbar vor diesem Schicksal behüten. Denn prediget ihnen noch so oft, sie müssen das irdische Leben der Erlangung des ewigen dienstbar machen, ihr werdet es nie dahin bringen, daß die staatliche Gesellschaft in dieser Beziehung durch ein Zuviel sündige. Wenn es Euch also Plaisir macht, zu fürchten, das Unmögliche könne doch

noch möglich werden, nun dann, in Gottes Namen, fürchtet das; aber seid nebenbei so gut und gebet Eure Furcht nicht für begründet aus, wenn Euer Verstand nicht in den Ruf kommen soll, zu Gunsten des modernen deutschen Reiches confiscirt zu sein.

Um die indirekte Gewalt der Kirche *in temporalia Principum* oder über weltliche Angelegenheiten ist es aber eine so interessante Sache und für moderne Staatsmänner eine so überraschende Neuigkeit, daß es unmöglich genügt, hier blos an sie erinnert zu haben. Daher dürfte es angezeigt sein, über diese Gewalt der Kirche einige aufklärende Notizen zu geben. Kürzer und bündiger aber, glaube ich, kann man solche nirgendswo finden, als in dem Heft, worin ich mein „Jus canonicum" noch von der Hochschule her, „schwarz auf weiß" besitze. Der ausgezeichnete Rechtslehrer, der mich auf Universität mit der kirchlichen Jurisprudenz vertraut machte, durch und durch ultramontan und mehr noch als das, hatte die Güte, das Wissenswürdigste von der indirecta potestas Ecclesiæ in temporalia Principum seinen Schülern außerhalb des Textes „ad marginem" zu diktiren. Er dachte wohl, die Sache sei nicht mehr zeitgemäß. Ich will darum dieses Wissenswürdigste einfach für meine verehrten Leser aus meinem lateinischen Hefte deutsch ausschreiben und mit etwas von dem Meinigen untermischt hierher setzen.

Erstens: die Kirche ist eine vollkommene Gesellschaft, unbedingt die höchste, zur Aufnahme aller Menschen gestiftet, darum katholisch, und so nothwendig, daß es Niemanden auf Erden gibt, der sich nicht an der Erlangung ihres Endzieles zu betheiligen hätte: denn in dem Zwecke der Kirche ist das Endziel eines jeden Menschen einbegriffen: es ist die salus æterna hominum. Wie aber jeder vollkommenen Gesellschaft, so steht auch der Kirche das Strafrecht zu, und zwar per pœnas temporales.

Zweitens: es gibt Dinge, in denen der Zweck der Kirche mit dem des Staates zusammentrifft; es sind jene, die ursprünglich und an sich zwar zu den weltlichen Angelegenheiten gehören, aber in Folge irgend eines zufällig hinzukommenden geistlichen Bezuges auch unter den Zweck der Kirche fallen. Solcher Art ist jede Handlung eines Christen, die von Natur aus einen irdischen, zeitlichen Zweck verfolgt, aber nicht vollbracht wird, ohne daß dabei die Gerechtigkeit verletzt, das christliche Sittengesetz mit Füßen

getreten und eine schwere Sünde begangen wird, z. B. ein Friedensvertrag, der beiderseits mit einem Eidschwur bekräftigt worden, dann aber von der einen Partei sakrilegisch gebrochen wird.

Drittens: das Oberhaupt des Staates ist zwar in weltlichen Dingen Niemanden unterworfen, aber in allen jenen weltlichen Angelegenheiten, an die sich eine Todsünde knüpft, hat die Kirche das Recht, auf Grund dieser moralischen Schuld auch eine Jurisdiktion gegen ein solches Staatsoberhaupt, sei es nun Präsident einer Republik, oder König oder Kaiser auszuüben, um von ihm und den Unterthanen ewiges Verderben abzuwenden; denn die Kirche hat nicht blos indirekte, sondern direkte Gewalt über jede Todsünde jedwedes Christen, also auch eines Fürsten und das Recht, über ihn Strafe zu verhängen und ihn dadurch vom Irrthum zur Wahrheit, vom Laster zur Tugend, vom Verderben zum ewigen Leben zurückzurufen: die Kirche hat nicht blos dafür zu sorgen, daß Unterthanen und Bettler, sondern auch dafür, daß die Könige und Kaiser in den Himmel kommen. Durch Staatsaktionen aber, an die sich schwere Sünde und Schuld knüpft, bringen sich Fürsten um das ewige Leben, um den Himmel, bringen sich in die Hölle. Darum ist es katholische Wahrheit, was Papst Bonifaz VIII. an Philipp den Schönen von Frankreich schrieb, nämlich: „Es steht geschrieben, daß Gott zwei große Lichter machte, ein größeres Licht, um den Tag zu beherrschen, und ein kleineres Licht, um die Nacht zu beherrschen. Ebenso gibt es auch zwei Gewalten, die geistliche und weltliche. Die geistliche Gewalt besitzt vornehmlich (principaliter) der Papst, die weltliche der Kaiser und andere Könige; doch auf Grund einer Sünde hat der Papst das Recht über jede weltliche Gewalt zu erkennen und zu richten. . . Wir erklären, daß wir in Nichts uns die weltliche Gewalt eines Königs anmaßen wollen; doch kann auch kein König noch sonst ein gläubiger Christ läugnen, daß er uns (dem Papste) unterworfen sei in Folge einer Sünde".

Der protestantische Historiker Böhmer schrieb schon im Jahr 1848: „Nicht vom Staate ist die Kirche ausgegangen, vielmehr hat der Staat sie gleich anfangs verfolgt. Die durch diese Entstehung begründete Unabhängigkeit hat die Kirche, gedrängt von den Heiden, mit dem Blute ihrer Märtyrer erstritten und besiegelt. In dieser

Selbstständigkeit hat sie jene Kraft gewonnen und bewahrt, mit der sie die Germanen erfüllt, die Romanen erneut, die Slaven bekehrt, womit sie die europäischen Völker unter sich verbunden und zu jener Höhe in Sittigung, in Wissenschaft und Kunst über alle andern Erdenbewohner emporgehoben hat, von der sie jetzt vielleicht herabsteigen werden. Zu jener Zeit, als die Kirche nur erst eine Freistätte im heidnischen Staate suchte, sprach sie: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und sie spricht dies auch noch heute und findet in diesem Satze noch heute, wo es nothwendig ist, den Markstein zwischen ihrem und dem fremden Gebiet. Aber wesentlich geändert war das Verhältniß, seit die Staaten und ihre Lenker sich nun selbst zum christlichen Glauben und zur christlichen Lebensregel bekannten. Denn die Kirche legt es sich bei, und muß es sich ihrem Begriff und Wesen nach beilegen, diese nicht bloß zu predigen, sondern auch in Bezug auf Reinheit und Uebung zu bewahren. Wie die Justiz den Maßstab des weltlichen Gesetzes über die Handlungen der Staatsgenossen führt, so mit gleichem Recht und gleicher Pflicht führt die Kirche den Maßstab des göttlichen Gesetzes über die Handlungen aller Kirchengenossen. Der Beruf ist derselbe, verschieden nur das Gebiet und der Vollzug. Die Mittel, welche der Kirche zu Gebote stehen, sind Ermahnungen, Buße, Ausschluß (Excommunication). Ein Verzicht auf die Anwendung dieser Mittel seitens der Kirche wäre Verzicht auf ihre formale Existenz und hätte im besten Falle die Verflüchtigung derselben zu einer Gefühlssache zur Folge." Nun gehören aber nicht blos die Bettler, sondern auch die Fürsten, solange sie noch Christen sind, zu den Kirchengenossen, welche die Kirche zu hören haben. Es muß sich darum jeder christliche Fürst gefallen lassen, daß die Kirche den Maßstab des göttlichen Gesetzes an seine Handlungen anlegt und sie je nach dem Befunde beurtheilt, die guten gut, die schlechten schlecht heißt.

Viertens: bei Ausübung dieser Gewalt verfügt die Kirche nur insoweit über weltliche Dinge und derlei Angelegenheiten, als sie zu verhindern sucht, daß solche Dinge zu ihrem Schaden mißbraucht, d. h. die Gläubigen dadurch von der Erreichung ihres letzten, Allen unbedingt nothwendigen Zieles abgezogen werden. Der berühmte liberale Universitätskanzler Gerson drückt dies in seiner Rede de pace et unione Græcorum in folgender Weise

aus: „Der Papst besitzt nicht eine weltliche Oberhoheit (civilem superioritatem) über die Fürsten; aber es sind dessenungeachtet alle Menschen, die Fürsten so gut wie Andere, dem Papste auch in weltlicher Hinsicht unterworfen, insofern sie ihre Gewalt, ihren weltlichen Einfluß und ihre Herrschaft mißbrauchen wollten gegen das göttliche und natürliche Gesetz". Darum hat denn,

Fünftens: die Kirche das Recht, solche Gesetze der weltlichen Fürsten, welche den Gläubigen, wenn sie dieselben befolgten, zum ewigen Verderben gereichten, aufzuheben, öffentliche Aergernisse der Machthaber zu rügen und, wofern sie sich widerspenstig erweisen, kirchliche Strafen über sie zu verhängen, ja am Ende, wenn ein solcher Fürst nicht zu Recht und Gerechtigkeit zurückkehrt, die Unterthanen vom Gehorsam gegen ihn und seine ungerechten Gesetze zu entbinden. Nun dürfte freilich, will ich da beifügen, allen jenen im modernen deutschen Kaiserreich, welche, nach einer treffenden Bemerkung des nationalliberalen und katholikenfeindlichen Fränkischen Kurier's, „immer bereit sind, sich der Gewalt zu fügen und sich jedem Gebot und jeder Laune derselben hündisch zu Füßen zu werfen", schon lange kein so schrecklicher „Hochverrath" mehr vorgekommen sein, als der ist: der Kirche und vorab dem Papste das Recht zu vindiciren, weltliche Fürsten zu excommuniciren und die Unterthanen vom Gehorsam zu entbinden. Daher denke ich schon jetzt mit Grausen an den Spektakel, den alle „Sauhirten" des bekannten idyllischen Landwirths von Varzin über dieses Recht und den, der es in dieser Schrift der Kirche vindicirt, wieder anheben werden. Aber das genirt ihn nicht sehr groß: die Kirche hat nun einmal dieses Recht, und hat es im Laufe der Zeiten schon mehrmals an Königen und Kaisern geübt, wie jeder z. B. aus den Akten der allgemeinen Kirchenversammlung zu Lyon vom Jahr 1245 mit Bezug auf den Kaiser Friedrich II. ersehen kann. Der Beweis ist übrigens leicht zu erbringen. Die Völker sind den Fürsten und Regierungen nicht auf's Geradewohl übergeben, so daß diese mit ihnen machen und treiben dürfen, was sie wollen, nein, sie sind ihnen vielmehr dazu anvertraut, daß die weltlichen Machthaber im Namen Gottes und an Gottes Statt sie regieren. Man muß immer wieder an die Worte des protestantischen Geschichtschreibers Dahlmann erinnern: „Mag einer noch so erfüllt sein von der gött-

lichen Einsetzung der Fürsten, den will ich doch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat! — Eine heilige Sache ist der Staat; wohl, die Schrift hat Recht, wenn sie Könige und Obrigkeiten von Gott eingesetzt denkt, aber sie sind es doch nur insofern, als das Volk es selber ist. Daher will der gute Fürst von selber nichts anders als des Volkes Wohl, er sieht auf keine andere Macht, als die zu diesem schönsten aller Zwecke führt, hat auch kein Recht darauf, man müßte denn annehmen, daß die Gottheit zur Uebung des Unrechts den Herrschern Rechte verliehen hätte." Wer hat es denn aber zu beurtheilen, ob die weltlichen Regenten die ihnen verliehene Macht benützen, um im Namen Gottes zu regieren, oder um Unrecht zu üben, oder gar um die Unterthanen mit List und Gewalt von ihrem ewigem Ziele abzulenken? — Niemand anders als jener, dem gesagt ist: „Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöset sein". Denn die Mutter der Völker, die Kirche, und ihr Schlüssel- und Siegelbewahrer, der Papst, können nicht zugeben, daß ihre Kinder durch tyrannische Willkür und Mißbrauch der weltlichen Gewalt an Leib und Seele zu Grunde gerichtet werden: dazu hat kein König und kein Kaiser von Gott jemals die Macht bekommen. Daher ist es in der That zu verwundern, wie gewisse Leute sich über die Verwerfung der 54. These des Syllabus aufhalten konnten: „Die Könige und Fürsten sind nicht nur von der Jurisdiktion der Kirche ausgenommen, sondern sie stehen über der Kirche, wenn es sich um die Lösung von Fragen der Jurisdiktion handelt". Im Interesse aller Völker, die weltlichen Fürsten zu gehorchen haben, mußte die Kirche diese These verdammen. — Ich weiß wohl, die modernen Fürsten und Machthaber betrachten Volk und Reich und Gewalt als Besitz, als Domäne, als nutzbares Eigenthum, worüber sie nach Willkür schalten und walten, das sie verschenken, vergeuden oder in's Schweißtuch verbergen und vergraben dürfen. Doch das ist falsch: die weltliche Herrschaft ist ein Amt, eine Pflicht, eine Aufgabe, welche die weltlichen Fürsten im Auftrage dessen zu erfüllen haben, dem allein alle Gewalt und alles Volk als Eigenthum angehört. Gott ist es, sagt einmal Görres, der die Gewalthaber mit seiner Macht betraut, er aber gestattet auf

die Länge nicht, daß sie Mißbrauch mit dem Gute treiben, das er ihnen nur lehensweise übertragen und niemals, wie oft sie es auch versucht, alodificiren ließ. Denn die Fürsten sind nicht Eigenthümer, sondern villici, Verwalter, die da zur Rechenschaft gezogen werden ob ihrer Verwaltung. Daher bemerkte schon Seneca mit allem Freimuth dem Kaiser und Christenschinder Nero: „Bedenke, daß der Staat nicht deinetwegen, sondern du des Staates wegen da bist; habe also nicht deine Größe, sondern das Wohl deiner Unterthanen im Auge, wissend, daß du nicht für dich, sondern für sie Kaiser bist". Und der h. Thomas von Aquin sagt dasselbe mit den Worten: Regnum non propter regem, sed rex est propter regnum, die Unterthanen sind nicht der Regierungen wegen, sondern die Regierungen der Unterthanen wegen da". Wer soll denn aber einen Fürsten, der keinen von Seinesgleichen als Richter über sich anerkennt, zur Rechenschaft ziehen, wenn er die Ordnung Gottes im Regieren umkehrt und was er nur als Lehen überkommen, als Eigenthum betrachtet, das er zum Besten seiner selbst ausnützt und ausbeutet? Niemand auf Erden als die Kirche und der Papst, dem, wie der h. Thomas von Aquin sagt, alle Könige des christlichen Volkes, wie Christo selbst, unterworfen sind. Denn sie, die Kirche, ist von Gott als Richterin der Sünden und Sünder, auch der vornehmen und hohen, aufgestellt und übt dieses Richteramt in höchster Instanz durch den Papst. Dem Kaiser Theodosius, dem Großen, mächtiger und thatkräftiger als so mancher moderne Fürst, aber nicht so ängstlich der Kirche gegenüber um Wahrung seiner „Kronrechte" besorgt, wie dies die heutigen Machthaber trotz ihrer Kultusminister, Büreaukraten, Gendarmen, Polizeidiener, Kriegsheere in einem fort sind, verwehrt der h. Ambrosius den Eintritt in seine Kirche zu Mailand: der Kaiser hat an Thessalonich wegen eines Auflaufs Rache genommen, und diese war blutig und grausam. Solche Sündenschuld aber muß erst gesühnt sein, auch von einem Kaiser, ehe ein Bischof, wie Ambrosius, den Missethäter wieder in die Kirche aufnimmt. Er weist ihn darum freimüthig zurück, indem er ihm sagt: „der Kaiser steht nicht über der Kirche, sondern in der Kirche". Kaiser Theodosius aber schreit deßhalb nicht auf wegen Majestätsbeleidigung, noch heißt er einen seiner Staatsanwälte dem Bischof den Proceß machen, nein, er beruft sich auf

David; der Bischof nimmt die Berufung an mit den Worten: „Gut, hast du gesündigt wie David, so thue auch Buße wie David". Und tief erschüttert kehrt der Kaiser an's Portal zurück, legt seinen kaiserlichen Schmuck ab und thut acht Monate lang öffentliche Kirchenbuße. Daher bezeugt es ihm der strenge Bischof in seiner Leichenrede: „Er flehte mit Reuethränen um Verzeihung, und dessen sich die geringen Leute schämten, dessen schämte sich der Kaiser nicht: er that öffentliche Buße". Es hat also die Kirche das Recht, auch Fürsten, da wo sie in ihrem Amte einer Sünde, eines Mißbrauchs der Gewalt zum geistigen Verderben der Unterthanen sich schuldig machen, zu richten und zu strafen. Wo nun freilich die Kirche dieses Recht in weltlichen Angelegenheiten nicht mehr ausüben kann oder, um größeres Unheil zu verhüten, nicht mehr ausübt, da setzen sich nun die Völker über ihre Fürsten selbst zu Gericht, jagen sie fort, schicken sie mitunter auch auf die Guillotine oder unter das Henkerbeil, oder lassen die Absetzung und Vertreibung durch einen mächtigen Nachbarsfürsten besorgen, aber mit dem Unterschied, daß die Kirche nur Schuldige richtet und straft, die Völker aber, — die Geschichte Karls I. von England und die Ludwigs XVI. von Frankreich weiß davon zu erzählen, sich gar nichts daraus machen, auch einen Unschuldigen zu verurtheilen und zu enthaupten.

Diesen fünf Punkten von der indirekten Gewalt der Kirche in temporalia Principum ist schließlich noch beizufügen, daß die Kirche diese Gewalt nur dann und insoweit ausübt, als es die Nothwendigkeit ihrer eigenen Erhaltung und die Erreichung ihres, allen Christen unbedingt nothwendigen Zieles erfordert. Sie ist darum blos ratione objecti eine *weltliche*, ratione finis ist sie eine geistliche Gewalt zu nennen.

So ist es also um die päpstliche Macht bestellt: sie ist allen weltlichen Angelegenheiten und Staatsinteressen durchaus ungefährlich, schlingt aber das *Band der Einheit* in Lehre, Sitte und Zucht um die Gläubigen auf dem ganzen Erdkreis. Mit geistvoller Feder hat *Hurter* diese Macht, wie sie in Papst Innocenz III. auf ihrem Höhepunkte stand, in folgenden Worten geschildert: „Sie war es, die dem Mißbrauch der Gewalt, der Zertretung göttlicher und natürlicher Gesetze ein Ansehen entgegenstellt, welches höher und heiliger ist, als jeder richterliche Ausspruch; die, bald

sanft belehrend, bald freundlich erinnernd, dann aber auch ernst zurechtweisend, vor die Obersten der Welt trat und darüber wachte, daß nicht der Schwächere von dem Mächtigern unterdrückt, der freie Sohn zum Knecht werde; die es den Herrschern zur Pflicht machte, Wittwen und Waisen und Verlassenen vor geistlichem, darum freiem, parteilosem Gerichte, Rede zu stehen; die gegen Könige in das Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern trat und durch Bitten, Drohen, Schelten, durch weisen Rath und wohlgesinnte Mahnung, ihr Ansehen, ihre Ehre zu bedenken, sie erinnert; und die sich keine schönere Benennung beilegen konnte, als die: Schutzwehr aller Unterdrückten; die auf die Sitten der Reichen sah, daß sie nicht in ihrem Uebermuth im Vertrauen auf Reichthum und Ansehen, über jeden höhern Willen sich dürften erhaben glauben; die es versuchte, dem Unglücklichen Schutz gegen hartherzige Habgier, und den Völkern Sicherheit vor willkürlicher Bedrückung zu verschaffen; welche mit der Zusicherung ewigen Heils den Völkern für die Gegenwart Gesittung, dem Einzelnen Erleichterung gewährte; und deren Träger bei seinem Verfahren in Allem und gegen jedermann erklären durfte: er würde auch gegen einen leiblichen Bruder mit dem gleichen Ernst auftreten". Von ihrem Wesen und ihren Rechten hat aber diese Macht seit Innocenz III. noch nicht ein Tüpflein verloren; sie ist noch ganz dieselbe mit all ihren Rechten, welche sie zu den Zeiten ihres höchsten Glanzes gewesen; wenn sie aber in der Ausübung schon Jahrhunderte lang nicht mehr den Einfluß und in der Weise hatte, wie sie ihn nach Hurters schöner Schilderung zur Zeit Innocenz des Dritten besaß, so haben das nicht blos Fürsten und Völker zu verantworten, sondern auch — der legitimirte Massenmord der modernen Kriege ist Beweis genug — bitter zu büßen. Daher sind bereits viele Geister, und merkwürdigerweise zunächst unter den Protestanten, zu derselben Ueberzeugung gekommen, die wir oben den Geschichtschreiber Böhmer aussprechen hörten, nämlich, daß die Gesellschaft nicht in so schrecklicher Weise dem sittlichen Ruin hätte entgegentreiben können, in dem sie sich heute befindet, wenn das Papstthum wie ehedem hätte oberhirtlich walten und in die Welthändel richtend und schlichtend eingreifen können. Die Männer von Eisen und Blut können zerstören und vernichten, aber nicht beglücken. Was aber noch mehr

ist als das, jene Männer bleiben nicht blos bei dem völkerbeglückenden Gedanken, den Papst wieder zum internationalen Schiedsrichter aller Völkerzwiste zu proklamiren, nein, sie schreiten an die Ausführung, wie denn auch der Verfasser dieser Schrift die Ehre hatte, von England und Frankreich aus zur Theilnahme an dem großen Werke eingeladen zu werden. Ich sehe mich daher veranlaßt, über den großen Gedanken hier Einiges zu bemerken.

Wenn in Europa's Mitte, schrieb schon im Jahr 1840 der bekannte Kirchenhistoriker Alzog, ein Tribunal vorhanden wäre, welches im Namen Gottes richtete, Kriege und Staatsumwälzungen zuvorkäme und diese Greuel verhinderte: so würde dieses Tribunal unstreitig für das Meisterwerk der Politik, für die höchste Stufe der gesellschaftlichen Vervollkommnung und des bürgerlichen Gemeinwesens gelten können. Die Päpste waren aber im Mittelalter nahe daran, dieses große Ziel zu erreichen. Die umfassende, weltliche und kirchliche Wirksamkeit des Statthalters Christi auf Erden, ganz entsprechend jenem hehren Segen, den er spendet: „urbi et orbi", wurde von den Geschichtschreibern zwar immer verschieden beurtheilt, je nach der Farbe, zu der sie sich bekannten; aber unbefangene Forscher haben doch stets, mit Rücksicht auf die gewaltthätige Zeit, die weltliche Stellung und Wirksamkeit des kirchlichen Oberhauptes als segensreich und heilbringend anerkannt. Sie geben vielfach offen zu, daß nur der Papst zu einem solchen Mittleramte die Würde und moralische Macht besitze, und nicht blos diese, sondern geradezu auch, als Stellvertreter des Königs des Friedens, die Sendung und den versöhnenden Geist. Das sind aber gerade die Eigenschaften, die ein internationaler Schiedsrichter zur Abhaltung eines Gerichtes unter den Nationen mitbringen muß; mehr bedarf es nicht. Daher träumte Gerhoho durchaus keinen so abenteuerlichen Traum, wenn er von der Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens durch den Papst träumte: dieser Traum wird freilich nur wahr werden, wenn das Christenthum mit seinem Licht, seiner Gnade, seinem Gebote der Liebe die Fürsten, Völker, Gesetze und Einrichtungen wieder mehr durchdringt.

Nun fragt es sich aber sehr, welche Zeit gewaltthätiger zu nennen ist, jene, in der die Päpste durch ihr entscheidendes Ansehen, in dem sie bei Fürsten und Völkern standen, so manchen Krieg verhindert und so manche Völkerfehde ohne Blut beigelegt,

oder die unsrige, die mit einem schimmernden Firniß, bekannt unter dem Namen „Bildung und Civilisation", eine unerhörte Barbarei überkleistert und jedesmal, wenn sie einige Hunderttausend Menschen niedergemacht oder „außer Gefecht gesetzt", an den modernen Hochschulen Vorlesungen über den Krieg als „menschenbildendes Culturmittel" hält? ich für meinen Theil halte entschieden unsere Zeit für gewaltthätiger und roher, als die des Mittelalters mit seiner Abwechslung von Fehde und Gottesfrieden. Denn was im September vorigen Jahrs zu Baden-Baden die dortige Badedirektion, wahrscheinlich von vornehmen Faullenzern und „verklärten Spaziergängern" hiezu veranlaßt, den Invaliden des letzten Krieges bekannt machte, wäre im Mittelalter mit seinen „Guteleutehäusern für unheilbare Aussätzige" wahrhaft unerhört gewesen: dieselbe untersagte nämlich den kranken Soldaten, darunter sogar Officiere, denen in mörderischer Schlacht die Granaten etwa beide Füße weggerissen, den Besuch des Conversationshauses und des oberen Theiles der Promenade, damit „die feine Welt nicht durch ihren Anblick beläſtigt werde". Denn kaum ein Jahr nach Vollendung des furchtbaren Krieges sich durch den Anblick der Krüppel „belästigt" fühlen, die ihre Brust den Bajonetten und Feuerschlünden entgegengesetzt, die Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Strapatzen ohne Zahl und Namen erduldet, die ihr Leben gewagt, ihre Gesundheit und geraden Glieder geopfert, damit die sogenannte „feine Welt" in Schlössern, Palästen und Bädern nach wie vor einem raffinirten Sinnengenuß fröhnen konnte, das ist doch gewiß weiter nichts als eine schreckliche Verwilderung uud Barbarei, die sich nicht das geringste Gewissen daraus macht, einem modernen Kriege Millionen von Menschen zu opfern. Darum sind edelgesinnte Männer verschiedener Nationen bereits darüber einig geworden, daß heutzutage nichts so zeitgemäß, nichts so nothwendig sei als die Errichtung eines internationalen Schiedsgerichts, um das zertretene Völkerrecht wieder herzustellen und die modernen Kriege zu verhindern. Am meisten aber für diese große Sache hat wohl der frühere Generalsecretär der englischen Gesandtschaft in Constantinopel, der gründliche Kenner des Orients, Herr David Urquhart gethan, er hat ihr wohl den größten Theil seines Lebens zum Opfer gebracht und wenn auch Protestant, hat er doch schon seit den Tagen Gregor's XVI., der in damaliger Zeit

der schönen menschenfreundlichen Idee allein seine Aufmerksamkeit zuwandte, bis heute darauf hinausgearbeitet, daß der Papst zum internationalen Friedensrichter proklamirt oder vielmehr als rechtmäßiger, von Gott bestellter internationaler Schiedsrichter von Fürsten und Völker wieder anerkannt werde. Er hat namentlich, — ich hoffe, der verehrte Herr werde mich nicht des Vertrauensbruches beschuldigen — vor und während des Concils eine ungeheure Thätigkeit für die große Idee entwickelt und meines Wissens die Bischöfe des Orients mit dem armenischen Patriarchen Hassoun an der Spitze veranlaßt, eine eigene Vorlage: De re militari et bello, im Concil einzubringen, um der Kirchenversammlung zu einer feierlichen Proklamation des Völkerrechts und zur Errichtung eines internationalen Schiedsgerichts zu Rom unter der Direktion des Papstes Gelegenheit zu bieten; — und wie mir von einer Seite berichtet wurde, die es wissen kann, waren nur sehr wenige Bischöfe gegen die wichtige Vorlage*). Die Unterbrechung des Concils hat auch diese so zeitgemäße Frage nicht zum Austrage bringen lassen. Aber das hielt den zähen und gelehrten Engländer nicht ab, für die Verwirklichung des großen Gedankens ununterbrochen weiter zu arbeiten, in England, Frankreich und auch in Deutschland hervorragende Männer dafür zu gewinnen, an den Papst seinen „Appel dans l'âge de fer" zu erneuern, eine englische Deputation in der Sache an die französische Nationalversammlung zu schicken und an den heiligen Vater eine internationale, von bedeutenden, hochstehenden Männern, namentlich vornehmen englischen Protestanten unterschriebene Adresse zu richten**).

---

*) Es würde zu viel Raum fordern, hier die ganze Vorlage, die manchem meiner Leser noch unbekannt sein dürfte, abzudrucken. Aber wahrhaft großartig ist die Begründung, wie sie in der Einleitung dargelegt ist, daß der Papst, und zwar der Papst allein, als Vater und Seelenhirt aller Völker, sowohl das Recht als auch die Sendung von Gott überkommen hat, das Vermittleramt des Schiedsrichters unter den Nationen zu üben „in omnibus rebus quæ impediunt earum perpetuam pacem".

**) Die Adresse, die meines Wissens Ende Mai d. J. überreicht wurde, hatte bis jetzt in Rom nicht den gewünschten Erfolg und soll der h. Vater, entgegen dem Berichte des Lord Robert Montagu, wonach der Papst die Adresse sehr gut aufgenommen habe, sich weder dafür noch dagegen ausgesprochen haben. Der Grund davon habe aber nicht an dem wichtigen zeitgemäßen Gedanken gelegen, welche die Adresse bezwecke, nein — der h. Vater

Eine andere Partei in England, die sogenannte „Friedensgesellschaft", will dasselbe Ziel, das der protestantische Diplomat Urquhart nur durch den Papst erreichbar hält, ohne den Papst erstreben und hat die Sache unlängst durch das Parlamentsmitglied Richard im englischen Unterhause zur Verhandlung bringen lassen, insofern mit Erfolg, als der Antrag mit 98 gegen 88 Stimmen der englischen Regierung zur Unterstützung bei den fremden Mächten überwiesen wurde.

Was ist nun aber von allen diesen so edlen, menschenfreundlichen und christlichen Bestrebungen, Anträgen und Adressen zu erwarten? — Für jetzt kein oder nur geringer Erfolg. Wir haben ja unter der Herrschaft des gesunkenen Kaisers der Franzosen eine Menge Congresse und fürstlicher Zusammenkünfte erlebt, die alle als internationale Schieds- und Friedensgerichte zur Beilegung großer Zwiste zu tagen vorgaben, und die Folgen waren — Vertragsbrüche in Form von Verträgen und ungerechte blutige Kriege. Ohnehin glaube ich eins nicht, nämlich dies, daß sich der Krieg — abschaffen lasse, nicht einmal durch ein Schiedsgericht, an dessen Spitze der Papst stände; ich glaube das nicht, und zwar aus einem ganz eigenthümlichen, aber recht stichhaltigen Grund. Der Krieg ist nämlich einer der drei großen Volksmissionäre, die unser Herrgott von Zeit zu Zeit dem oder jenem Volke zuschickt, damit sie ihm eine eindringliche Mission halten und es durch ihre ernsten und erschütternden Predigten, worin ihm seine Sünden in bluttriefenden Worten vorgerückt werden, zur Einkehr, Buße und Besserung auffordern. Nun wird

---

sei ganz für die Idee, sondern an der „allzu protestantischen Abfassung derselben"; denn das versteht sich wohl von selbst, daß der Papst die Frage nicht in protestantischem, sondern katholischen Sinn gelöst wissen will. So zuverlässig aber auch die Quelle ist, aus der mir diese Nachricht zukam, so bin ich doch in der Lage, versichern zu können, daß der h. Vater an der Adresse der Protestanten und deren Form, — es wurde ihm in derselben Sache auch eine von Katholiken überreicht, — keinen Anstoß nahm, daß er vielmehr noch zuwartet, weil jetzt, bei den ungeheuren Vorurtheilen, wovon Völker und Fürsten erfüllt sind, nicht einmal die kirchliche Proklamation des Völkerrechts in Sachen des Krieges, geschweige die feierliche Ausrufung des Papstes als internationaler Schieds- und Friedensrichter Anerkennung finden würde. Es dürfte somit die erste Nachricht, daß der h. Vater die Adresse beifällig aufnahm, doch richtig sein.

man doch aber unserm Herrgott nicht zumuthen wollen, daß auch Er sich, wenn Er das Schuldbuch eines Volkes durchsieht und eine Mission durch Pest, Hunger und Krieg zur Heimsuchung der begangenen Freveltaten bei solchem Volke für angezeigt erachtet, durch einen irdischen Schiedsrichterspruch zur Beobachtung des Friedens verpflichtet hält. Also abgesehen von dem fortdauernden Krieg in jeder Menschenbrust, der nur allzu leicht aus dem Innern in die Welt herausbricht und sich über Friedens- und Schiedsrichtersprüche im Kleinen wie im Großen wegsetzt, glaube ich, wie gesagt, nicht, daß sich der Krieg abschaffen lasse. Aber die unnöthigen und ungerechten Kriege, wie so ziemlich alle modernen Kriege es waren, lassen sich, wenn nicht gänzlich verhindern, doch vermindern, und das gewiß dann am erfolgreichsten, wenn der Papst, der Vater der Christenheit, dieses internationale Schiedsrichteramt wieder überkömmt. Wie viel Blut und wie viele Thränen würden den Völkern erspart bleiben! Darum will ich hier noch zwei Blätter über dieses Thema reden lassen, um darzuthun, welches Gewicht man bereits der Sache beilegt. Vielleicht sieht der genannte englische Diplomat seine langjährigen menschenfreundlichen Bestrebungen zur Herstellung des in allen Stücken gebrochenen Völkerrechts doch noch mit Erfolg gekrönt. Die „Schlesische Volkszeitung" schreibt:

„Der bevorstehende Triumph der Kirche, die totale Ermüdung der Völker durch politische Kriege, fürstliche Intriguen und religiös-politische Kämpfe lassen das geistliche Oberhaupt einer universellen Kirche, die den Frieden zwischen den Nationen herzustellen berufen ist, als Denjenigen erkennen, der am geeignetsten und allein würdig und vertrauenerweckend wäre, daß ihm das oberste Schiedsrichteramt in allen internationalen politischen Fragen übertragen würde zum dauernden Frieden zwischen Völkern und Fürsten, zwischen Nationen und Nationen und zwischen den einzelnen Souveränen. Und eine alte Prophezeihung, die durch alle Völker gehende prophetische Sehnsucht weist darauf hin, daß ein Schiedsrichteramt in dieser Weise eingesetzt und das hohepriesterliche Oberhaupt der Kirche als oberster Schiedsrichter anerkannt werden würde. Und schon hat in Vorahnung einer glücklichen Zukunft, eine britische Deputation unserm h. Vater den Gedanken nahe gelegt und den Wunsch ausgesprochen, er möge sich an die Spitze

eines solchen allgemeinen Welt-Areopags, einer universellen Schiedsrichter-Institution stellen. Und wer in der That wäre hierzu geeigneter, als der geistliche, priesterliche Souverän von 200 Millionen Erdenbewohnern, ebenso vielen Unterthanen weltlicher Herrscher? Er, der oberste Wächter, Dolmetsch und Rächer der unbeweglichen und ewigen Principien des Christenthums, des einzigen Keimes allen Völkerglückes oder wenigstens einer besseren Zukunft? Die Völker und Diplomaten werden sich dessen bewußt, was der Welt fehle, sie verlangen nach dauerndem Frieden, nach dauernder Befestigung der geistlichen und weltlichen Autorität. Männer von Blut und Eisen machen die Welt nicht glücklich, vermehren nicht den Völkerwohlstand, sondern vernichten Nation und Religion und Christenthum. Ein Hirt und Opferpriester, ein wirklicher Stellvertreter Christi, der Verkünder der Liebe und der Erlösung ist der oberste Souverän, der oberste Gesetzgeber, also auch der oberste Schiedsrichter zwischen den Völkern und ihren weltlichen Autoritäten und zwischen den weltlichen Behörden selbst, daß sich Alles, Herrscher wie Beherrschte unterwürfig zeigen dem Kreuze, dem Christenthum, der Religion, dem Altar. Der Ehrgeiz der Mächte und die Eroberungen der politischen und religiösen Revolution haben seit langen Jahren Europa zerrüttet, die in der Aufrechterhaltung aller Rechte und Pflichten bestehende Ordnung aufgelöst und die schwächeren Nationen zu Sklaven gemacht. Das heutige Italien und Deutschland sind die Bannerträger dieser erobernden Revolution und rufen ganz Europa in zerfleischende Kriege hinein. Der in London ausgesprochene und auch in Alexander I. von Rußland schon einmal aufgetauchte Gedanke an einen ganz unabhängigen, keinem anderen Fürsten unterworfenen, obersten Schiedsrichter, der im Namen des Rechtes und des göttlich-christlichen Gesetzes sein Urtheil fällt: dieser Gedanke ist für Niemanden überraschend, sondern nur das natürliche Gefühl des Herzens, der Sehnsucht nach Ruhe und Frieden und auch Bismarck, der sich selbst nach idyllischer Ruhe des Landes sehnt, wird diesen kosmopolitischen, wahrhaft regenerirenden Gedanken keineswegs belächeln können, da er *ohne* ihn und *trotz* seiner dennoch zur Wirklichkeit und Thatsache werden wird. Und es wird dahin kommen, daß die Fürsten selber, müde des langen Haders und ihre eigene Ohnmacht erkennend, aber die Macht der Kirche bewundernd,

persönlich dem Kreuzesbannerträger der katholischen Kirche das oberste Schiedsrichteramt für alle internationalen und particularen politischen Streitigkeiten der Zukunft freiwillig antragen. Man wird das Recht der Völker und Fürsten einer großen europäischen Conföderation anvertrauen müssen, deren Haupt das geistige Oberhaupt der Kirche ist, und von diesem würden die Fürsten und Völker an ihre wechselseitigen Pflichten erinnert und zur Beobachtung derselben ermahnt werden. Aber von Einer weltlichen Macht muß der Anstoß ausgehen, die anderen Mächte werden sich der Wirkung dieses Stoßes nicht entziehen können. Und England hat gesprochen im Namen eines großen universellen Princips, das sich dem revolutionären Princip der Völker und Fürsten siegreich entgegenstellen soll. Deutschland wird diesem wahren Freiheits-Princip nicht schnell und nicht ohne Widerstandsversuche beitreten, aber Frankreich und das Haus Habsburg sind der Stimme Englands im Herzen schon befreundet worden und werden ihm schneller beistimmen. Deutschland wird erst noch viel Kreuz erleiden müssen, ehe für dasselbe der Ostermorgen der Erkenntniß tagen kann.

Die Revolution bedroht nicht allein die Altäre, sondern auch die Throne, denn sogar neben ihnen stehen die Bannerträger der Revolution und die Könige schlafen unter diesem Banner einen Schlaf auf einem Vulcan. Jene ewigen Gesetze, ohne welche kein Altar, kein Thron, kein Volk, kein weltliches Gesetz, keine Familie, kein Charakter bestehen kann, keine sociale Ordnung möglich ist, weder Friede noch Sicherheit in Europa erhalten werden kann: diese ewigen Gesetze Gottes und der Kirche haben in England die ersten Glockenklänge ertönen lassen; mögen die Glocken aller Völker recht bald harmonisch einfallen in das Geläute Englands und Völker und Fürsten im St. Petersdom sich friedlich zusammenfinden! Das ist unser ultramontaner, revolutionsfeindlicher, und darum echtpatriotischer Wunsch, zwar nicht nach dem Herzen Pinter's und Wehrenpfennig's, wohl aber nach dem Herzen der Völker. Und dem christlichen, dem katholischen Volke gehört die Zukunft in allen Nationen."

Und das „W. Vaterland" spricht sich über denselben Gegenstand folgendermaßen aus:

„Als eines der beachtenswerthesten Symptome unserer Zeit

müssen die sich regelmäßig wiederholenden und ebenso regelmäßig scheiternden Versuche, einen europäischen Areopag zu gründen, betrachtet werden. Der neueste diesbezügliche Antrag des englischen Abgeordneten Richard ist unseren Lesern bekannt. Trotz des Einspruches der Regierung wurde der Antrag von dem Unterhause angenommen. Sofort aber wird von den maßgebenden publicistischen Organen Englands und der anderen Völker die Ueberzeugung ausgesprochen, daß diesem Beschluß keine praktischen Folgen zuzuschreiben seien. Das Bedürfniß nach einem Friedensgericht ist allgemein. Die internationale Unsicherheit hat die bedenklichsten Dimensionen erreicht. — Während vor zwanzig Jahren der vielgelesene Buckle ganz kategorisch erklärte, mit der fortschreitenden Civilisation müsse das Kriegshandwerk verfallen, große Kriege seien gar nicht mehr zu erwarten ꝛc., haben gerade in den letzten beiden Decennien die furchtbarsten kriegerischen Katastrophen ihren Triumph gefeiert. Auf den böhmischen Schlachtfeldern im Jahre 1866, auf den französischen im Jahre 1870 sind mehr Opfer gefallen, als früher in dreißigjährigen Kriegen. Damit ist aber keineswegs ein unanfechtbarer Status quo erreicht. Man fühlt im Gegentheil die völlige Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Lage, man fühlt neue Katastrophen im Anzuge. Es gibt eben kein internationales Völkerrecht mehr. Der Materialismus beherrscht auch ausschließlich das internationale Leben. Die natürliche Consequenz davon ist das Princip des „Rechts des Stärkeren", die vollständige Abstraction von moralischen Rücksichten.

Unter solchen Umständen ist die allgemeine Beunruhigung und die allgemeine Sehnsucht nach einer Rettungsinsel in diesem modernen Chaos sehr erklärlich. Diese Sehnsucht ist auch keineswegs neu. Der gegenwärtige Zustand begann mit dem Augenblick, wo sich Europa seinem natürlichen Schieds- und Friedensgericht, dem Papstthum, entzog. Alsbald traten auch Versuche zu Tage, ein neues internationales System zu begründen. Der interessanteste dieser Versuche rührt bekanntlich von Heinrich IV. her. Er hatte den genialen Plan zur Gründung einer allgemeinen Staatenrepublik entworfen. Europa sollte in fünfzehn theils aristorokatische, theils demokratische und monarchische Staaten getheilt werden, die, untereinander verbunden, einen obersten Friedenssenat an der Spitze hätten. Eine bedeutende Streitmacht sollte dieses Staatensystem

gegen die Russen und Türken schützen und die letzteren aus Europa vertreiben. Der Dolch Ravaillac's traf den König unter den Vorbereitungen zu diesem großen Plan. Es ist aber ganz sicher, daß die Ausführung desselben den erhofften europäischen Frieden keineswegs verbürgt hätte. An die Stelle der Suprematie des spanisch-österreichischen Hauses wäre einfach diejenige der Bourbonen getreten. Der „Friedenssenat" wäre unter dem Einfluß der letzteren ein Werkzeug für dynastische Zwecke geworden, wie später die berüchtigten Reunionskammern unter Ludwig XIV., und wie in neuester Zeit die „Congresse" unter Napoleon III. Der Ehrgeiz der Dynastien wird eben in diesen Fragen immer eine gefährliche Rolle spielen, so lange er nicht von einer über ihren Rivalitäten stehenden Macht gemäßigt wird. Eine solche Macht war und ist nur das Papstthum.

Lassen wir diesbezüglich einen protestantischen Schriftsteller sprechen. Constantin Franz sagt in seiner „Kritik aller Parteien" Folgendes: „Daß eine nur auf religiösen Ueberzeugungen ruhende Macht bestehe, die, weit über die Grenzen der Staaten hinausreichend, nach allgemeiner Geltung strebt und darum sehr wesentlich dazu dienen kann, die Rivalitäten der Staaten zu temperiren, und gegenüber der ganz unvermeidlich immer particularistischen Politik die einheitliche Bestimmung des Menschengeschlechts zur Anschauung und, so viel an ihr liegt, zur Geltung zu bringen,— das ist keineswegs ein die menschliche Vernunft abstoßender, sondern im Gegentheil sehr anziehender Gedanke. Ist dieser Gedanke in dem heute sog. Vernunftrecht gleichwohl nicht zu finden, so spricht dies nicht gegen unsere Behauptung, sondern zeigt nur die Armseligkeit dieses Vernunftrechts. In solche Armseligkeit mußte man aber ganz unvermeidlich verfallen, weil man, anstatt den lebendigen Menschen in's Auge zu fassen, zu dessen Wesen ganz nothwendig Religion gehört, von abstracten Rechtsbegriffen ausging und die Weltgeschichte ganz ignorirte. Durch diese Abstraction kann man dann freilich nur zu dem sogenannten Rechtsstaat gelangen, den man jetzt als das höchste Ideal der Vernunft hinstellen will, während er in Wahrheit die allerdürftigste, hinfälligste und langweiligste Gestalt ist, die man je gesehen. Also dem Rechtsstaat zum Trotze ist eine solche Macht vernünftig und nothwendig. Ja, der Rechtsstaat muß seine eigene Unzulänglichkeit selbst thatsächlich eingestehen."

„ . . . . . Wir bedürfen also einer nur auf Ueberzeugung ruhenden, und doch zugleich organisirten Macht. Und solche Macht ist einzig und allein die allgemeine Kirche, welche darum nicht bloß eine christliche Idee, sondern zugleich eine Vernunftidee ist. Die Religion glaubt an eine allgemeine Kirche, die Vernunft postulirt sie, die Geschichte zeigt ihre thatsächliche Bildung. Da ist kein Widerspruch."

Aus dem, was ich bisher von der Stellung des Papstes zu den Staaten und Völkern gesagt, ergibt sich nun sonnenklar, daß sie nach jeder Richtung hin segensreich, nach keiner aber gefährlich oder berechtigten Interessen schädlich erscheint; für Katholiken ist es unnöthig, das besonders zu sagen; sie wissen, daß der wahre Sohn Gottes, Jesus Christus das Papstthum gegründet hat; Gott aber hat nichts zum Schaden erschaffen; wenn von irgend einem Werke gesagt werden kann: „Und Gott sah, daß es gut war", so ist dies das Papstthum; ich fordere jeden, der dies nicht glauben wollte, auf, mit Gründen zu beweisen, wo und wie und wann und wem die Stellung des Papstes, wie sie nach der katholischen Glaubenslehre sein soll und ist, jemals Schaden gebracht; ich behaupte, es ist dies nicht zu beweisen, und finde darum, um es nochmals zu sagen, nichts so lächerlich auf der weiten Welt als die Furcht vor dem Papst und seiner Macht.

Freilich aber fällt keinem Katholiken ein, zu läugnen, daß der Papst ein wirklicher Machthaber ist: er ist dies so wahrhaftig, und zwar für die Katholiken aller Länder, als es ihre weltlichen Fürsten sind, nur ist er für sie Machthaber auf einem andern, höheren, geistlichen Gebiete. Wir Katholiken also sind ihm wahren Gehorsam schuldig. Aber vom Papste in geistlichen Angelegenheiten Weisungen erhalten und annehmen heißt nicht einem auswärtigen Machthaber dienen, noch weniger an den weltlichen Fürsten Felonie begehen. Denn der Papst ist weder den Katholiken noch sind die Katholiken dem Papste auswärtig, mögen sie sein, wo sie wollen; nur jene sind ihm fremd und er ist ihnen fremd, die nicht Glieder der katholischen Kirche sind, mögen sie selbst in Rom ihren Wohnsitz haben. Für alle Katholiken ist er dasselbe, was jeder Bischof für die seiner besonderen Diöcese ist; so zwar, daß wie dieser der Stellvertreter des Herrn im beschränkten Umfang seiner Kirchenprovinz, der Papst es in gleicher Eigenschaft der ganzen Kirche

gegenüber ist, ihr überall gegenwärtig, so daß alle Bischöfe oben in ihrem unsichtbaren Meister und Herrn, unten in seinem sichtbaren Statthalter unter einander sich geeinigt finden. Wir Katholiken vermögen darum auf den Vorwurf, daß wir einem auswärtigen Machthaber gehorchen und deßhalb eine vaterlandslose Partei seien, niemals eine andere Antwort zu geben als diese: „Vater verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Dieser Vorwurf verräth überhaupt eine gänzliche Unkenntniß der Welt- und Kirchengeschichte und eine ungemein beschränkte und bornirte Auffassung der katholischen Kirche. Diese ist, sagte im Jahr 1869 die „Allgemeine Zeitung" wider Willen, eine „Weltmacht", eine Völkerkirche, weil eben die einzige Anstalt Gottes auf Erden, um alle Menschen selig zu machen. Daß aber eine Völkerkirche, sagte in besserer Zeit der moderne Münchener Kirchenvater der „Altkatholiken", sich ohne Primat, ohne eine oberste einheitliche Spitze nicht zu behaupten vermöchte, leuchtet wohl jedem ein, und die Geschichte hat es bewiesen. Jedes lebendige Ganze fordert einen Mittel- und Einigungspunkt, ein Oberhaupt, welches die Theile zusammenhält. In der Natur und Architektonik der Kirche ist es aber begründet, daß dieser Mittelpunkt eine bestimmte Persönlichkeit, der gewählte Träger eines der Sache oder dem Bedürfnisse der Kirche entsprechenden Amtes sein muß.

Wer erklärt: ich erkenne den Papst nicht an, ich oder die Kirche, der ich angehöre, will für sich stehen, der Papst ist für uns ein Fremder, seine Kirche ist nicht die unsrige —, der erklärt eben damit: wir sagen uns los von der allgemeinen Kirche, wir wollen kein Glied mehr sein an diesem Leibe. Oder wenn theologisch behauptet wird: es soll und darf überhaupt keinen Primat in der Kirche geben, das Papstthum ist ein dem Willen Christi widersprechendes Institut, ist Usurpation, so heißt das nur mit andern Worten: die eine, allgemeine, die Vielheit der Nationen umfassende Kirche soll nicht existiren, soll vielmehr auseinander fallen; der normale Zustand ist, daß es so viele verschiedene Kirchen gebe, als es Nationen oder Staaten gibt. Nun kann aber der Zustand einer in eine Menge von Volks- oder Staatskirchen zersplitterten Kirche auch nicht einen Schatten von höherer Berechtigung, von biblischer Begründung für sich in Anspruch nehmen. Man hat übrigens auch nicht einmal den Versuch

gemacht, diesen Zustand als einen gottgewollten zu erweisen, und damit hat man wohlgethan. Und nun liegt es in der Natur der Dinge, daß eine Staatskirche in ihrer Isolirung keine Ehrfurcht, keine Pietät mehr einflößt, daß sie als etwas Conventionelles erscheint, von dem man, sobald nur der staatliche Zwang wegfällt oder erlahmt, sich ohne Gewissenbedenken trennt.*)

Man kann daher schlußweise diesen Worten beifügen: Wer das Christenthum will, wie es Gott will, muß es als Weltmacht, als Völkerkirche, als Heilsanstalt für alle Menschen wollen. Eine Völkerkirche ohne Primat oder Papstthum ist aber auf die Dauer ein Ding der Unmöglichkeit. Wer also die Kirche will, wie Gott sie will, muß auch den Papst wollen. Nun kann doch aber derjenige den christlichen Völkern kein Fremder sein, ohne den die Kirche, in der sie schon Jahrhunderte lang in demselben Glauben, in derselben Hoffnung, in derselben Liebe beisammen leben, sich auf die Dauer nicht hätte behaupten können; und seitwann ist denn der Hirte seiner Heerde ein fremder, auswärtiger Machthaber? Der Vorwurf also, daß die Katholiken im Papste einem fremden Herrn dienen, ist so albern als nur immer möglich.

Im Zeitalter der Katakomben fertigte zu Rom ein Künstler, anknüpfend an die oben erwähnte Sage von Noe, eine ewige Lampe, welche die Gestalt eines Schiffes trägt, an dessen Steuer sankt Peter sitzt, mit der einen Hand das Ruder führend, mit der andern das Schiff segnend. Sinniger aber kann man die Kirche nicht mehr darstellen; denn sie ist, wie ich schon oben gesagt, beides: eine Leuchte und ein Schiff. Sie ist eine Leuchte, um den Völkern von den Irrgängen des Lebens, auf denen sie müde geworden, auf den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit hinzuleuchten; sie ist ein Schiff, auf dem alle Menschen, die Könige und Fürsten ebenso wie der allerärmste Taglöhner und Bettler, einsteigen und über das Meer des Lebens fahren müssen, wenn sie in den Hafen des ewigen Friedens gelangen wollen; zum Fährmann auf dem Schiffe aber, ich habe es schon einmal gesagt, ist Niemand anders aufgestellt, als der Papst, daß er mit der einen Hand das Ruder lenke, mit der andern die Passagiere — die mitfahrenden Völker sammt ihren Fürsten segne. Es ist daher nach

*) Kirche und Kirchen, Papstthum S. 25. 26.

katholischer Anschauung nichts so irrig, als den Papst mit weltlichen Fürsten auf eine Stufe zusammen zu stellen und dann denen, die dem Papste gehorchen, zu sagen: Ihr dienet einem fremden Herrn und begehet an eurem Landesfürsten Felonie und Hochverrath; in den Angelegenheiten der Seele haben Alle den Papst zu hören, die christlichen, katholischen Fürsten um gar nichts weniger, als der letzte ihrer Unterthanen. Wie auch Rang und Ansehen die Stände der Menschen, hörten wir Görres oben sagen, vor der Welt auszeichnen mögen, vor dem Altare sind alle gleich; Regent und Unterthan, Kaiser und Taglöhner alle sind Kinder der Kirche, der sie Glauben und Gehorsam gelobt und schuldig sind.

Am Schlusse dieses Kapitels noch dieses Wort. Was es immer für eine Politik gewesen sein mag, die man seit Nero's Zeiten bis heute gegen die Kirche gespielt, die Päpste ihrerseits haben stets festgehalten an der Politik des h. Petrus. Die gelehrten unter ihnen, wie die schlichten, die kühnen und die schüchternen, diejenigen, welche die Gewalt nicht zu beugen vermochten, wie die, auf welche die Schmeichelei ihre Hoffnungen baute, kamen alle zu dem Schluße des h. Petrus: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen". Nun gibt sich aber unser Herrgott nicht damit ab, dem Papste staatsgefährliche Befehle zu ertheilen; er heißt ihn nicht Revolution machen und Fürsten verjagen, er heißt ihn nicht Länder annexiren und aus dem confiscirten Vermögen weltlicher Fürsten Reptilienfonds gründen; er heißt ihn nicht Friedensverträge brechen und Steuerverweigerung lehren. Der Papst wird daher auch alles das nicht thun, und unsere Staatsmänner und weltlichen Machthaber können, wenn sie sonst nichts auf dem Gewissen haben, was sie beunruhigt und ängstigt, ganz sorgenlos schlafen gehen.

Die Bischöfe in ihrer Stellung zum Staat.

In den Heldensagen des persischen Dichters Firdusi wird von einem Heros berichtet, der eine so gewaltige Riesenkraft besaß, daß ihm, als er ihrer bewußt wurde, vor ihr bangte, fürchtend, er möchte mit dieser Riesenkraft, wenn seine Einsicht nicht in gleichem Verhältniß zu ihr stände, mehr Unheil als Segen stiften. Des wahrhaftigen Helden hielt er es aber unwürdig, seine Kraft zum Verderben zu mißbrauchen; darum gedachte er, um sich dieser schweren Sorge zu entledigen, wenigstens einen Theil seiner Kraft, bei einem weisen und gewissenhaften Berggeiste zu deponiren, um sich ihrer nur dann zu bedienen, wann er finden sollte, daß die zurückbehaltene im Ringkampfe zum Siege nicht ausreichen würde; und wie er dachte, so that er; er gab einen großen Theil seiner Heldenkraft an einen alten Berggeist ab, der bereitwillig auf seinen Pakt einging. Sein Schicksal aber wollte es so, daß er mit seinem eigenen Sohne, der von fernher kam, um den Vater aufzusuchen, ohne ihn zu kennen, in einen Ringkampf gerieth, und alsbald erkannte er, daß er ohne Zuhilfenahme der bei dem Berggeist hinterlegten Streitkraft den Gegner nicht besiegen würde. Vergebens warnte der Geist und rieth ihm, vorerst zu prüfen, ob die ihm innewohnende Weisheit und Einsicht der Kraft entspräche: er wollte siegen. Darum nahm er diese ganz an sich, um seinen eigenen — Sohn zu erschlagen, was er erst dann vom Sohne selbst erfuhr, als dieser das Schwert des Vaters im Herzen hatte und der Blutstrahl ihm entgegensprang. Was es aber immer auch um diese sagenhafte Riesenkraft gewesen sein mag, die Kraft und Macht eines katholischen Bischofs ist größer; denn all jene Kraft, wie sie ein irdischer Held besitzt, mag sie noch so gewaltig sein, sie ist natürlich und irdisch; die Macht eines katholischen Bischofs aber ist übernatürlich, überirdisch, in gewissem Sinne etwas von

der Kraft Gottes. Dazu besitzt ein katholischer Bischof auch noch das Privileg, von eben demselben, von welchem er seine Macht erlangt, immer auch die entsprechende Einsicht als Zugabe zu erhalten, um die bischöfliche Macht immer nur zum Heile und zum Segen der Kirche Gottes zu gebrauchen, wie denn auch bei jeder Bischofsweihe um jene Zugabe von Weisheit und himmlischer Wissenschaft im Namen Christi gebetet wird und es zudem jederzeit für einen Bischof leicht ist, die nöthige Weisheit sich zu verschaffen, er darf sie nur nicht aus der sogenannten „natürlichen gesunden Vernunft" schöpfen wollen, sondern aus dem Evangelium, „indem dieses eine Kraft Gottes ist zum Heile für jeden, der daran glaubt". Ein katholischer Bischof hat daher niemals nöthig, aus Furcht vor dem Mißbrauche seiner Macht, einen Theil derselben bei dem oder jenem guten Geiste zu hinterlegen, nein, er kann und soll sich ihrer jederzeit ganz und voll bedienen. Vor Allem thut dies aber dem modernen Staate gegenüber noth, der, seinen Ursprung und seinen Endzweck, seinen Beruf und seine Aufgabe ganz verkennend, an der Kirche jetzt jene heimtückische Rolle spielt, die der Wolf in der Fabel am Lamme verübt. Man war da, wo der Staat das Regiment führt, schon Jahrhunderte lang der Kirche, dem Reiche Gottes auf Erden, nie recht gewogen und war unabläßig mit der Arbeit beschäftigt, dieselbe unschädlich zu machen, um sich vor ihr in nichts geniren zu müssen. Doch man benützte ehedem einen alten Kunstgriff, um die Kirche, unter dem Vorwande, sie sei nicht von dieser Welt und sei über sie erhaben, nach dem Ausdrucke Friedrich Schlegel's, völlig aus der Welt hinauszucomplimentiren. Im Unsichtbaren und Unvernehmbaren, im bloß Gedachten und Empfundenen wollte man sie noch existiren lassen, auch mit etwas Respekt noch von ihr reden; aber daß sie in der Welt mitspricht und mithandelt, daß sie sich selbst von den Dächern predigt, mit ihren Lehren und Thaten das gesammte Leben der Gesellschaft durchdringt und gestaltet, das erschreckte die Staatsmänner immer, und mehr als einer hat, wenn er die Macht dazu besaß, nichts eiligeres zu thun gewußt, als sich das von der Kirche zu verbitten; sie soll über der Welt, das heißt draußen bleiben.*) Das kann und will aber die Kirche nicht; denn

*) Vgl. Historisch-pol. Bl. 71. B. S. 906.

es ist ihr Lebensberuf, segnend und heiligend in die Welt einzugreifen, und dazu hat Niemand ein solches Recht als die Kirche. Darum versuchen sie jetzt mit Gewalt, was ihnen bisher mit List nicht gelungen. Die Gewalt aber, die man jetzt im modernen Staate gegen die Kirche aufwendet, ist groß und stark; daher ist es für jene, die da gesetzt sind, die Kirche Gottes zu regieren, eine Pflicht der Nothwehr, jetzt auch ihre Kraft, womit Gott sie belehnt, ganz und voll aufzubieten, damit die Kirche nicht allewegs zu Schaden komme. Wenn es darum bis zum 12. September 1872 etwas lange gedauert, bis in dem gegenwärtigen Kampfe die Macht der Bischöfe im modernen deutschen Reiche zum Vorschein kam; wenn es bereits offen ausgesprochen wurde, daß Alles, was die katholische Kirche an christlicher Miliz auf den Kampfplatz stellen kann, dort erschienen sei, voran die ritterlichen Männer der Centrumsfraktion im deutschen Reichstage, sodann der wahrhaft brave und opferwillige rheinisch-westfälische Adel mit seiner über alles Lob erhabenen Haltung und seinem rückhaltlosen Einstehen für die katholische Sache, hernach das katholische Volk in seinen so zahlreich besuchten Versammlungen, seinen tausendfachen Adressen, seinen freimüthigen Protesten, und da vor Allem wieder die katholischen Redakteure mit einem Freimuthe, der viele vor die modernen Richterstühle führte, um da zu bedeutenden Opfern verurtheilt zu werden; wenn dann nebenbei hervorgehoben wurde, daß die bereits Streitenden mit Ungeduld die von Gott bestellten Anführer erwarten: so war es verzeihlich, daß hie und da feuereifrige Stimmen sich vernehmen ließen, die da meinten, es möchten doch die Bischöfe *ihrer ganzen vollen Macht sich bewußt werden*, wie groß und stark sie ist, und sich ihrer in diesem Kampfe, wobei es sich, *menschlich* zu reden, „um Sein oder Nichtsein der Kirche" handelt, ganz und voll bedienen. Sie ist ja dieselbe, womit der h. *Athanasius* fast allein die Kirche aus gewaltigem langwierigem Streite siegreich herausgerettet, dieselbe, womit der h. *Ambrosius* und *Basilius* mächtigen Kaisern erfolgreich widerstanden, dieselbe, womit der h. *Thomas von Canterbury* gegen einen kirchenräuberischen König die Freiheit und das Recht der Kirche — fortis et invictus, heldenmüthig und unbesiegt bis zum Martertode gewahrt, dieselbe, womit der ungebeugte *Clemens August* von Köln der Kirche in Deutschland ihre alte Würde

und Freiheit wieder zurückerobert. Und wahrlich, die Geschichte ist in großartigen Beispielen Zeuge, die kirchliche Macht der Bischöfe ist so gewaltig, daß nicht blos christliche Könige und Kaiser, sondern wilde Heidenfürsten, wie Attila, Omar und dergleichen Gäste Gottes vor ihr sich beugten. Was nun aber jene feuereifrigen Stimmen von den Bischöfen gewünscht und gehofft, das ist am 12. September 1872 zur Freude aller Katholiken geschehen; an diesem Tage ist die bischöfliche Macht von Fulda aus in ihrer ganzen Größe und Würde in den Kampf getreten und zwar gleich in einer glorreichen, denkwürdigen That, indem die katholischen Bischofe in ihrer Denkschrift, die sie am Grabe des heiligen Bonifacius mit einander berathen und abgefaßt, für die Rechte der Kirche wie ein Mann eingestanden; und diese That hat sich seitdem wiederholt und hat unter den geistlichen Heerführern des katholischen Volkes einen solchen — Wetteifer, möchte ich sagen, angefacht, daß immer ein Hirtenbrief schöner, ein Protest energischer als der andere erscheint und wir Katholiken niemals sowenig Grund zu verzagen und soviel zu hoffen hatten, als in dem gegenwärtigen Kriege der Kirche mit dem Staate. Das hat man denn auch im ganzen modernen deutschen Reiche wohl erkannt. Ich will nicht reden von der noblen Gesellschaft, die sich seit Jahr und Tag in diesem Reiche zur Berathung und Beschlußfassung zusammengefunden, um die katholische Kirche zu kreuzigen. Sie verlor beim Erscheinen der bischöflichen Denkschrift und seitdem bei jedem kirchlichen Aktenstück alle Ruhe und jeden Anstand. Es ist wieder dieselbe Compagnie von Biedermänner, die bei dem Kölner Handel in den dreißiger Jahren die gleiche Berathung gepflogen: der bibelfeste evangelische Christ ‚wie er in der „lutherischen Kirchenzeitung" von Halle sich räuspert, der gewiegte, im modernen Corpus Juris wie in seinem Schalengehäuse ansässige Jurist, wie er in den Wagener's, Gneist's und Friedberg's sich präsentirt, der vielerfahrene, weitgereiste, mit allerlei Volks bekannte Geschäftsmann, der nebenbei auch stark in Theologie macht, der unvergleichliche Politikus, der keiner andern Vorsehung mehr vertraut, als der des Fürsten Bismarck, der bekannte „deutsche Professor", der es schon seit Jahren in nichts mehr genau nimmt als im Charakter- und Principienwechsel, im Verrath der Wissenschaft, in der Rechtfertigung moderner Barbarei und in der Anbetung der

Gewalt, der gebildete Zeitungsleser, der in der Eisenbahn Weltgeschichte und Weltsysteme, über dem Frühstück das Wesen der katholischen Kirche studirt, und das Verdauen nicht mehr zuwege bringt und jedesmal unwohl wird, wenn ihm nicht täglich einige „ultramontane" Skandale servirt werden; der käufliche Literat und Correspondent, der um Bezahlung auch für den Teufel schreibt und correspondirt; der ausgeschämte Religionsspötter, der, wo es Noth thut, wie ein Glühwurm über und über im Witze leuchtet und diesen via Kladderadatsch an den Mann bringt: sie alle haben sich zur Berathung eingefunden und sitzen nun schon seit dem Siege von Sedan in Freundschaft und Liebe beisammen, um endlich auch Rom und die Ultramontanen herunter zu kriegen, jeder eifrigst bestrebt, seinem Charakter Ehre zu machen, alle darin einig, daß sie von dem, was allein helfen kann, nämlich von Wahrheit, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, nichts wissen wollen. Dieser Auslese deutscher Ehrenmänner, unter denen ich den modernen Gründer nur deßhalb nicht erwähne, weil er — international ist und wie der Jude allen civilisirten Völkern angehört, mag nun freilich nichts so zuwider sein, als eine Denkschrift, wie sie da die deutschen Bischöfe von Fulda aus seiner Zeit erlassen haben. Daher wäre es geradezu zum Verwundern gewesen, wenn sie darüber nicht allen Anstand bei Seite gesetzt und nicht alle gute Sitte verläugnet hätten. Der Spektakel, den sie jedesmal schlagen, wenn von katholischer Seite jetzt irgend eine entschiedene Rechtswahrung, ein energischer Protest gegen die moderne Vergewaltigung der Gewissen erhoben wird, erinnert immer an die bekannte Scene in der Hundecomödie, die der alte Görres zur Illustration ähnlicher Fälle gerne herbeizog. Die Deputirten dieser Versüßer sitzen in allen Sorten, Farben und Größen trotz der verschiedenartigsten Gesinnungen, Absichten und Interessen ganz anständig in der Versammlung beisammen, um ihr gemeinsames Hundewohl zu berathen und diesbezügliche Resolutionen zu fassen, bis auf einmal so etwas wie ein Wurstzipfel dahergepflogen kommt und mitten unter die Versammlung fällt. Da ist es nun freilich mit dem Anstand zu Ende und mit der Ruhe vorbei; jede Rücksicht tritt bei Seite und alle zumal fallen über den Störerfried von Wurstzipfel her, um ihn zu zersausen und zu zerbeißen. Mehr aber als eine Wurstpartikel die ganze Sippschaft der genannten Vierfüßer,

vermag jedwedes Stück von ultramontanem Haus- und Kirchengeräthe, etwa so eine Syllabus, so eine päpstliche Allocution, so eine bischöfliche Denkschrift die ganze Gevatterschaft des modernen Staates außer Fassung zu bringen. So oft daher auch, wie gesagt, von katholischer Seite etwas dergleichen an's Tageslicht kommt, erleben wir jedesmal das ergötzliche Schauspiel, daß alle diese Bruderschaftsmitglieder des modernen Tugendbundes in blinder Wuth nicht blos über alle Toleranz, sondern auch über alles Recht und Maß, über allen Anstand und Respekt hinausstürzen, über die Katholiken herfallen, ganz unbefugt in ihren Hausfrieden einbrechen, Allem, was uns heilig ist, mit dem Farrenziemer in der rohen Faust, eins aufschlagen, dann mit sichtlichem Wohlgefallen an ihrer Rohheit davon eilen, um sie anderwärts zu wiederholen und uns in wahrhaft cynischer Weise Friedensbrecher zu schelten, weil wir nicht Lust haben, für solches infernale Gebahren auch noch unsern Dank abzustatten. Niemals aber stand diese „süße Gewohnheit des Daseins und Lebens" in solcher Blüthe als eben jetzt im deutschen Reiche. Brach ja doch selbst die Berliner „Nationalzeitung" gegen Ende August letzten Jahres, nachdem sie wieder viel von der „Verschwörung der Ultramontanen" ihren Lesern aufgelogen, schließlich in den Hetzruf aus: „Wir haben nur einen Feind in tausend Masken, den römischen Priester!" Das ist nun freilich an diesen Leuten ganz natürlich und selbstverständlich; man sehe sie sich nur an, diese Säuglinge der modernen, namentlich officiösen Journalistik, und man wird in der That, wie der französische Publicist Veuillot sagt, an ihnen Opiumraucher von ebenso niedriger Qualität als in China finden. Denn allenthalben zeigen sich, nach der Beobachtung eines geistreichen Mannes, bereits ganz ähnliche Folgen beim journalistischen, politischsocialen, wie beim chinesischen Opium: Stumpfsinn und wildes delirium tremens, Philisterium und rother Radicalismus, der alle positive Religion mit der Wurzel ausreißt und die Revolution, d. h. den grundsätzlichen Abfall von Gott und der von ihm in Kirche und Staat angeordneten Autorität in dem ganzen Bereiche des bürgerlichen, socialen und politischen Lebens — als Religion der modernen Gesellschaft an ihre Stelle setzt. Und sogar die Symptome sind dieselben bei diesem Säuferwahnsinn des Geistes wie bei jenem des Leibes: Alle sehen unzählige schwarze Flecken

vor den Augen; diese halten sie für Mäuse, Ratten oder Teufel, jene für Ultramontane und Jesuiten. Daher ist auch das nicht zum Verwundern, daß diese ganze Betriebsgesellschaft der Ultramontanen- und Jesuitenverfolgung mit ihrem bekannten Direktor an der Spitze jetzt in jeder katholischen Lebensäußerung, mag sie nun vom Papste, oder von einem Bischof, oder von welchem Katholiken immer ausgehen, eine „revolutionäre That" findet, namentlich dann, wenn sich daraus der Beweis ergibt, daß wir Katholiken uns nicht zu dem ersten Glaubensartikel der modernen Reichsdespotie bekennen: „Der Staat ist die alleinige Quelle jeden Rechtes, und die Souveränität kann unter allen Umständen nur eine einheitliche sein und muß es bleiben: die Souveränität der Gesetzgebung".

Was nun aber die rechtliche Stellung der Bischöfe zum Staate anbelangt, so ist es nach dem, was ich bereits vom Verhältniß der Kirche zum Staate gesagt, nicht mehr schwer, sie zu bestimmen. In der Sage vom heiligen Graal sind es die Tempeleisen, deren Wache und Hut die Burg Montesalvaz in Salvaterra anvertraut ist, daß sie jeden unbefugten Angriff wehren. Sie sind von Gott zu Königen bestellt, mit einer Gewalt betraut, die größer ist als der irdischen Könige Macht. Ohne Uebung will aber keinem Streiter der siegreiche Kampf gelingen. Darum halten sie täglich solche Uebung im Laufen und Ringen ab, um es zu lernen, zu Schutz und Trutz, im ernsten Dienste des Graales, dessen Kriegs- und Friedensburg zu schirmen. Der ganze königliche Waffenbrüderbund ist gesammelt um den roi pécheur, der ehedem im Teiche das Netz nach Fischen ausgeworfen. Der Graal aber will Niemanden zum Hüter, er habe denn Treue und Milde; dafür gewährt er dann Glück und Ehre. Daher werden nur jene erwählt, die in Treue und Milde keusch erfunden sind, damit keiner den Pfad zur Hölle ginge; die Unlautern werden nicht genennet. Es ist aber der Graal nach der Sage der Kelch, worin Joseph von Arimathäa nach dem Hingange des Erlösers den eucharistischen Leib und das vergossene Blut des Herrn aufbewahrt, auf daß aus ihm neues unvergängliches Leben aufquelle. Der Kelch selber ist ein Edelstein, aus der Ewigkeit in den Bereich der Zeit gefallen, aber solange von Engeln in den Lüften gehalten, bis sich der Reine gefunden, der würdig gewesen, ihn zu berühren. Mon-

teſalvaz aber, die Kriegs- und Friedensburg auf dem heiligen Berge im geweihten Lande, in ihrem wundervollen, kreuzförmigen Aufbau des Weltall's verklärtes Abbild, des himmliſchen Sion leuchtendes Vorbild, iſt die Kirche, und die Tempeleiſen, die Hüter des heiligen Graals ſind die Biſchöfe, geſammelt um den roi pécheur, den königlichen Fiſcher, den Papſt. Wie es alſo eines jeden Regenten heilige Pflicht iſt, Beſitz und Unabhängigkeit ſeines Reiches zu wahren und zu vertheidigen, ſo iſt es auch heilige Pflicht derjenigen, die von Gott geſetzt ſind, ſein Reich auf Erden, die Kirche, zu regieren, den heiligen Graal, den geheimnißvollen Schatz mit den Glaubenslehren, Heilsgütern, Gnadengaben, Rechten und Freiheiten der Kirche ganz und unverſehrt zu erhalten, ihn gegen jeden Angriff zu vertheidigen und von Niemanden eine Weiſung anzunehmen als von dem „königlichen Fiſcher“: denn ihm allein, und keinem irdiſchen König ſonſt, iſt Monteſalvaz anvertraut.

Die Biſchöfe ſtehen aber in ihrem Amte niemals dem Staate gegenüber, wie er ſein *ſoll*, ſondern immer nur dem Staate, wie er *iſt*, alſo einem beſtimmten, hiſtoriſch gewordenen Staate, wie es auch jetzt der moderne, gott- und rechtloſe Staat iſt. Darum kommt hier zunächſt nur die Stellung der Biſchöfe zu dem *modernen* Staate in Betracht. Und hierüber erlaube ich mir in aller Beſcheidenheit und Ehrfurcht, wie ſie den Hirten der Seelen gebührt, meine Anſicht auszuſprechen. Ich will aber beileibe nicht ſo verſtanden ſein, als wolle ich mir herausnehmen, unſern katholiſchen Biſchöfen — Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen; ſie wiſſen wahrlich ſchon ſelbſt, was ſie zu thun haben. Nein, ich will nur offen darlegen, was in dem Kriege mit dem modernen Staate nach meiner *unmaßgeblichen* Meinung der Kirche am zuträglichſten wäre. Um die Exaltatio der katholiſchen Kirche alſo iſt es dem Verfaſſer zu thun, nicht um Tadel oder gar um Vorſchriften für die kirchlichen Würdeträger.

Da iſt nun an erſter Stelle all der papierenen Eingaben, Vorſtellungen und Proteſte, all der ſchriftlichen Berufungen auf's alte, wahre Recht dem *modernen* Rechte, d. h. der nackten, brutalen, in den Mantel des Geſetzes gekleideten Gewalt gegenüber zu gedenken, wie ſie von den kirchlichen Stellen in den letzten Jahren vielfach bei den weltlichen Fürſten und deren Geſchäftsführern, den Miniſtern, eingereicht wurden und noch werden: ſie ſind

meines Erachtens — unnütz und umsonst. Wie wollen wir auch Recht erwarten von denen, die von uns, von unserer Kirche, und vom Recht überhaupt — nichts mehr wissen und hören wollen, als das „Crucifige, an Kreuz damit!" Wir werden es so wenig von ihnen erhalten, als unser Heiland es von Pilatus, Herodes und dem jüdischen Hohenrathe erhielt: denn die Leute, die vom modernen Rechte leben, darnach handeln und richten, haben vom ersten bis zum letzten dieselbe Ueberzeugung und dasselbe Gewissen, wie Pilatus, Herodes und die Mörder Christi sie gehabt. In Folge dessen werden sie uns auch so lange vom einen zum andern schicken, bis sie uns — schuldig befunden. Wir leben nun aber, und zwar schon geraume Zeit, unter der Herrschaft des modernen Rechts und stehen mit Leib und Seele, mit Gut und Blut unter der Gewalt derer, die außer dem modernen Recht kein anderes mehr kennen noch anerkennen wollen. Daher wundere ich mich schon lange nicht mehr darüber, wenn die Katholiken heutzutage regelmäßig schuldig gesprochen werden; im Gegentheil, das wundert mich, wenn sie hie und da noch einmal freigesprochen werden. Nun bin ich aber nichts weniger als ein Freund von unnützen Worten und Werken. Uns und unserer Kirche ist ja damit gar nichts gedient. Darum halte ich, wie gesagt, alle die papierenen Bittschriften und Citationen von alten garantirten Rechtsparagraphen — für nicht mehr zeitgemäß und bin der Meinung, unsere Bischöfe werden am besten und für die Kirche am erfolgreichsten thun, wenn sie dem modernen Rechte und seinen Firmen gegenüber ohne alle Rücksichten mit Thaten vorgehen; es ist möglich, daß die moderne Gewalt sie packt, in's Gefängniß wirft oder wie den Erzbischof von Paris kurzweg erschießt; aber was verschlägts? In der katholischen Kirche ist man solches aus alten Tagen her gewohnt und ihr hat es zudem immer genützt: „Bischöfe in Ketten bedeuten für die Kirche die Freiheit".

Die Sache ist ja leider Gottes auch so natürlich, daß sie ein Kind begreift: nicht jeder, der die katholische Kirche haßt, ist bei der Regierungsmaschine des modernen Staates angestellt, aber jeder, der bei dieser Maschine angestellt ist, haßt die katholische Kirche. Die Ausnahmen sind spärlich. Alle diese aber, die von der Gnade des modernen Staates leben, bekennen sich vor Allem zu dem Glaubensartikel: „Der Staat ist allein und ausschließlich

die Quelle jeglichen Rechtes, und dieser Staat sind wir". Wer also bei den Steuerleuten des modernen Staates mündlich oder schriftlich, bittend oder protestirend um Recht für die Kirche geht, macht einen vergeblichen Gang.

Dabei ist mir schon manchmal an solchen Eingaben und Protesten etwas aufgefallen, das ich hier nicht unerwähnt lassen will, ich meine die Namen und Ausdrucksweisen, womit wir Katholiken unter uns das Heiligste und Theuerste bezeichnen. Es gibt meines Erachtens zu jeder Zeit in der Kirche eine Art Arkandisciplin, die sich nach dem scharfen Worte des Herrn richtet: „Nolite dare sanctum canibus neque mittatis margaritas vestras ante porcos, damit sie dieselbe nicht mit den Füßen zertreten, und sich umkehren und euch zerreißen". Diese Arkandisciplin wäre aber nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten in unserer Zeit derart zu handhaben, daß man sich in all den katholischen Eingaben, Anreden, Vorstellungen an die Männer des modernen Regiments der Benennungen enthalten möchte, deren wir Katholiken uns bedienen, wenn wir von den Mysterien unsers Glaubens reden. Die ganze Dienerschaft des modernen Staates springt ja wie von der Tarantel gestochen jedesmal auf, Gift und Galle speiend, so oft sie die Namen Kirche, göttliches Recht, Heil der Seelen, Ordensgelübde, Beichtgeheimniß, unbefleckte Empfängniß und dergleichen nur nennen hört. Was brauchen wir Katholiken denn aber unsere Heiligthümer auf solch infernale Weise, wie es heutzutage, namentlich in sogenannten „officiösen" Blättern, geschieht, begeifern, anspeien und in den Koth stampfen zu lassen? Oder was soll der Name „Braut Christi" in einer Eingabe italienischer Bischöfe an die Regierungsleute Viktor Emmanuels? Ich meine darum, (aber, ich wiederhole, ganz unmaßgeblich), wir Katholiken müssen diesen in Wahrheit Profanen gegenüber zur Heilighaltung unsers katholischen Haus- und Familienschatzes eine strengere Arkandisciplin beobachten, um unsere theuersten Kleinode nicht ohne Noth der Profanation moderner Heiden, Juden, Freimaurer, Apostaten und Renegaten preiszugeben.

So wenig wir uns, wenn ein moderner Despot auf den Einfall käme, das Athmen und Luftschöpfen uns zu verbieten, an dieses Verbot stören könnten noch kehren würden, ebenso wenig dürfen und brauchen wir uns um Gesetze zu kümmern, die uns

unsere katholischen Christen-, Kirchen- und Gewissensrechte absprechen, da unsere Seele dieser Rechte und ihrer ungestörten Ausübung bedarf, um gehörig athmen und leben zu können. Ein Recht sich aber verbieten zu lassen von dem, der kein Recht zu verbieten hat, und ein solches Verbot zu respektiren heißt entweder beistimmen, oder auf eine eines Christen unwürdige Weise feige sein! Also, unbekümmert um die Verbote der modernen Gesetzgeber und Gewalthaber, sollen und wollen wir unsere Menschen- und Christenrechte, darunter vor Allem die Rechte unsers gemeinsamen Hauses sammt seiner innern Einrichtung, seiner Diener- und Verwalterschaft, seiner häuslichen Gewohnheit und Lebensweise, seiner Freiheit und seines Hausfriedens, ich will sagen der Kirche mit ihrem ganzen Zubehör nicht blos mit Protesten und Bitten requiriren, sondern in der That gebrauchen und ausüben. Man wird physische Gewalt, den Zwang anwenden. Dann aber wissen wir erst recht, was wir zu thun haben: nämlich zu beten, zu dulden und wenn es sein muß, für unsere große, heilige Sache zu sterben!

Ja, fernerhin muthvolles thatsächliches Vorgehen im Bewußtsein des Rechts und der Pflicht, aber so wenig als möglich papierene Bittgesuche und Vorstellungen an moderne Minister und Regenten! — Ich will noch einen Grund für diese Praxis anführen. Wie man sich erzählt, habe der Erzbischof von München einmal bei einem bairischen Minister sich beklagt, daß verkommene Zeitungsschreiber und literarische Proletarier so gemein und unwürdig über ihn herfielen, ohne daß ihm der gesetzliche Schutz, auf den doch der letzte Staatsbürger ein Recht habe, zu Theil werde. Da habe ihm der Minister den tröstlichen Rath gegeben: „Excellenz! machen Sie es wie ich und schaffen Sie sich eine Rhinozeroshaut an: da dringts nicht durch!" Ich weiß nun nicht, ob und wie viel an der Geschichte wahr ist; das ist jedoch zweifellos, daß sämmtliche moderne und liberale Minister mit einer Rhinozeroshaut versehen und bekleidet sind — weniger zwar gegen die Stiche und Hiebe der Zeitungsschreiber, gegen die sie manchmal sehr empfindlich sind, als vielmehr gegen die Vorstellungen, Proteste und Adressen der Katholiken und ihrer Bischöfe. Daher dringen denn diese nie mehr durch; die Haut ist zu dick und hat bei den genannten Herren noch ein anderes beklagenswerthes Uebel

zur Folge: die Schwerhörigkeit. Mache man sich also in den bischöflichen Kanzleien mit Vorstellungen und Eingaben keine unnütze Mühe mehr!

Hätte ich vor einigen Jahren diese Schrift geschrieben, so würde ich es an dieser Stelle vielleicht angezeigt gefunden haben, an eine sehr erfolgreiche Kampfesweise französischer Bischöfe zu erinnern. Jetzt aber würde diese Kampfesweise im modernen deutschen Reiche auch wenig mehr helfen: Menschen und Dinge sind in diesem Lande bereits zu weit gekommen. Darum erscheint es unnöthig und zur Stunde wenigstens nicht zeitgemäß, jene Kampfesweise zu empfehlen. Aber es kann ja nicht immer so bleiben, oder gilt nicht auch den modernen Staatsmännern und Kirchenverfolgern, was ein glorreicher preußischer König in einem Anfalle von besonders wohlwollender Gesinnung seinen Soldaten zurief: „wollen denn die Racker ewig leben?" — Gewiß, das werden sie nicht; und dann gibt's wieder andere Zeiten. Daher will ich hier jener Kampfesweise französischer Bischöfe doch mit einigen Worten gedenken, vielleicht daß sie nach Jahren auch in Deutschland wieder zeitgemäß und praktisch wird. Wagt nämlich in Frankreich ein liberaler Cultusminister à la Duruy irgendwie eine moderne Unterrichtsordnung zu erlassen, um das Heidenthum zu fördern, oder sonstwie Angriffe gegen die Kirche zu richten, um das Christenthum zu untergraben, so kann er sich darauf gefaßt machen, daß ihm schon des andern Morgens eine gesalzene, prompte Abwehr in Form eines öffentlichen Briefes oder Sendschreibens in's Haus geschickt wird; denn so schnell man dort den Angriff, so schnell ist man auch die Abwehr gewohnt. Das ist aber eine ganz treffliche Manier, die Reden, Erlasse und Anordnungen moderner Minister um Kredit und Erfolg zu bringen; das katholische Volk wird alsogleich aufmerksam und frägt, was es denn schon wieder giebt; und gewisse moderne Kampfbeflissene werden zaghaft und betreten, wenn sie ihren Mann finden. Darum ist diese Weise, die Sache der Kirche zu vertheidigen, recht empfehlenswerth. Leider war sie in vielen Ländern bisher nie Brauch. Da wurden offen und laut in Kammern und Amtsblättern von Ministern und sonstigen Redehaltern die schwersten Anklagen gegen die Kirche Gottes losgelassen, und auf der Seite, von der man am meisten berechtigt ist, eine Abwehr zu erwarten,

da hörte und sah man weiter nichts als peinliche Stille und gewohntes Schweigen. Daher geschah es denn schon oft, daß das katholische Volk ganz verdutzt dastand und eine Niederlage seiner Sache bedauerte, während seine Gegner ganz unverdiente Siege feierten*).

*) Nur das „Mainzer Journal" hatte den Muth, sich direkt an den „Kaiser" zu wenden wegen des bekannten Briefes, den derselbe an den Papst geschrieben. Man muß gestehen, das genannte Blatt sprach frisch von der Leber weg und sagte ohne alle Umschweife auch dem Kaiser die Wahrheit. Sicherlich aber hätte es überall einen tieferen Eindruck gemacht, wenn sich ein deutscher Bischof mit einem solchen offenen Sendschreiben direkt an den Kaiser gewandt und ihm mit dem „Mainzer Journal" gesagt hätte: „Wir fanden es im Anfange sehr unrecht und kränkend, daß man uns Mangel an Patriotismus vorwarf, und haben hundert Mal dagegen protestirt, und gefordert, daß man uns Thatsachen bringen sollte, und wenn irgend ein obscurer Scribent eine solche aufgefunden zu haben glaubte, so haben wir ihm alsbald nachgewiesen, daß dieselben theils auf Mißverständnissen und Uebertreibung, theils rein und einfach auf Lügen und Verleumdungen beruhten. Deßhalb aber verstummten die Vorwürfe nicht, und wir wurden müde, uns das Zeugniß des Patriotismus auszustellen, während bis jetzt noch kein Gericht, Majestät, auch kein Gericht Ihrer Staaten, einen Katholiken des Landesverrathes überführt erklärt hatte. Worüber wir uns aber mit einem obscuren Scribenten herumzudisputiren längst aufgehört haben, das darf uns der Kaiser nicht bieten, ohne daß wir schmerzlichen Protest dagegen erheben. Die Majestät des Kaisers steht über den Gesetzen des Staates, er ist für keine seiner Handlungen verantwortlich. Aber so gut wie der Geringste seiner Unterthanen ist auch der Kaiser an die allgemeinen Gesetze der sittlichen Ordnung gebunden. . . . Als es galt, das Vaterland zu vertheidigen, haben Ew. Majestät da gefunden, daß die Katholiken mit dem Feinde conspirirten? Daß die katholischen Soldaten lässiger ihre Pflicht thaten? Daß die katholischen Bürger saumseliger sich zeigten? Erinnern Sie sich nicht mehr, daß katholische Priester, ja selbst Jesuiten, Ihnen im Kugelregen begegneten, um auf das Schlachtfeld zu ziehen und die Verwundeten zu pflegen? Haben Sie nichts davon gehört, wie viele derselben ihre Hingebung für das Vaterland mit dem Leben oder mit ewigem Siechthum besiegelten? . . . Was berechtigte, die katholische Kirche als ein reichsfeindliches Institut darzustellen und Gesetze zu erlassen, welche sie in ihrem tiefsten Innern verletzen mußten? Daß wir, nachdem diese Gesetze erlassen, uns derselben nach besten Kräften erwehren, daß wir Alles aufbieten, um ihre Aufhebung zu veranlassen, wer könnte uns das verdenken? Den religiösen Frieden aber hat derjenige gestört, der diese Gesetze zu Stande brachte, nicht derjenige, der sich dagegen sträubte. Wir haben nichts Anderes gewollt, als daß die religiösen Verhältnisse gerade so belassen werden, wie sie den langjährigen confessionellen Frieden zur Folge gehabt. Nicht wir Katholiken wollten ändern, sondern Ihr Reichstag, Ihre

Aber welches ist denn die Kampfesweise, die sich jetzt den Hütern des heiligen Graals empfiehlt? — ich komme zum „passiven Widerstand", und da gebe ich zu, daß wir uns zur Zeit damit bescheiden müssen; denn wir Katholiken dürfen zur Vertheidigung unsrer heiligen Sache keine physische Gewalt brauchen, keine Throne umstürzen, keine Steuern verweigern, keine Revolutionen machen, keinen Hochverrath treiben; all das steht nicht in unserm Katechismus, wie ich schon oben gesagt. Unter dem „passiven Widerstand" verstehe ich aber doch etwas mehr als die einfache „Nichtbetheiligung an der Exekution moderner Kirchengesetze". Das hieße doch gar zu wenig für die katholische Sache thun, hieße sie geradezu verloren geben, und das dürfen wir nicht. Nein, der „passive Widerstand", den wir Katholiken, und vorab der Klerus, zu leisten haben, muß auf ein Haar jenem gleich sehen, den der Prophet Elias, der Prophet Nathan, der Prophet Jeremias, der hl. Johannes der Täufer, die Apostel und Blutzeugen geleistet haben. Ein solcher „passive Widerstand" fordert freilich Muth, fordert Opfer, möglicherweise selbst das Leben, aber er ist für jene, die ihn leisten, glorreich und für die Kirche heilsam. Also beileibe kein „passiver Widerstand", der mit einer zu-

---

Regierung! Die besten Männer, katholischen wie protestantischen Bekenntnisses, haben in beiden Häusern des Landtags wie im Reichstage erklärt, daß diese neuen Gesetze den religiösen Frieden, den wir so lange nun genossen, den wir hoch zu schätzen gelernt hatten, vernichten würden; Ihr Reichstag, Ihre Regierung, Majestät, hat diese Stimme nicht beachtet — und der religiöse Friede ist in die Brüche gegangen. Wer war es da, der ihn störte? „Staatsfeindliche Umtriebe" haben Ew. Majestät im Angesichte Europa's uns vorgeworfen. Entweder bewegt sich unsere Agitation innerhalb der Schranken der Gesetze, und dann waren Sie nicht berechtigt, uns diesen Vorwurf zu machen, oder sie geht über diesen Boden hinaus, und dann begründen staatsfeindliche Umtriebe das Verbrechen des Hochverrathes. Nun denn, Majestät, befehlen Sie Ihrer Regierung auf Grund der Thatsachen, die Ihnen ja Angesichts eines solchen Vorwurfs zu Gebote stehen müssen, unsere Führer als Hochverräther vor Gericht zu stellen. Nachdem Sie einen so furchtbaren Vorwurf gegen die Ehre, gegen die Integrität des Charakters, gegen die Loyalität ihrer Gesinnungen geschleudert, gestatten Sie wenigstens diesen Männern, Ihnen zu beweisen, wie übel Sie berichtet waren!"

Wahrlich, Niemand wäre so berechtigt gewesen, diese Sprache zu führen, als ein Bischof, und wir zweifeln nicht, ein Hilarius, ein Ambrosius hätte sie geführt — vor dem Kaiser und vor ganz Deutschland.

wartenden Unthätigkeit gleichbedeutend ist, die sich mit den modernen Gesetzen entschuldigt und deßwegen feige die Hände in den Schooß legt, weil diese möglicherweise gebunden werden, sondern ein solcher, der nicht schon der angedrohten, sondern erst der gebrauchten Gewalt weicht und diese mit allen Mitteln bekämpft, die unser Herrgott geboten und erlaubt hat. Dem Rechte ist es eigenthümlich, daß es seine Schranken hat und sie respektirt, dem Unrecht aber, daß es keine Schranken anerkennt und um so beherzter weiter geht, je nachgiebiger das Recht vor ihm zurückweicht. Ein solches Zurückweichen des Rechts aber vor dem Unrecht ist besonders für die Kirche vom Bösen; denn wo das Unrecht endet, weiß man nicht. Darum vermag ich unter „passivem Widerstande" nichts anders zu verstehen als die Aufrechthaltung unsers Rechtes, und zwar unsers ganzen und vollen Rechtes gegenüber dem Unrecht und der Gewalt, mag diese Aufrechthaltung auch die schwersten Opfer von uns fordern. Der Polizeicommissär, der den muthvollen Bischof von Hebron im Laufe letzten Jahres aus Genf über die Schweizergrenze führte, fragte unterwegs seinen Gefangenen, ob er wohl noch an demselben Tage nach Genf zurückkehren werde, und bat ihn, wenn die Blätter recht berichtet, er möge dies doch nicht schon am nämlichen Tage thun, damit er, der Polizeikommissär, nicht noch einmal in die Lage komme, einen so peinlichen Auftrag auszuführen, wie er ihn eben ausführen müsse. Solch eine Frage und Bitte ist aber von einem Manne, der noch ein Bischen Rechtssinn sich bewahrt hat, ganz begreiflich; er muß wohl fühlen, daß er nicht das Recht besitze, den Bischof wegzuführen, wohl aber daß der Bischof das Recht habe, zu bleiben und daß er sich selbstverständlich eine solch unerhörte Gewaltthat nicht werde gefallen lassen. Daher ist für solche Fälle ganz entschieden die Handlungsweise des frühern Erzbischofs von Gnesen und Posen, Martin von Dunin, zu empfehlen: ein Leidensgenosse des glorreichen Clemens August von Köln, wurde er 1838 von einem preußischen Oberlandesgericht zur Amtsentsetzung und sechsmonatlichen Festungshaft verurtheilt und ihm der Aufenthalt in Berlin angewiesen. Von dem aber, der da sprach: „Ego justitias judicabo, ich werde auch die Richter richten", war der Erzbischof nicht nach Berlin, sondern nach Posen gewiesen; Niemand hatte das Recht, ihn zu Berlin zurückzuhalten, er aber hatte

die Pflicht, an seinen Sitz zu gehen. Daher ging er einfach von Berlin fort und kehrte nach Posen zurück, wo ihn die freudig überraschten Katholiken selbstverständlich mit festlichem Geläute empfingen. Um die Wiederholung der Rückkehr zu verhindern, sahen sich die Gewaltthäter genöthigt, den Erzbischof auf die Festung Colberg zu bringen und in strengerer Haft zu halten. Aehnliche Verrichtungen dürfen wir aber im Interesse unsers Rechts den modernen Kirchenverfolgern durchaus nicht ersparen. Für den Fall also, daß ein Bischof verbannt und über die Landesgrenze geführt würde, ist er wohl berechtigt, den „passiven Widerstand" in der Weise zu leisten, daß er seine modernen Vergewaltiger nöthigt, die Landesgrenze gegen seine Rückkehr durch einen undurchdringlichen Zaun von Bajonetten bei Tag und Nacht — sicher zu stellen.

Uebrigens hat diese unheilschwangere Zeit, die täglich mit einem Knäuel von Elend, Jammer und Schrecken niederkommt und mit dem Ausgebären von Unrecht, das männliche Hebammen in den Gesetzgebungs-Etablissements in die Windeln des Gesetzes einwickeln, nicht zu Ende kommen kann, für die Kirche auch manchen *guten* Erfolg, und zwar vor Allem hinsichtlich des katholischen Klerus, nicht blos des niederen, sondern auch des höheren, nämlich den, daß sie es *unmöglich macht, mit Anstand und Ehre auf zwei Schultern Wasser zu tragen*. Daraus ist für die Kirche Jahrhunderte lang großer Schaden erwachsen. Das geht aber jetzt nicht mehr: alle Ehre steht auf dem Spiel für den, der noch Versuche macht, es gleichzeitig hüben und drüben „nicht zu verderben". Die Kluft ist bereits zu weit auseinander gespalten, und auf keiner der beiden Seiten will man mehr solche *dehnbare* Charaktere haben, die ihren Posten herüben leidlich auszufüllen, ohne aufzuhören, drüben wohl an zu sein, und drüben überallhin mitgehen, ohne hüben an Ansehen und Ehre etwas einzubüßen. Noch im Jahr 1867 äußerte der geistvolle Nachfolger des hl. Bonifacius zu Mainz folgende charakteristische Befürchtung: „Man hat in letzter Zeit oft von der Errichtung eines Bisthums in Berlin gesprochen. Wir würden uns unendlich mehr freuen, wenn in Berlin ein Haus frommer Priester gegründet würde, als ein Bisthum. *Thiers* hat im vorigen Jahr (1866) im Parlament gesagt, er habe im Laufe seines Lebens schon viele ausge-

zeichnete Bischöfe von Paris kennen gelernt; sie alle seien sehr verdienstvolle Männer gewesen, alle hätten aber einen sehr fühlbaren Fehler gehabt, daß nämlich Notre-Dame zu nahe bei den Tuilerien liege. — St. Hedwig liegt aber noch viel näher beim königlichen Schlosse in Berlin. Ein Bischof also, der mehr Werth auf äußere Etiquette als auf Heiligkeit legte, könnte vielleicht der Kirche mehr schaden, als alle Feinde der Kirche in Preußen zusammen genommen. Wir würden ein Bisthum in Berlin für ein Unglück halten"*). Diese Befürchtung ist aber jetzt völlig grundlos geworden, da selbst die mildesten und vordem beliebtesten Bischöfe den modernen Höfen und Regierungen als staatsgefährlich erscheinen und mit Gehaltssperre belegt oder doch bedroht sind. Denn um heutzutage in der Sonnenwärme der Hofgunst sich ergehen zu dürfen, müßte ein katholischer Bischof sich die berliner Zumuthung gefallen lassen, die Souveränität des Staates und der weltlichen Regierung nicht blos auf staatlichem, sondern auch auf kirchlichem Gebiete, und zwar mit Ausschluß der kirchlichen Autorität, gehorsamst anzuerkennen. Um das aber heutzutage prästiren zu können, müßte ein Bischof unter die Nachkommenschaft des — Judas sich aufnehmen lassen und aufhören, katholisch zu sein. Daher resultirt am Ende doch noch aus dem Fluch der bösen Zeit ein Segen und Gewinn für die Kirche Gottes: unabhängige Bischöfe. Vor fünfzig Jahren suchte man für die erledigten Bischofsstühle „die allerzartesten, die allerverträglichsten, die allermildesten, die allerschwächsten Männer heraus, die man finden konnte, lauter brave Herren, voller Gottesfurcht, und noch mehr voller Menschenfurcht" — um mich der Worte zu bedienen, die Herr Dr. Moufang auf der Katholikenversammlung zu Innsbruck gesprochen. Doch heute sind selbst die alten guten braven Herrn unsern vom Christenthum abgefallenen Regierungen nicht mehr recht: sie wollen nur noch russische Popen mit der „deutschen Nationalkirche" im Herzen und dem Cäsareopapismus im Hirn. Aber Gott sei Dank, es lassen sich schon nicht mehr die alten guten Herren finden, geschweige denn moderne, innerlich abgestandene Josephiner. Es gibt noch solche, und sie sind auch bereit, einen Bischofsstuhl und vorab seinen Gehalt sammt der Mission

*) Deutschland nach dem Kriege von 1866.

und Weihe aus den Händen des modernen Staates anzunehmen, aber sie machen kein Hehl daraus, daß sie nicht römisch-katholisch sind und es auch nicht sein wollen; darum gehen sie uns nichts an. Wenn es also heutzutage immerhin noch möglich ist, daß die modernen Regierungen in Folge der weittragenden Privilegien, welche ihnen, was einsichtsvolle, kirchlichgesinnte Männer schon so oft und schmerzlich beklagt, von übelberathenen Päpsten bezüglich der Besetzung von Bischöfsstühlen verliehen, jetzt aber von den meisten geradezu als „unveräußerliche Kronrechte" betrachtet und ausgeübt werden, — der Kirche Schaden zufügen, so wissen es doch Gott und die Katholiken selbst so einzurichten, daß der Schaden nicht allzu groß werde: jeder Bischof und jeder Priester muß jetzt — katholisch sein, sonst ist er seines Verbleibens in der Kirche nicht mehr froh: er muß ausscheiden und — „altkatholisch" werden. Ließe sich aber nichtsdestoweniger noch einmal ein alter guter braver Herr für einen Bischofsstuhl finden, so sorgt schon unser Heiland dafür, daß während der Bischofsweihe — der heilige Geist sammt allen sieben Gaben, also auch mit der Stärke in ihn fährt. Auf unsere katholischen Bischöfe also dürfen wir Katholiken heutzutage volles Vertrauen haben. Aber gerade deßhalb ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die eine oder andere Regierung einen erledigten Bischofsstuhl mit einem Manne nach ihrem Herzen, auf den sie Vertrauen hat, besetzt, daß sie schon bei seiner Auswahl darauf sieht, daß er mit dem römischen Papst nicht in Verbindung steht, und ihm zur conditio sine qua non macht, daß er dies auch niemals thut, und das Alles in Kraft der alten, seit unvordenklichen Zeiten ausgeübten Rechte, bei katholischen Bischofswahlen das entscheidende Wort mitzusprechen, oder vielmehr aus der Vollgewalt des modernen Staates, der sonst keine Rechtsquelle anerkennt als sich selbst. Ein solcher Mann wird dann der Bischof für die „Katholiken des Staates", die Herzoge von Ratibor und schlesischen Ritter, die rumänischen Eisenbahngründer und sonstige Aktieninhaber sein und er für sie und sie für ihn passen. Damit ist dann aber dem Papste das Zeichen gegeben, auch seinerseits allein und ohne Beihilfe der weltlichen Regierung, mit Aufhebung der alten Privilegien, einen Bischof zu ernennen für die Katholiken der Kirche. Dieser wird dann wahrscheinlich kei-

nen Stratsgehalt bekommen, aber er wird mit dem Papst und mit Jesus Christus in Verbindung stehen und katholisch sein. Wenn also der gegenwärtige Krieg mit der Kirche — die Folge hätte, daß der Staat für die Zukunft bei Ernennung der katholischen Bischöfe und weiterhin bei Besetzung katholischer Pfründen nichts mehr dreinzusprechen hätte, so wäre das schon ein großer Sieg für die Kirche. Was die Temporaliensperre, ich will sagen die Verlegung des Weges zur Staatskasse für den katholischen Klerus anbelangt, so bin ich der Ansicht, daß das schöne Wort des Papstes Paschalis II. im Jahre 1874 noch gerade so zeitgemäß ist, als es im Jahr 1110 gewesen: „Ich will lieber die Kirche arm, aber frei, als reich und geknechtet sehen; die Priester sollen aus Dienern des Hofes wieder Diener des Altars werden".

Die katholischen Bischöfe und mit ihnen alle Katholiken werden von den Mandataren des modernen Zeitgeistes noch manchen harten Stoß zu erdulden haben; trotz alledem ist unsere Lage, wie ich schon mehrmals gesagt, nicht zum Verzagen. Wir dürfen uns vom modernen Zeitgeist nur nicht zu seinen Zwecken benutzen lassen, sondern müssen ihn zu unseren benutzen. In der Bonifaz-Kirche zu München ist oben im Hauptchor sankt Corbinian gemalt, neben ihm ein garstiger, trotziger Bär, der das Gepäck des Heiligen auf dem Rücken trägt. Dieser Bär hatte nämlich, wie dies im Leben sankt Corbinian's erzählt wird, die moderne Freundlichkeit, das Pferd des Heiligen auf seiner Reise nach Rom anzufallen und todtzubeißen. Das ließ sich aber sankt Corbinian nicht so ohne weiteres von dem rohen Gaste gefallen, denn er war in Folge davon um seinen Packträger gebracht. Er hat deßhalb den Bär in nomine Jesu zu sich beschieden und ihm sein Gepäck auf den Rücken gelegt, mit dem Auftrage, an Stelle des getödteten Pferdes willig und gehorsam das Gepäck zu tragen; und das wilde Thier, durch die geheimnißvolle Kraft, die von dem Heiligen ausging, bezwungen, hat gethan, wie er ihm befohlen. Diesem wilden und garstigen Bär und seinem „Kampfe für Cultur" gleicht aber auf's Haar der moderne Zeitgeist; auch er blöckt in seinem Eifer für Beförderung der „Civilisation" drohend die Zähne und beißt uns Katholiken noch nicht gerade unsere Pferde, wohl aber, was uns werthvoller ist, unsere hei-

ligsten Rechte, in Kirche, Staat und Schule an; diese Zähne sind aber gerade die modernen Gesetze, von denen wir seit wenigen Jahren schon so viel gelitten und wahrscheinlich noch mehr zu leiden haben werden. Daher muß unser ganzes Streben darauf gerichtet sein, ihn zum Ersatze für den Schaden, den er uns angerichtet, zu demselben Dienste zu verwenden, wozu ihn sankt Gorbinian gebraucht, nämlich zum Packträger für unsere katholischen Interessen auf unsrer Reise in die Ewigkeit. Wir dürfen nie und nimmer seine Diener, nein, er muß unser Diener und Packträger werden, so daß er am Ende selber wieder eingestehen muß:

Ich bin ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Widerborstig aber wie er ist, wird er das gewiß nicht freiwillig thun. Darum müssen ihn vor Allem unsere Bischöfe ihre große geheimnißvolle Kraft, die ihnen von oben gegeben ist, die Kraft des Namens Jesu, die Kraft des h. Kreuzes immer und überall fühlen lassen, bis er seine wilden Gewohnheiten ablegt, sein garstiges Zähneblöcken unterläßt und wenn er auch nicht gerade zahm wird, uns Katholiken doch nicht immer so beißt!

Der niedere Klerus in seiner Stellung zum Staat.

Es ist heute Sankt Eustachius' Tag, wo ich dieses Kapitel beginne. Von diesem Heiligen erzählt die Kirche, er sei unter dem Heidenkaiser Trajan magister militum gewesen, der an Rang, wenn ich nicht irre, etwa einem jetzigen Feldmarschall gleichkam. Der Soldatenstand bringt es aber in der Regel mit sich, daß jene, die ihm angehören, im Kriege nicht blos Menschen, sondern auf der Jagd auch Thiere tödten. So war denn auch Eustachius Liebhaber der Jagd und stieß eines Tages auf einen merkwürdigen Hirsch, den er in's Waldesdickicht verfolgte. Hier stand das Thier auf einmal still und wendete sich gegen Eustachius um. Da nun sah er, daß der Hirsch zwischen seinem Geweihe ein strahlendes Crucifixbild trug; kein Wunder daß er erstaunt darüber nachsann, was das für ihn bedeute; und plötzlich ward durch ein geheimnißvolles Licht ihm klar, das strahlende Bildniß des Gekreuzigten lade ihn ein ad prædam immortalis vitæ, auf die Jagd und Siegesbeute des ewigen Lebens. Solche Beute aber schien ihm der höchsten Opfer werth. Darum nahm er freudig die Einladung an und widmete sich fortan dem Kriegsdienst des Christengottes, bis er als Blutzeuge glorreich starb. Jahrhunderte sind verschollen; aber sankt Eustachius und sein Andenken nicht; er triumphirt in der Kirche fort; der 20. September gibt alljährlich Zeugniß.

Es ist aber gerade das ewige, unsterbliche Leben, das derjenige, der für uns am Kreuze starb, allen Menschen zur Erbeutung und Eroberung vorgestellt. Darum ergeht bis zur Stunde noch die Einladung an tausend und abermal tausend Erwählte, das ewige Leben für sich und Andere zu erjagen und deßhalb dem Kriegsdienste Gottes sich zu weihen. Diejenigen nun, die der Einladung folgen, bilden auf Erden einen besonderen Stand, den *Klerus*. Dessen Beruf also ist es, allen Andern behilflich zu

sein, das ewige, unsterbliche Leben zu erbeuten. Zur Erfüllung dieses erhabenen Berufes aber werden lange Vorübungen erfordert, um den Kriegsdienst Gottes gehörig zu erlernen und sich zum tüchtigen Jäger des unsterblichen Lebens heranzubilden. Darum hatte die Kirche immer große Sorge, geistliche Militärschulen zu gründen und Seminarien für Kleriker anzulegen. Sie trugen die Aufschrift: „Hæc est generatio quærentium Deum, quærentium faciem Dei Jacob, hier wohnt das Geschlecht derer, die Gott und sein Angesicht suchen". Und die Hausordnung, wonach diese geistlichen Cadetten leben, ist kurz beisammen in dem Gelöbniß des königlichen Psalmensänger's: „Portio mea, Domine, dixi custodire legem tuam, mein Antheil, o Herr, so habe ich mir vorgenommen, ist: deine Gebote zu beobachten".

Vom Gedeihen dieser geistlichen Baumschulen droht aber dem Reiche der Finsterniß, das sein Beherrscher als böser Nachbar mit Gottes Zulassung neben dem Reiche des Lichtes angebaut, stete Gefahr; denn alle, die dort groß gezogen werden, haben den Beruf, mit der einen Hand Gottes Reich auf- und weiterzubauen, mit der andern das des Satans niederzureissen. Darum hat denn dieser auch die geistlichen Militärschulen stets mit großem Hasse gehaßt, hat sie am liebsten vernichtet, und wenn das nicht immer gelang, ihnen in einem kirchenfeindlichen Staate einen Vormund gesetzt und einen Unterrichtsplan aufzudringen gesucht, wonach die Zöglinge gerade das Gegentheil von dem würden, was sie werden sollten, nämlich Bauleute und Werkmeister, die mit der einen Hand das Reich Gottes einrissen und abtrügen, mit der andern das des Satans aufbauten und weiterführten — nicht immer in böser Absicht, sondern nach dem Vorbild des Servus nequam oder des „Engels der Gemeinde von Laodicea", dem der Herr zurief: „Ich kenne deine Werke; du bist weder kalt noch warm."

Der alte Görres hat in seinem „Athanasius" harte Worte über den Klerus ausgesagt. Was er aber gesagt, war *Geschichte*, wie auch der „Athanasius" selbst bereits Geschichte ist. Es kann also das, was Görres gesagt, hier wiederholt werden, ohne daß der Verfasser dieser Schrift befürchten müßte, den jetzigen Klerus, der wahrlich seine Probe bestanden hat, zu beleidigen. Das liegt ferne.

Von Oesterreich ausgehend hat Görres 1838 geschrieben: „In diesem Lande ist bekanntlich die Josephinische Ordnung, die nur in der Ausübung durch die Zwischenkunft der Regenten gemildert, fort und fort im Buchstaben befestigt steht, und den Mißbrauch sohin als die Regel, den guten Brauch aber als die Ausnahme constituirt. Diese Ordnung oder vielmehr Unordnung hat alle Elemente des Kirchenwesens durchsäuert... Der Klerus, dort wie anderwärts, der Staatsdienerschaft einverleibt, ist nothwendig auch in das Buchstabenwesen eingetreten; alle Zeit geht auf in der Besorgung der zahllosen Schreibereien, die es im Gefolge hat, und die Kraft verzehrt sich in der Abspinnung der Nummern, die sich immer wieder von neuem häufen. Das Gewissen findet sich beruhigt, wenn dort Alles in bester Ordnung steht. Der eigentliche Geist des Christenthums aber verfliegt in diesem dumpfen, unfruchtbaren Getriebe; der Quell jenes Oels, das die Gemüther schmeidigend, und zur höheren Weihe vorbereitend, vom Fuße des Altars ausgehen soll, vertrocknet und versiegt; und das Volk seiner Nothdurft entbehrend, verwildert und erlahmt. Nicht blos auf die Landeskirchen aber hat diese Observanz der katholischen Staaten zerstörend eingewirkt; auch für die anderen Katholiken, die vertragsweise an die protestantischen Regierungen gekommen, hat sie die allernachtheiligsten Einwirkungen gehabt, da diese in dem Buchstaben solcher Ordnungen ein Muster gegeben fanden, auf das sie bei jeder Reklamation sich berufen konnten, die billigsten Forderungen mit den Worten abweisend: wollt ihr es besser haben, als solche von den Euern, die unter Regierungen desselben Bekenntnisses mit Euch stehen?

Alles das ist allerwärts aus einer und derselben Wurzel hervorgegangen. Alles lief darauf hinaus, wenn das Oberhaupt sich nicht absondern wolle von seiner Kirche, diese in allen ihren erreichbaren Gliedern von ihrem Oberhaupte abzusondern und so sich der Getrennten bald Meister zu machen. Hoftheologen sind es gewesen, die diesem Geschäfte sich unterzogen, wie es auch zur Zeit der Reformation Priester gewesen, die einen Theil der Kirche der weltlichen Macht überantwortet und ausgeliefert haben, wovon ihren Enkeln und Urenkeln jetzt die bitteren Früchte zu gute kommen. Ihre Nachtreter haben bis in unsere Tage das Werk fortgesetzt. Und das ist so in der Ordnung; denn

da den elf Aposteln eine unsterbliche Nachkommenschaft geworden, darf auch der Zwölfte, der Dieb und Verräther seines Gottes gewesen, der seinigen nicht entbehren; er lebt in ihnen fort für und für. Aber auch unter diese Traditores ist jetzt das Gericht gefahren. Hakeldama, der Blutacker ist ihre Domäne; dort ist ihnen ihr Haus erbaut. Winter und Sommer, Saat und Ernte wechseln unaufhörlich über dieser Feldflur; und auf immerwährende Zeiten hinaus wächst ihnen auf gedrängten Halmen der Sündenlohn immer wieder auf's Neue zu, den sie langsam zu verzehren haben.

Daß nun aber solche Mithelfer in der Mitte des Klerus in solcher Menge sich gefunden, darin hat sich ein tiefgewurzeltes, vielverzweigtes Uebel kund gegeben, das in diesem Stande nicht erst seit gestern und heute um sich gegriffen. Viele, denen der alte kirchliche Ernst als finstere Möncherei, die Entsagung und Strenge als unnütze Selbstplage lästig wurde, erklärten diese Dinge als fortan nicht mehr zeitgemäß und suchten mit der Zeit mancherlei Abkommen. Der Protestantismus stand aber als leuchtendes Vorbild vor Augen, dem man sich nur anzunähern hatte, um das Veraltete in schneller Umbildung zu verjüngen. Man entschloß sich daher zum Werke, das jedoch anfangs in Züchten und Ehren, dem Wesentlichen unbeschadet, sich vollziehen sollte. Zuerst wurde zur Dogmatik vorgegangen. Die befaßte so Manches, dessen Verständniß in der zunehmenden Flachheit der Zeiten allmählig sich verloren; es wurde jetzt für absolut unverständlich erklärt und als unnützer Trödel aus dem Gebiete des „einzig Wissenswerthen" verwiesen. Mit der Zucht wurde auf gleichen Wegen vorgeschritten. Der Sinn für die Bedeutung der Asceſe war gänzlich verkommen, und die Ueberzeugung ihrer unausweichlichen Nothwendigkeit für den Kleriker hatte sich gänzlich verloren. Das Alles verbreitete sich aus der Praxis des Einzelnen bald auch auf die der Institutionen; die laxe Observanz wurde allerwärts an die Stelle der strikten gesetzt und in den Seminarien bald auch der Nachwuchs in ihr erzogen." So der alte Görres über den Klerus vergangener Zeit; das lange Citat enthält manches harte Wort.

Mit dem Klerus ist es aber, Gott sei Dank, besser geworden; das gestehen jetzt selbst seine bittersten Gegner zu, freilich

wider Willen, und zwar dadurch, daß sie vorgeben, die „guten alten Herren" würden von Tag zu Tag seltener, dafür kämen aus den Seminarien jetzt lauter „Fanatiker". „Die Kirche bedarf, sagt der Bischof von Mainz, besonders in der Gegenwart, eines geheiligten Priesterstandes und wir glauben, daß auch in dieser Hinsicht die Zeitereignisse nicht ungünstig gewirkt haben. Die Gefahr der Wahl dieses Standes ohne göttlichen Beruf ist wesentlich vermindert worden; die Anstalten zur Bildung und Erziehung geheiligter Priester haben sich überall vermehrt und es geht ein so ernster Geist durch den Priesterstand, daß wir darin die Absichten Gottes nicht verkennen können". So hart also auch des alten Görres Worte auf den Klerus lauten, so gehen sie doch, wie gesagt, den jetzigen Klerus weniger an.

Das ist es aber gerade, was die Freimaurer und die ganze moderne Sippschaft, die jetzt in Staat und Kirche herumregiert, nicht wollen und nicht brauchen können: einen Klerus nach den Absichten Gottes. In der Schrift: „Kirche und Staat nach der Kölner Irrung" weist unser Gewährsmann nach, wie im Laufe der Zeit alle Stände vom Stande der Staatsdiener ausgesogen und eingesogen wurden, um einen großen Stand abzugeben, der in besonderen Partien und Abtheilungen für alle Bedürfnisse der Staatsangehörigen an Leib und Seele sorgen sollte, nämlich den Beamtenstand, — und fügt dann bei: „Ein Stand war allein noch zurück, den Unumschränkten ein Aergerniß, den Aufgeklärten eine Thorheit, Allen ein steter Vorwurf: der Klerus. Der protestantische hatte gleich bei seinem Entstehen seine Unabhängigkeit um ein Linsenmus verkauft; der katholische aber stand auf festerer Unterlage, und war nicht hörig von Geburt. Zwar hatte auch er mit sich reden lassen, war schon in den Kanzleien eingeschult, in endlosem Schreiberregen ersäuft und jede Berufskraft an ihm abgetödtet und amortisirt; er war sehr zahm geworden, und ganze Massen desselben waren schon montirt, nahmen die tägliche Parole, und nur der Degen, der gestickte Kragen und die Epauletten fehlten noch. Es stand keine Gefahr auf dem Verzuge, das Weitere konnte dem langsamen Ganze der Zeit überlassen werden. Denn die Regierungsmaschine wollte auch die Kirche ohne weiters ihrem Mechanism einverleiben, und zuletzt als Generalpächterin der Religion auch hier wie in andern Dingen,

um ein Billiges das Nöthige den Laien fabrikmäßig liefern". Was nun aber durch zeitweilige Sistirung der Arbeit am Werke unvollendet geblieben, das hat man jetzt, zunächst von Berlin aus, wieder ernstlich in Angriff genommen, um es zu Ende zu führen. Bei dem protestantischen „Klerus" hat es wieder keine Noth; er leistet nicht nur keinen Widerstand, sondern er ist an der „Arbeit" mit dabei, denn es gilt die katholische Kirche „abzutragen". Anfangs August letzten Jahres übergoß darum auch die „Frankfurter Zeitung" den Berliner „evangelischen Oberkirchenrath" mit folgender Ironie: „Während die Oberhirten der römischen ecclesia militans das Deck zum Kampf gegen die kirchenpolitischen Gesetze klar machen, hat der evangelische Rath der Heiligen, so sich Oberkirchenrath titulirt, einen Tag von Damaskus erlebt, zeigt die Sammetpfötchen der Taubensanftmuth und überrascht die Welt mit einem Erguß über die neuen Kirchengesetze, der sich nicht mit einem resignirenden „Was man nicht kann ändern, das soll man lassen schlendern" begnügt, sondern die zuversichtliche Erwartung ausspricht, „daß die Behörden und Diener, sowie die Mitglieder der evangelischen Kirche, eingedenk der seit der Reformation her bestandenen und innerlich tief begründeten Stellung der deutschen evangelischen Kirchen zur Staatsgewalt, auch zu der Durchführung dieser aus allgemeinen politischen Rücksichten veranlaßten Gesetzgebung, so viel an ihnen ist, ohne Mißtrauen und bereitwillig mitwirken werden." Was will man mehr? Zu Beginn des Jahres protestirte der Oberkirchenrath um die Wette mit den Katholiken gegen die Ausnahmegesetze, prophezeite eine Schädigung der Kirche und andere schlimme Dinge, heute findet er, daß es doch gut sei und daß die Diener im Weinberge des Herrn getrost Hand anlegen dürfen bei Durchführung dieser Werke der Staatsgewalt! Er thut aber noch ein Uebriges, indem er die einzelnen Gesetze durchgeht und den Brüdern im Herrn beweist, daß und wie sich mit denselben ganz gut leben lasse. Erstens sind sie nicht so böse, und zweitens hat man die Verheißung der Regierung! Herz, was begehrst du noch?" — Schwerer, weit schwerer als ehedem, hält's mit dem katholischen Klerus: da gibt es ein hartes Stück Arbeit, um mit diesem so oder so fertig zu werden. Unsere modernen Staatsmänner und sonstige Mitläufer sind so trunken von ihrer materiellen Nützlichkeitspolitik, haben so

rückhaltlos der Gewalt sich überliefert und so sehr allen Glauben an die eigene Ehre und das eigene Gewissen verloren, daß sie auch bei Anderen nicht mehr an Ehre und Gewissen glauben. Daß man wegen seiner Anhänglichkeit an die katholische Kirche heute noch ein Einkommen von tausend Thaler oder gar eine „schöne Stellung" riskiren könnte, ist ihnen ganz unbegreiflich, und wie man einmal aus Gewissenspflicht sein eigenes Ich dem Ausspruch der Kirche unterwerfen und ein andermal aus Gewissenspflicht den Staatsgesetzen widerstehen könne, das muß allerdings dem unverständlich bleiben, der an ein Gewissen und dessen Leitung nach übernatürlichen Grundsätzen überhaupt nicht glaubt. Bei dem katholischen Klerus ist das aber anders: Drohung schüchtert ihn nicht ein; nur Ausnahmen sind's, welche die Aussicht auf Gehaltserhöhung, Regierungsgunst oder sonst einen Vortheil zur Untreue verlockt; und wird am Ende Gewalt gebraucht, so hat man noch jedesmal erlebt, daß die Gewissenhaftigkeit nicht müde wird, zu leiden, aber nicht dazu zu bewegen ist, sich zu beugen. Der katholische Klerus besitzt aber noch Gewissenhaftigkeit. Wenn es darum wahr ist, daß die modernen revolutionären Gewalthaber, wie alle ihre „Collegen in der Weltgeschichte", sich um den Protest nicht viel zu kümmern pflegen, den die Gerechtigkeit und die Gebote Gottes gegen ihre Gewaltthaten erheben; wenn es wahr ist, daß sie vielmehr darauf aus sind, die vorhandenen Reste von Religion und Moral zu beseitigen und zu tödten, und hiezu am liebsten zur Corruption greifen, zur Corruption der Gerichte, damit sie nach ihren Befehlen entscheiden, zur Corruption der Presse, damit sie nach ihrem Sinne die öffentliche Meinung bearbeite, zur Corruption der Volksvertretung, damit sie ihre Launen und Wünsche als Gesetze legalisire, und vor allem zur Corruption der Kirche, damit sie ihr Unrecht lobe und preise und unsern Herrgott zum Mitschuldigen solcher Gewalthaber und ihrer Thaten mache: so ist es doch auch nicht minder wahr und vielfach durch die Weltgeschichte bestätigt, daß der katholische Klerus, einzelne Jubasse abgerechnet, nicht das aus sich machen und mit sich machen läßt, was man aus und mit ihm machen will.

Darum hoffen wir es zu erleben, daß es den modernen Staatsdirigenten trotz der vielen „Hunde-Halsbänder" (um mit

dem Engländer Hallam zu reden), die man in den modernen Kirchengesetzen dem katholischen Klerus als Zuthat zu nothdürftiger Nahrung und Obdach anlegen will, nicht gelingt, einen katholischen Klerus nach ihren Freimaurer-Absichten zu züchten.

Was nun aber die Stellung des niederen Klerus zum Staate anbelangt, so ist diese in neuerer Zeit so oft und klar erörtert worden, daß es geradezu überflüßig erscheint, noch ein weiteres Wort darüber zu verlieren. Ein Kleriker, der jetzt die Stellung noch nicht kennt, die er dem Staate gegenüber einzunehmen hat, kann sie entweder nicht erkennen, oder will sie nicht erkennen; in beiden Fällen ist er dann aber zu bedauern; im ersten leidet er an Geistesschwäche, im zweiten an — bösem Willen. Es mußte darum einen absonderlichen Eindruck machen, unter der Ratibor'schen „Staatskatholikenadresse" auch die Namen von Klerikern zu finden und hinterher die Erklärung von ihnen zu lesen, sie hätten, als sie ihre Unterschrift hergaben, nicht gewußt, um was es sich handle. Wer betet da bei solcher Selbstanklage nicht gerne und mitleidsvoll: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" — Ich will daher auch ganz kurz sein und Görres einige Worte über die genannte Stellung reden lassen.

Glaubt der Staat, sagt der geniale Mann, der Klerus werde, wo jener zur Kirche in Zwiespalt tritt, zu ihm halten, dann wird er sich betrogen finden; der Klerus hat überall seine gewiesenen Wege, die er zu gehen hat. Auf allen Kanzeln bis zur untersten Dorfkirche hinunter wird gepredigt: Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Nach diesem Gesetze werden alle Conflikte im Privatleben geordnet und geregelt; bei dem des Staates mit der Kirche, kann und darf aber kein anderes gelten. Fragen also die Bischöfe und niederen Kleriker bei solchem Conflikte bei ihrem Oberhaupte an, wie sie sich zu verhalten haben, dann ist es immer wieder dieselbe Antwort: Beobachtet die Staatsgesetze überall, wo sie nicht mit den Pflichten, die euch Gott durch die Kirche auferlegt, im Widerspruch stehen; wo aber ein solcher Widerspruch eintritt, habt ihr an die letzteren, als die höheren euch zu halten. Tritt aber gar ein Conflikt zwischen einem ältern, mit eurem Gewissen harmonirenden und einem neuen ihm widersprechenden Gesetze ein,

dann hat jenes allein für euch Verbindlichkeit, und ihr habt über euch ergehen zu lassen, was die irregeführte Gewalt verfügt. Denn es heißt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, nicht was er in tyrannischer Willkür fordert. Das sind Vorschriften der ewigen Ordnung, Grundsteine, auf denen die Welt ruht: kein Zerren und Rütteln in halsstarriger Verstockung wird sie von ihre Stelle rücken; und geschähe es ja, dann würde das ganze Gebäude der Gesellschaft über den Frevelnden zusammenstürzen. Mit dem Unrecht ist nicht fortzukommen; seit die Welt steht und die Geschichte läuft, haben die Mächtigen es zu Hunderttausendmalen versucht, durch die Gewalt zu ergänzen, was ihrem Rechte gefehlt; sie haben immer gemeint, es müsse sich endlich einmal erzwingen lassen, aber jedesmal ist es mißlungen: denn Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, man kann es nicht oft genug wiederholen, sind Gottesmächte, die über die Menschen herrschen und sich von ihnen nicht entthronen lassen. Dem Klerus ist aber die Schutzwache dieser Gottesmächte anvertraut. Darum wird man seinen Platz immer nur dort zu suchen haben und dort finden, wo Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit Stellung genommen.

Zu keiner Zeit hat aber der katholische Klerus seine Stellung so klar und richtig erkannt und wenige Ausnahmen abgerechnet, so gewissenhaft bewahrt, als eben jetzt, und zwar Dank der offenen Kirchenverfolgung mittelst der modernen Staatskirchengesetze. Beweis: die „Tausende aus dem Klerus, die denken wie ich", — sind ausgeblieben, und die „größere Anzahl ehrwürdiger Geistlichen", die ein Bescheidenerer auf dem Humbug-Congreß zu Constanz den Seinen verhieß, lassen allzu lange auf sich warten, als daß der Trost ein herzerquickender würde. In einem Gespräche über die Erlösung machte ein Jude einem Christen die diabolisch geistreiche Bemerkung: „Ohne uns Juden wäret ihr Christen nicht erlöst, denn wir haben euch euren Heiland an's Kreuz geschlagen!" Es fragt sich aber in der That sehr, ob ohne die moderne Kirchenverfolgung der Klerus so wachsam, so muthig und opferwillig auf seinem Platze stehen würde, als er jetzt steht, um die Interessen Gottes zu wahren. Die Fabrikanten der modernen Gesetze haben darum gleichfalls Ursache, uns diabolisch geistreich zu bemerken: „Ohne uns hättet ihr Ultramontanen euren standhaften und zähen Klerus nicht; denn wir haben ihn euch durch unsere modernen

Gesetze wachsam gemacht." Und so müssen wir uns am Ende gar noch bei diesen Gesetzefabrikanten für geliefertes modernes Recht— bedanken.

Leider verstand es der Teufel bisher vielfach recht meisterhaft die eigentliche Berufsthätigkeit des Klerus in vielerlei Sackgassen abzuleiten, um sie sich so wenig als möglich schädlich zu machen. Er hatte seine Freude daran, den Weinberg des Herrn, vielfach zur Staatsdomäne erklärt, wildern und auf seinen Rebstöcken Härlinge wachsen zu sehen, und wo er, wie ehedem im Heiligthum auf Sion, in den Tempeln Gottes Gras wachsen und die Wege zu ihnen veröden sah, da lachte ihm voll Jubel das Herz.

Vor Allem hatte er Spaß daran, daß die Bürocratie, das Schreiberwesen, in der Kirche recht cultivirt wurde; denn aus langjähriger Erfahrung wußte er, daß, wo dieses in Blüthe steht, der Seelsorgsklerus vor lauter Vielschreiberei und Berichterstattung, vor lauter langweiligem Formenkram und Geschäftsgang, vor der ganzen alten Wirthschaft, die von nichts wissen will als was sie „in den Akten" hat, nicht zur Seelsorge kommt und weiter nichts gewinnt als die Fertigkeit, an Sonntagen das Wort Gottes zu martern, das Evangelium zu nothzüchtigen, beim Gottesdienste banale Langweile zu verursachen und die Gläubigen nicht in die Kirche hinein, sondern hinauszupredigen und hinauszukatechisiren. In diesem so wichtigen Stücke fängt es aber an, entschieden besser zu werden, und daran sind die modernen Kirchengesetze schuld. Ihrer Promulgation ist der Engel Gottes vorausgegangen und hat dem Klerus zur Mahnung an jeden Pfarrhoff, an jede Bischofswohnung, an jede Ordinariatskanzlei den alleinigen, großen, heiligen Zweck der Kirche als Lösung angeschrieben: Gloria Dei per salutem animarum obtinenda, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Der Klerus hat aber die Parole alsogleich aufgegriffen und ist auf die Wache gezogen, so gewissenhaft und fleißig ausschauend, daß er in der That sagen kann: „Auf der Warte des Herrn stehe ich immerfort am Tage, und auf meiner Wache stehe ich ganze Nächte." Daher bleibt ihm denn, über der höheren Pflicht, zum Schutze der ihm anvertrauten Güter „toujours en vedette" zu sein, wenig oder gar keine Zeit mehr übrig, das Schreiberwesen zu pflegen; ich will sagen, die modernen Gesetze, lauter Angriffe auf die Kirche, die christliche Schule, die

christliche Ehe, die Gewissensfreiheit, machen nachgerade derart dem katholischen Klerus zu schaffen, daß er keine Zeit mehr findet, nutzlose Schreibereien, an denen er bisher seine Zeit und Kraft und Berufsthätigkeit vielfach aufgerieben, zu besorgen, und dabei meine ich nun, werde die Kirche viel mehr gewinnen, als verlieren.

Der schlimmste Streich würde der katholischen Kirche gespielt, wenn es gelänge, den katholischen Klerus beim Volke in eine solche Verachtung zu bringen, in welcher der griechisch-schismatische und laut protestantischer Zeugnisse die protestantischen Prediger, z. B. in Norddeutschland stehen. Lord Byron hatte für die Dauer seiner Reise in Griechenland einen Diener angeworben, mit Namen Basilios. Von diesem sagte er: „Derselbe hegte die größte Verehrung gegen die Kirche, verbunden mit der höchsten Verachtung gegen die Geistlichen, die er bei jeder Gelegenheit auf sehr ketzerische Manier durchhäute. Als man ihm das Unpassende seines Betragens vorhielt, erwiederte er kaltblütig: „Unsere Kirche ist heilig, unsere Priester sind Schufte!" Dann bekreuzte er sich seiner Gewohnheit gemäß, und ohrfeigte bald wieder den ersten besten Popen, der ihm in den Weg kam. Es kann in der That, glaubt Byron beifügen zu sollen, keine verdammtere Race von Kreaturen geben, als die der niederen griechischen Geistlichkeit. Damit stimmt überein, was der Verfasser der Schrift: „Vom anderen Ufer" schreibt: „Der russische Bauer verachtet die Geistlichen als Faulenzer und habsüchtige Geizhälse, die auf seine Kosten leben; alle Volkszoten und Gasserhauer haben als Heroen des Lächerlichen und Verächtlichen stets den Pfaffen, den Diaconus und ihre Frauen". Und von den protestantischen Predigern schreibt der Münchener Erzvater der „Altkatholiken": Man pflegt es häufig als einen hohen Vorzug der Geistlichen evangelischen Bekenntnisses zu preisen, daß sie als Gatten und Familienväter den Lebensverhältnissen der Laien so gleichförmig, in den gesellschaftlichen Verkehr verflochten, keinen abgesonderten Stand, keine Kaste bilden. Indessen zieht sich, tausendstimmig bezeugt, durch drei Jahrhunderte die Klage, daß der Stand der Prediger allgemein mißachtet, ihr Amt gering geschätzt sei, daß es ihnen so selten gelinge, die Neigung und das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, und daß die Ungunst der Menschen sich in dem dürftigen Einkommen, in der schwer gedrückten

Lage der großen Mehrzahl der Geistlichen ziemlich fühlbar mache. Im vorigen Jahrhundert war die Verachtung, zu welcher der Predigerstand hinabgesunken war, die Veranlassung, daß Jablonsky, mit Bewilligung des preußischen Hofes über die Einführung des Episcopats in Preußen mit England unterhandelte. In unsern Tagen wollte die preußische Regierung das Ansehen des Standes durch Verleihung von Orden und Titeln wieder heben, und gerne betrachteten sich die Geistlichen nur als eine Partikel des weitverzweigten Beamtenstandes, um doch an dessen Ehren und Vorrechten einigen Antheil zu nehmen. Das Märkische Oberconsistorium beklagte, daß den Predigern auch nicht einmal die Aussicht bleibe, durch eine reiche Frau in Wohlstand zu kommen, denn ein reiches Mädchen werde sich äußerst selten entschließen, einen Prediger zum Manne zu nehmen. So ist es denn dahin gekommen, daß nach dem Geständniß, welches Prediger Kuntze in Berlin vor der Versammlung der Allianz ablegte, das von der Kirche entfremdete Volk auf Prediger, Kirche und Christenthum als eine Staats- und Polizei-Anstalt hinsieht, und der Kirche seinen Spott und seine Verachtung auf's Deutlichste zeigt. Bei uns, heißt es, ist die Kirche keine Macht mehr im Gewissen und Bewußtsein des Volkes. In den meisten Gemeinden, sagt Moll, wird jede Gemeinschaft mit dem Geistlichen gefürchtet und gemieden, oder das Bedürfniß derselben gar nicht gefühlt oder verstanden. Vertrauen genießt er nicht. Daher ist es denn kein Wunder, daß, nach der neuen statistischen Ermittlung, ungeachtet „der wunderbaren Erweckung, welche der Herr in seinem evangelischen Volke in dem glorreichen Jahre 1870 hervorgerufen hat", im Jahr 1872 von den 655,000 Protestanten in Berlin nur noch 11,900, also nicht einmal 2 Procent die Kirchen besuchen, dagegen 643,000 wie die Heiden leben. Während im Jahr 1869 von 23,070 Begräbnissen in Berlin nur 3612 unter Mitwirkung eines Geistlichen, also 19,458 ohne solche stattfanden, wurden im Jahr 1870 von 24,718 Todten nur 3229 auf christliche Weise und 21,489 ohne Begleitung eines Predigers beerdigt. Magnus passus, sed extra viam.

Die Versetzung des katholischen Klerus in allgemeine Verachtung würde aber gerade so leicht von Statten gehen, wie sie für die protestantische und griechisch-russische Geistlichkeit von Statten gegangen ist, wenn es gelänge, ihn zu einem Zweige des Staats-

und Polizeibeamtenthum's zu degradiren und sobald als möglich — mit Weibern zu versorgen: da wäre ihm die vollste Verachtung gewiß. Daher will man denn auch das Staatsbeamtenthum dem katholischen Klerus jetzt mit aller Gewalt, vorab mit Hilfe der modernen Kirchengesetze und Gehaltssperre für die Widerspänstigen aufzwingen und hofft dann, das andere von den genannten Zweien mache sich von selbst, zumal durch staatliche Fürsorge für seine „nationale Bildung", die man bisher in den Klerikalseminarien so schändlich verkümmern ließ! Die Mittel wären, wie gesagt, recht wirksam; der Staatsgehalt und die lockende Verheißung seiner Erhöhung, erinnert von selbst an die Fabel vom Hofhund, der für die Gunstbezeugungen seines Herrn — an der Kette zu liegen und nach Dressur einzuhergehen sich gefallen lassen muß. Aber der katholische Klerus hat noch Gewissen in dieser Welt und das ist ihm um ein Linsenmus nicht feil. Er nimmt auf solche Bedingung hin vom Staate die kärglichen Zinsen des gestohlenen Kirchenguts nicht an; lieber darbt er und vertraut auf Den, der selbst den jungen Raben Speise gibt. Dies könnte man wissen, wenn man wollte, und könnte sich manche unnütze Liebesmühe ersparen. Die „Breslauer Morgenzeitung" hatte darum ganz recht, wenn sie schon am 1. October letzten Jahres in einem Artikel unter der fatalen Ueberschrift: „Das Fiasko der Kirchengesetze" sagte: „Das Fiasko der Kirchengesetze steht in sicherster Aussicht, wenn sich die Staatsregierung nicht endlich bald entschließt, das Volk vor Schaden zu bewahren. Was in aller Welt können die massenhaften Verurtheilungen widerspenstiger Geistlicher zu Geld- und Gefängnißstrafen, Einsperrungen und sonstigen Maßregelungen für einen anderen Erfolg haben, als Erbitterung unter den katholischen Bevölkerungen zu erregen, welche unter solchen Verhältnissen am meisten zu leiden haben! Nachdem sich die preußischen Regierungen Jahrhunderte hindurch bemüht haben, das Volk zum Gehorsam gegen die Kirche und deren Diener zu ermahnen, soll sich dasselbe mit einem Male von den Letzteren emancipiren, obwohl ihm nicht das mindeste Aequivalent geboten wird."

Was aber das andere Mittel, den katholischen Klerus — verächtlich zu machen, die immer und immer wieder anempfohlene Aufhebung des Cölibats anbelangt, so ist man fast versucht, ein drolliges Wort von Alban Stolz für wahr zu halten,

nämlich dies, daß gewisse Leute nur aus Neid, weil es dem katholischen Klerus bei dem Cölibat so wohlergehe, für Aufhebung desselben plädiren. Glücklicherweise ist aber auch das moderne Reichsgesetzbuch in diesem Stücke insoweit noch defekt, als es bis jetzt noch keinen Artikel und Paragraphen enthält, der unter Androhung der Reichsacht, oder einiger Jahre Zuchthaus oder wenigstens der Ungnade aller modernen Culturbeflissenen die katholischen Kleriker zwingt, sich nach Weibern umzusehen. Jedenfalls ist dies eine unverzeihliche Lücke im Reichscodex, welche die modernen Gesetzefabrikanten zu verantworten haben*). Wir katholischen Geistlichen haben also vorläufig — wie lange freilich, wissen wir nicht! — noch das Recht, zu bleiben wie wir sind. Aber die Aufhebung des Cölibats wäre, wie gesagt, das erfolgreichste Mittel, den Klerus der Verachtung preiszugeben und die katholische Kirche zu ruiniren. Denn heutzutage vermögen nur Leute wie der Advokat Metz von Darmstadt, der gewesene Geheimrath Wagener in Berlin, die ausgedienten Minister Giskra und Consorten in Oesterreich, und ähnliche moderne Heroen — unter ihren Mitmenschen zu wirken ohne Achtung und ohne Ehre. Es gehört eben mit zur Liebhaberei unsrer Zeit, ihre Leute um so höher zu stellen, je schwerer sie sich durch öffentliche Schande brandmarken. Der katholische Klerus hingegen muß Achtung und

*) Solche Versäumnisse lassen sich ja aber nachholen und ich möchte nicht dafür stehen, daß nicht über kurz oder lang ein Cölibatsaufhebungsgesetz für das moderne deutsche Kaiserreich zur Annahme kommt. Anzeichen sind bereits vorhanden. Eben cursirt ein Telegramm durch die deutschen Blätter folgenden Inhalts:

„* London, 13. Oct. Ein Artikel der „Times" bespricht die Kämpfe der preußischen Staatsregierung gegen die römisch-katholischen Bischöfe. Derselbe hält das Cölibat für ein Haupthinderniß, welches der Heranbildung eines echt „national" gesinnten Klerus entgegensteht. Die Beseitigung des Cölibats sei anzustreben und der schließliche Triumph nach schweren Kämpfen dann unzweifelhaft." Nun muß man wissen, daß es bei den officiösen Berliner Preßpiraten Brauch ist, solche Artikel und moderne Herzensanliegen in ausländischen Zeitungen auszuplaudern und sie dann aus diesen Blättern als englische oder italienische Stimmen in die einheimischen wieder herüberzunehmen. Was also bezüglich des katholischen Cölibats noch nicht ist, kann noch werden: in Berlin, das ist gewiß, nimmt man sich der Sache in väterlicher Fürsorge an, und es ginge leicht, nur müßte die katholische Kirche und ihr Klerus wollen.

Vertrauen genießen, wenn er für seine Zwecke etwas erreichen will; sonst ist er schon besiegt, noch ehe er auf den Kampfplatz kommt. In früheren Zeiten galt schon das am Manne, daß er Kleriker, daß er Priester war. Heutzutage aber gilt jeder, und mag er auch Priester sein, nur soviel, als er selbst aus sich macht und von Hause aus ist. Soll also im Kleriker der Priester etwas gelten und vermögen, so muß er, der Mann selbst, durch sich, seine geistige Ueberlegenheit und sittliche Größe, dem Priester Ansehen und Einfluß verschaffen. Die sittliche Größe aber, die Achtung und Anerkennung, wie sie der katholische Klerus immerhin — selbst bei den erbittersten Feinden der Kirche noch besitzt, — Zeuge ist ihr großartiger Haß, hat sonst nirgends ihren Grund, als in der vita immaculata, dem sittenreinen Leben, das stark und muthig, fromm und opferwillig, kampfbereit und unbesiegbar macht. Von Aufhebung des Cölibats kann also keine Rede sein; die katholische Kirche kann sie nicht zugeben, ohne sich dem Zeitgeist zum Opfer zu bringen und zu seinen Gunsten abzudanken. Ein Priesterthum ohne heiligende, überwältigende Kraft kann der Kirche nichts nützen. Wie eine gewisse Art Teufel nur ausgetrieben werden kann durch Beten und Fasten, so kann die Welt nur besiegt werden durch die Kraft Gottes. Wenn diese aber der Klerus, der sie durch die Weihe erhielt, durch Beten und Fasten, durch Entsagung und Abtödtung nicht bewahrt, so können Weiber gewiß nicht geben und ersetzen, was sie selbst nicht haben. Es ist nicht nothwendig zu sagen, daß die Priester durch die Weihe nicht schon „pure Geister, die wir Engel nennen", geworden, sondern noch Menschen geblieben sind. Wer aber Mensch sagt, sagt viel Elend an Leib und Seele, viel Gebrechlichkeit, viel böse Neigung, viel Versuchung, viel „Last Gottes". Insofern also hatte in der Sage jener Hindo schon Recht, daß er sich von seinem Heidengott am Himmelsthor nicht abweisen ließ unter dem Vorwande, er habe nicht gekämpft, sondern darauf hinwies, er sei ja Mensch gewesen, und das heiße doch sein ganzes Leben lang ein Kämpfer sein. Wir wollen darum lieber zu unsrer Demüthigung die Schande, die hie und da ein Skandal auf uns wirft, ertragen, und wollen beten, daß uns der heilige Geist mit seinen sieben Gaben reichlich versehen, mit Weibern aber verschonen möge.

Die katholische Kirche, schrieb letztes Jahr eine gewandte Feder in den „Historisch-politischen Blättern", kennt die Schwachheit der Natur, aber auch die Macht der Gnade. Seit achtzehn Jahrhunderten geht sie durch die Reihen ihrer Feinde, die mit tausend Argusaugen spähen. Die Welt fühlt, daß die Jungfräulichkeit so vieler ihrer Söhne und Töchter der Kirche schönster und erhabenster Schmuck ist. Daher der Triumph, wenn die Welt hier einen Flecken gefunden; daher die teuflische Schadenfreude, wenn auch nur in einem und dem andern der Krystall verdunkelt worden. Denn dann glauben die Anderen auch der katholischen Kirche zurufen zu können: „Du bist verwundet wie wir, du bist geworden wie einer aus uns". Für die Kirche ist nun freilich nichts so schmerzlich, als ihre auserwählten Kinder zu einem solchen Triumpfe der Welt — beitragen zu sehen. Darum ist es, zumal in unsrer Zeit, für jedes Glied des Klerus heilige Pflicht, durch ein makelloses Leben die Standesehre, die allen Priestern immerhin solidarisch obliegt, zu wahren.

Ich habe es schon gesagt, der Klerus ist gemäß seines Berufes die generatio quarentium faciem Dei, das auserwählte Geschlecht, das Gott und sein Angesicht sucht. Gott aber wohnt nicht in der Weltlust und verkehrt nicht in Gemeinschaft mit dem Zeitgeist, der eben nichts anders ist als der fleischgewordene Menschengeist. Wenn also der Klerus Gott und sein Angesicht in der Weltlust und beim Zeitgeist suchen will, so wird er über seinem Suchen eine generatio quærentium sæculum et peccatum, und es kann dann allerdings nicht fehlen, daß der Klerus, wenn der Sinn für die Bedeutung der Asceſe verkommt, der Verachtung vor Gott und Menschen anheimfällt. Die Kirche hat durch ihre Weihe einen Zaun um den Klerus gezogen und so dem Bösen gewehrt, Verderben in ihn hineinzutragen. Dieser schützende Zaun aber muß selbst wieder durch Asceſe, durch Entsagung und Selbstverläugnung, geschützt und gehütet werden. Wenn daher der Klerus diese nicht übt, wird der Zaun, den die Kirche um ihn gezogen, gar bald erbrochen sein, und das Verderben wird nicht blos von Außen in den Klerus hinein, sondern auch von Innen aus dem Klerus herausdringen: sittlich verheert wird er sittlich verheerend werden, und Fluch und Schande sich auf sein Wirken legen. Nun versteht sich doch wohl von selbst, daß von Entsagung,

Selbstverleugnung und überhaupt von einer ernsten Ascese bei einem Klerus nicht mehr die Rede sein könnte, der sich ermächtigt fühlte, mit Heirathsgedanken sich zu plagen und Freiersfahrten zu unternehmen. Ich meine, die ledigen protestantischen Pfarramts-candidaten könnten jedem in diesem Stücke den besten Aufschluß geben, der eines solchen Aufschlusses bedürftig wäre, und von den verheiratheten russischen Geistlichen berichtet ein Augenzeuge des „Correspondent“: „Die Weltgeistlichen, meist Söhne von Geistlichen, immer schon vor der Ordination, also meist in früher, unreifer Jugend und zwar gewöhnlich mit einer Priestertochter verheirathet, und Väter einer häufig zahlreichen Nachkommenschaft, kämpfen bei der Entblößung einer durch den russischen Kaiser beraubten Kirche mit Noth und Armuth, müssen oft mit eigener Hand ihr Feld bebauen, und sind nur allzu oft dem Nationallaster des Trunkes ergeben.“ Daher macht es immer einen unaussprechlich traurigen Eindruck, wenn man zur Entschuldigung gewisser Aergernisse der Aufhebung des Cölibats das Wort reden hört. Wir bedauern jedes Aergerniß, aber wir wollen nichts wissen von Aufhebung des Cölibats, und zwar im Interesse der Kirche und des Klerus selbst. Wie unsere „Doctrinäre in der Theologie“ und die „Priester der deutschen Wissenschaft“ jetzt wieder meinen, die höhere Wahrheit durch die irdische entbehrlich zu machen, so nehmen sich auch Viele jetzt der kirchlichen Zucht fortdauernd mitleidig und mildthätig an und suchen ihrer höheren Ascese die hausgesponnene Moral der Zeit, und theilweise auch die politisch-polizeiliche Gewalt zu unterschieben. Davor aber behüte Gott den katholischen Klerus. Ich wiederhole: Weiber können nicht geben, was sie nicht haben; der katholische Klerus aber braucht den Geist und die Kraft Gottes, um die Welt, das Fleisch und den Teufel zu besiegen und Andere diesen dreifachen Feind der Seelen besiegen zu lehren.

„Wenn zu jeder Zeit, sagt der geistvolle Bischof von Mainz, die siegende Kraft der Kirche wesentlich von der Heiligkeit der Priester abhängt, oder was dasselbe ist, von der Aehnlichkeit mit Christus selbst, der ein sich wesentliches Werkzeug fordert, um durch dasselbe selbst zu wirken, so ist das insbesondere der Fall in unserer Zeit, dem Geiste gegenüber, den wir zu bekämpfen haben. Nicht durch äußeren Glanz, nicht durch eine mächtige äußere

Stellung, sondern nur durch die Heiligkeit des Priesterthums kann der antichristliche Geist überwunden werden, der jetzt in der Welt herrscht." Die modernen Kirchengesetze aber, wie sie bereits im deutschen Reiche und in der Schweiz in Blüthe stehen und auch sonstwo schon in's Kraut schießen, sind nicht dazu geeignet, unter dem Klerus die priesterliche Heiligkeit, oder die Aehnlichkeit mit Christus in Geist, Gesinnung und Wandel zu fördern, wohl aber dazu, dieselbe zu vernichten und unter dem Titel „nationale Bildung" das Heidenthum mit seinen Grundsätzen und Sitten auch an den Klerus zu bringen. Darum schließe ich dieses Kapitel mit einem „Glückauf!" an den katholischen Klerus und mit der Erinnerung an jenen Psalm, unter dessen Absingung jeder Kleriker in den geistlichen Stand getreten: „Der Herr ist der Antheil meines Erbes, der mir mein Erbe ersetzt. Ein herrliches Loos ist mir zugefallen, eine herrliche Erbschaft ist mir geworden. Ich will loben den Herrn, der mir Verstand gegeben hat; dazu mahnen mich bis in die Nacht hinein meine Nieren." Denn: quis ascendet in montem Domini aut quis stabit in loco sancto ejus? — Innocens manibus et mundo corde, qui non accepit in vano animam suam nec juravit in dolo proximo suo. Hic accipiet benedictionem a Domino". Bezüglich der modernen Präsente aber, die man ihm jetzt von verschiedenen Seiten machen möchte, dürfte es hinreichen, wenn der katholische Klerus seinem Morgen- und Abendgebet die Bitten anhängt: Vor der „nationalen Bildung": bewahre uns, o Herr!

Vor der „deutschen Wissenschaft": bewahre uns, o Herr!

Vor der Gunst und Gnade des modernen Zeitgeistes: bewahre uns, o Herr!

Vor Aufhebung des Cölibats und deren Folgen, vor Weibern: bewahre uns, o Herr!

Von allem Uebel, namentlich den modernen Kirchengesetzen, erlöse uns, o Herr, und zwar bald!

Schluß.

„Huhu! Ich witt're Morgenluft. Rapp, tummle dich von hinnen!" meinte der gespensterhafte nächtliche Reiter in Bürger's „Lenore". Es erscheinen nun aber in der That so trostreiche Zeichen und Hoffnungssterne für uns Katholiken am politischen Himmel, daß unsere nüchternsten Männer trotz der Trübe, die noch allum herrscht, es unverhohlen mit Herrn v. Windthorst aussprechen, es beginne bereits in den Geistern zu tagen. Nicht blos das Wehen der „Morgenluft" wollen Viele schon verspüren, sondern auch schon das Morgenroth einer neuen christlichen Aera aufsteigen sehen. Im Jahr 1837 sang der mitgefangene Kaplan des glorreichen Erzbischofs Clemens August auf der Festung Minden:

Und Ahndung will durchzucken
Manch Herz noch kalt und stumpf:
Die Kirche werde feiern
Den nahenden Triumpf.

Und schon im Jahr 1840 ist diese „Ahndung" vielfach wahr geworden. Eine gleiche „Ahndung vom nahenden Triumpf der Kirche" geht aber, wie gesagt, auch jetzt wieder durch die Katholiken. Anlaß hiezu bieten die großartigen Pilgerzüge zunächst in Frankreich, Belgien und England, welche sich in eine wahrhaft riesenmäßige Demonstration des Christenthum's gegen das moderne Heidenthum und seine Gevatterleute ausgestalten und die gegenüber dem heutigen Zeitgeist, der aus den modernen Regierungen, Ministern, Reichskanzlern und Fürsten heraus die christlichen Gewissen tyrannisirt, die leibhaftige Collectiv-Erklärung sind: Wir sind Christen und wollen es bleiben; wir anerkennen Jesus Christus als unsern Herrn und Gott, und die von ihm gegründete Kirche als die einzige Stätte des ewigen Heils. Kein Wunder also, daß

es denn auch den modernen Staatsmännern und allen, die mit ihnen laufen, zu Muthe ist wie jenem nächtlichen Reiter, der da wußte, daß er — nur mehr wenig Zeit hatte und als Todter um so schneller drauflos ritt: „Huhu! ich wittre Morgenluft!" So rief schon am 8. Juni letzten Jahres die „Gazetta d'Italia" — nur in anderen Worten, wenn sie schrieb:

„Die Wallfahrten in Frankreich werden so häufig und gewinnen täglich sowohl durch die Zahl als durch die sociale Stellung der Pilger eine solche Bedeutung, daß es Kurzsichtigkeit verriethe, wenn man sie einfachhin für eine lächerliche und unschuldige Kundgebung bigotter Menschen ausgeben wollte. Bedenkt man ferner, daß diese fanatischen Aeußerungen religiösen Eifers Arm in Arm mit den neuen politischen Bestrebungen gehen, welche in jenem Lande die Oberherrschaft zu erringen scheinen; und daß sie besonders Eins sind mit den jüngsten Akten der Versailler Kammer, so wird es für Jedermann augenscheinlich, daß auf dem unruhigen Boden Frankreichs eine neue religiös-politische Revolution keimt, deren umfassende Größe wir für den Augenblick gar nicht berechnen können." Nach einigen Ausbrüchen starken Affekts fährt die liberale Elster fort: „Der Feind, den man heutzutage bekämpfen muß, ist das Böse selbst, welches in der Gestalt der Revolution in den Eingeweiden der modernen Gesellschaft wühlt. Dieses Fieber der Umwälzung, das in uns gefahren, löst das sociale Leben und macht uns bang vor dem Morgen. Im wilden Treiben der Interessen und glühenden Leidenschaften nimmt der Glaube ab, wird die Religion gehöhnt, seufzt die Kirche in Banden und schmachtet ihr Oberhaupt als Gefangener im Vatican. So und ähnlich wird den unwissenden und abergläubigen Gläubigen jeden Tag von katholischen Fanatikern vorgepredigt, und es ist kein Wunder, wenn ihre Worte auf dem unruhigen französischen Boden ein weites und gewaltiges Echo finden." Endlich schließt das Blatt mit der Kraftsentenz: „Nichts steht gegensätzlicher zum Geiste des Christenthums, als die barbarischen Gehässigkeiten und die wilden Bittrufe, womit die französische Bigotterie täglich den Thron Gottes ermüdet." Dasselbe heulen uns tagtäglich die deutschen Blätter vor. Rechtschaffenen Leuten wird es unheimlich beim Anbrechen der Nacht, den modernen „nächtlichen Reitern" aber beim Anbrechen des Tags: sie sind beunruhigt, daß es in lichteren

Höhen wieder ruft: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden". Darum brüllen sie über die großartigen Pilgerfahrten tollwüthig mit dem französischen „Figaro" in die Welt hinaus: „Wir sind verrückt". — Das bestreiten nun freilich wir Katholiken, wenn sie uns ausnehmen, den modernen Heiden in keiner Weise; ja, Ihr seid verrückt, sonst müßte Euch diese merkwürdige Kundgebung des christlichen Geistes Manches zu denken geben; es müßte sich Euch von selbst die Ueberzeugung aufdrängen: Das ist der Finger Gottes! Er hat die Herzen aufgerüttelt und der Menschheit den einzig rettenden Weg, der aus dem großen Ruin herausführt, gezeigt, den Weg zum Fuße des Kreuzes. Es ist die Stimmung wie im Jahre 311, als der große Constantin nach der Weisung Gottes die heidnischen Fahnen verbrennen und seinem Heere das Kreuz als Panier vorantragen ließ, und in diesem Zeichen siegte. Von seiner siegbringenden Kraft hat aber dieses Zeichen noch nichts verloren. Das christliche Volk also, das dieses weiß, hofft auch jetzt wieder in diesem Zeichen den Sieg, und Euer Zittern und Aufschreien ist wahrlich Beweis genug: der Sieg, er wird uns werden.

Kommt aber dieser Sieg, ja was dann? — nun dann braucht Ihr Euch nicht zu fürchten, Ihr Männer der Revolution. Denn uns Christen ist die Rache verboten. Die Martyrer, sagen wir mit der ausgezeichneten Bonner „Reichszeitung", welche auf den Blutgerüsten oder von den Kugeln der Empörer fielen, haben wir Euch längst verziehen. Die Rechtsverkürzung, welche Ihr den Ultramontanen so reichlich zugemessen, die Tyrannei, welche Ihr gegen ihr Gewissen mit allerlei Gesetzen legalisirt, die brutale Gewalt, die Ihr an ihrer Religion und Kirche verübt habt, wir werden sie nicht rächen; wir sehen in Euch nicht unsere Feinde, wir sehen in Euch nur Verirrte, nur Bethörte und empfehlen Euch Gottes Milde beim Gericht, das auch einmal über Euch ergeht. Ja, noch mehr, Tausende von uns beten für Eure Bekehrung mit demselben Herzen und denselben Lippen, womit sie beten, daß das Kreuz wieder zu Ehren komme, daß im christlichen Staate wieder das Wort Carl's des Großen Anerkennung finde: Christus lebt, Christus herrscht, Christus triumpfirt! Wenn Ihr darum noch zu denken vermöchtet, so würde Euch trotz Eurer vermeintlichen Siege über Gott, die Kirche und den Papst

zu Muthe werden, wie Eurem Freunde Urbano Ratazzi, der, ehe er sich letztes Jahr sterben legte, einem ihm bekannten, ehrwürdigen Priester aus Piemont voll tiefer Trauer sagte: „Beten Sie für mich zu Gott, daß Er mich nicht ewig verdamme".

Was aber ganz besonders unsere ultramontane Hoffnung hebt und stärkt, das sind die herrlichen Männer aus der katholischen Laienwelt, die für unsere heilige Kirche auf den Kampfplatz getreten. Ich will hier einmal wieder an jenen großen Mann erinnern, dessen Name in Irlands Geschichte für alle Zeiten steht: ich meine O'Conell. Er hat sein ungeheures Talent, seinen imponirenden Ernst, seine unermüdliche Ausdauer, seine seltene Klugheit, seinen unbeugsamen Muth, seine glühende Vaterlandsliebe, seine gewaltige Beredsamkeit, seine umfassende Rechtskenntniß und natürlichen Rechtssinn, der ihn stets Hand in Hand mit der Gesetzlichkeit führte, nur dazu benützt, den katholischen Irländern ihre kirchlichen und bürgerlichen Rechte, ihre kirchliche und bürgerliche Freiheit wieder zu erkämpfen. Er brachte ungeheuere Opfer, machte Reisen, hielt Versammlungen, gründete die große „katholische Association", mahnte seine Mitbürger zur Mäßigung und Gesetzlichkeit, setzte auf die kühnste Weise seine Wahl in's Parlament durch und that Alles, nur um den Katholiken ihre Rechte zurückzuerobern. Dabei kannte er nie das System der Abschlagszahlung, gab sich nie zufrieden mit einem Stücke, er forderte vom Recht — das Ganze. Er wollte die Engländer zwingen, sich zu jenem Ausspruch zu bekennen, welchen der Herzog von Sussex, der vierte Bruder des Königs, einen Tag nach dem Siege der Emancipationsbill, am 11. April 1829, im Oberhause sprach: „Ausschließung ist kein Theil unsrer Verfassung, sondern ein wilder Auswuchs. Gleiches Gesetz und gleiche Gerechtigkeit gebühren jedem geborenen Britten. Es ist sein Geburtsrecht, das ihm durch die magna Charta zugesichert ist, deren Worte also lauten: Nulli vendemus, nulli negabimus, nulli differemus rectum vel justitiam". Allenthalben thätig für die Kirche, als Advocat, vor Gericht, im Parlament, in der Volksversammlung, in der Literatur, ist O'Conell so recht eigentlich der Heerführer der irischen und englischen Katholiken geworden.

Sind nun zwar unsere katholischen Männer, die eben „die Schlachten Gottes schlagen", auch noch nicht ganz so groß, wie

der geniale Heerführer der katholischen Iren, so haben sie doch alles Zeug, wie viele Proben beweisen, es zu werden. Von den „treuen Zeugen" im berliner Land- und Reichstag ist dies bekannt, und ich war nicht der letzte, der in der katholischen Ehrenhalle die Stelle bezeichnete, wo ihre Namen für kommende katholische Geschlechter glänzen sollen: der Epilog im „modernen Recht" ist ihnen gewidmet. Aber außer ihnen haben bereits noch andere Männer die katholische Fahne hochgehalten, die es verdienen, daß ihre Namen beim katholischen Volke in Ehren bleiben. Ich will darum noch einige dieser Namen hier nennen, damit sie nicht vergessen werden, zugleich aber auch bemerken, daß jene, die ich nicht nenne, dessen nicht bedürfen; das katholische Volk kennt sie und wird sie in Ehren halten. Voran die drei Edelleute, die auf einer Katholikenversammlung zu Bonn dem heiligen Vater ihre Gratulation darbrachten, als er bezüglich des modernen deutschen Kaiserreichs an das verhängnißvolle „Steinchen" erinnerte, das als Strafe für die angeschürte Kirchenverfolgung leicht zum zertrümmernden Steine werden könnte: ich meine den geistreichen Grafen von Hompesch, den unerschrockenen Freiherrn Felix von Loe und den jungen talentvollen, ritterlichgesinnten Freiherrn von Böselager. Die Bonner Staatsprokuratoren, Angehörige einer jetzt in Preußen vielbeschäftigten und thätigen Zunft, machten sich durch zwei oder drei Instanzen viel zu schaffen, die drei edlen Herren in's Gefängniß zu bringen. Aber alle Ungläubigen mußten einmal wieder zugeben, daß es auch heute noch Wunder gebe — selbst in der modernen Justiz: sie wurden durch alle Instanzen — freigesprochen. Jetzt Folletête, der muthige und beredte Vertheidiger des katholischen Juravolkes im Berner Großrath, der letztes Jahr eine katholische Versammlung eröffnete mit folgenden Worten: Katholische Mitbürger vom Jura! Man hat gesagt, wir selbst seien gleichgiltig gegen die Gewaltmaßregeln, welche man gegen den katholischen Glauben in unserm Vaterlande zur Anwendung gebracht; wir erheben Protest gegen diese infame Lüge, und zum Zeichen, daß wir unsern katholischen Glauben und unsere unerschütterliche Anhänglichkeit an die Kirche und ihre Institutionen vor der ganzen Welt bekennen dürfen, erhebet mit mir die Hände zum Himmel und sprechet aus der Tiefe eurer katholischen Herzen unser katholisches Credo!" Jenen nun die bereits

einer großen Katholikenversammlung beigewohnt, braucht man's nicht, und jenen, die ihr noch nicht beigewohnt, kann man's nicht beschreiben, was für einen ergreifenden Eindruck solch feierlicher Akt auf Theilnehmer und Zuschauer macht. Der Berichterstatter hatte Recht, wenn er einfach sagte: „Der Eindruck, den diese viertausend Männer hervorbrachten, welche entblößten Hauptes, die Hände gen Himmel gefaltet, mit fester Stimme das katholische Glaubensbekenntniß beteten, läßt sich nur fühlen, aber nicht beschreiben." Wir lasen aber diese wenigen Worte mit Thränen in den Augen. Aber auch der brave Bürgermeister von Delsberg im Jura soll hier nicht vergessen sein. Er brachte bei einem officiellen Mahle, das anläßlich des Beginnes eines Eisenbahnbaues in Delsberg gegeben wurde, in Gegenwart einiger berner Regierungsräthe einen Toast aus, und zwar „auf die Eisenbahnen, die es den jurassischen Katholiken erleichtern, anderwärts eine katholische Messe zu hören in diesen Zeiten der religiösen Toleranz." Das beweist aber, daß der Bürgermeister von Delsberg entschlossen ist, auch Hindernisse zu überwinden, auch Opfer zu bringen, um seine katholische Christenpflicht zu erfüllen; es beweist, daß er nicht gewillt ist, auf das Anhören der h. Messe zu verzichten, weil es der ungerechten Berner Regierung beliebt hat, den Katholiken ihre Kirchen zu schließen; wenn es nicht anders geht, setzt er sich in die Eisenbahn und fährt in's Ausland, um dem h. Opfer beizuwohnen. Ja es beweist, daß der brave Bürgermeister sich am Ende nicht einmal viel daraus macht, den Herren sein Aemtchen vor die Füße zu werfen, wenn er es nicht mehr versehen dürfte, ohne dabei sein katholisches Gewissen zu verletzen; das verräth Charakter. Darum gefällt mir der Mann und sein Toast, und ich räume ihm gerne hier ein Plätzchen ein. Hier auch einen Blick — nach Italien. Dort steht die moderne Wirthschaft mit allem, was sie mit sich führt, in solchem Flor, daß die Katholiken der übrigen Welt fast alle der Meinung sind, in dem „Lande, wo die Citronen blühen", gebe es, den heiligen Vater und seine Getreuen ausgenommen, nur mehr Spitzbuben, Halunken, Diebe und den bekannten "Ehrenmann". Das genannte Land hat nun wirklich großen Ueberfluß an dieser Waare, aber trotzdem gibt es dort doch auch noch brave Männer, vor denen wir mit aller Ehrerbietung, den Hut ab-

nehmen dürfen, und das in einem Stande, worin man sonstwo christliche Männer nicht oft mehr sucht noch zahlreich findet, im Advokatenstande. Um so mehr dürfte es meinen verehrten Lesern Freude machen, zu erfahren, daß am 25. Mai letzten Jahres nach dem Vorgange des wackeren Advokaten Caucione von Turin, eine Deputation italienischer Advokaten sich zum heiligen Vater begab, um gegen die blasphemischen Insulte zu protestiren, die der General-Staatsprokurator des Königs von Italien in der Zeitung „Capitale" zu Rom ungestraft über Christus drucken und verbreiten ließ, und daß diesem Proteste, den die „Unita cattolica" veröffentlicht, in kurzer Zeit 487 Advokaten aus ganz Italien beitraten. Sie haben gewiß das Bravo verdient, das ihnen der heilige Vater gespendet: 487 katholische Advokaten in einem Lande wie Italien — sind viel, und ein Grund zu hoffen — auch für Italien.

Seien wir also unbekümmert; unsere Zeit bringt uns gewiß noch manchen vollgiltigen O'Conell, vielleicht noch eher und zahlreicher als die ebenbürtigen Athanasius, die Ambrosius und die Propheten Nathan.

Solche Aussichten trösten nun allerdings die Katholiken in etwas für so manche Täuschung, die ihnen da und dort so mancherden sie für einen Mann, einen Charakter gehalten, bereitet. Aber gerade diese Andeutung mahnt uns, in unseren Hoffnungen mäßig zu sein, diese jedenfalls nicht auf Menschen, sondern einzig und allein auf Gott zu setzen und das Wort „Triumpf der Kirche" richtig zu verstehen. Die katholische Sache, schreibt ein geistvoller Mann, triumpfirt immer, die Katholiken fast niemals. Und das ist, fügt er bei, ganz gerecht, für die Katholiken auch nützlich. Die beste Gelegenheit aber, die sich ebenso der katholischen Sache als auch den Katholiken zum triumpfiren bietet, ist die Zeit der Verfolgung. Denn diese liefert jedesmal den Beweis, daß das Bild, das man unlängst zu Aachen an den Straßenecken angeschlagen, ganz der historischen Wahrheit entsprach, wenn es eine Kirche vorstellte, mit einem starken Strick umschlungen, an dem der deutsche Reichskanzler zog und riß, und den Teufel neben ihm, der aufmerksam zuschaute. Dieser frag'e endlich: „Was machst du hier?" — „Ich muß diese Kirche bei Seite schaffen". — „So die

Kirche willst du wegschaffen! schöne, zeitgemäße Beschäftigung! und wie lange glaubst du damit Arbeit zu haben?" — „In längstens drei bis vier Jahren ist es geschehen". „Gratulire! ich arbeite schon über achtzehnhundert Jahre daran und habe es noch nicht zu Stande gebracht. Wenn du diese Arbeit in drei bis vier Jahren fertig bringst, dann trete ich dir meine Stelle ab." Nun ja, der Teufel hat Recht und spricht aus Erfahrung. In der Verfolgung bewähren sich die Katholiken, aber noch mehr die katholische Sache, und Freunde und Feinde erkennen es dann, daß die katholische Kirche auf einen Fels gegründet ist und der Allmächtige sie obendrein in seinen besonderen Schutz genommen. Also nochmals: seien wir in unseren Hoffnungen mäßig und verstehen wir den „nahenden Triumph der Kirche" richtig; bringen wir die Verfolgung dabei ja mit in Rechnung!

Viele wohlmeinende, aber schwache Seelen verstehen unter „Triumph der Kirche" weiß Gott was für ein paradiesisches Leben und glückseliges tausendjähriges Reich auf Erden und erwarten diesen Triumph jetzt Tag für Tag; unsere zahlreichen Prophetenstimmen — ich will sie nicht einmal viel tadeln, haben ja auch oft genug Jahr und Tag und Stunde genau bezeichnet, wo der besagte Triumpf eintreffen müsse. Nun ist schon wieder das Jahr 1873 zu Ende und jener Triumph läßt immer noch auf sich warten. Daher sind diese Katholiken etwas muthlos und wankelmüthig, beginnen zu zagen und das Vertrauen zu verlieren. Solchen Katholiken erlaube ich mir aber zu sagen, daß das Eine wie das Andere gar nicht katholisch ist. Der Heiland hat es uns doch deutlich genug prophezeit, daß es uns nicht besser ergehen werde, als es Ihm ergangen ist: „mundus vos odio habebit; und Viele werden sogar glauben, unserm Herrgott einen Gefallen zu erzeigen, wenn sie euch kurzweg todtschlagen". Und sankt Paulus macht wahrlich auch kein Hehl daraus, was wir in dieser Welt und von dieser Welt alles zu erwarten haben: „diejenigen, die fromm in dieser Welt leben wollen, müssen durch viele Trübsale gehen." Halten wir uns also an diese Propheten und verstehen wir unter dem Triumpf, den die Kirche feiern werde, zunächst dies, daß keine Macht der Welt, keine Macht der Hölle unsere katholische Kirche jemals überwältigen, jemals vernichten werde; aber vergessen wir dabei niemals, daß Kirche, Christenthum und

Erlösung eine Gnade Gottes ist, daß aber ganze Völker und Welttheile sich dieser Gnade unwürdig machen können; Gott selbst ist es dann, der ihnen diese Gnade entzieht, sie sich und ihrem „verwerflichen Sinne" überläßt, weil sie ihre eigenen Wege wandeln, die böse sind. Wenn darum aus einem bisher christlichen Lande oder ganzen Welttheile die Kirche und mit ihr das Christenthum und die Gnade der Erlösung ausgeboten und verdrängt wird, so ist das ein schweres Strafgericht Gottes — nicht für die Kirche, sondern für jene, die in solchem Lande wohnen. Vielfache Anzeichen aber möchten Einen manchmal bestimmen, an ein solches Strafgericht Gottes für gewisse europäische Völker und Länder, jetzt z. B. für Deutschland zu glauben, denn wahrlich, unwürdiger kann man sich der Erbarmung Gottes, die sich im Christenthum und in der Kirche offenbart, nicht mehr machen, als dies gewisse, europäische Völker, Regierungen und Fürsten gethan haben. Wenn darum unser Herrgott in seinen Rathschlüssen beschlossen hätte, von solchen Völkern die Wahrheit des Evangeliums und ihre Hüterin, die Kirche, hinwegzunehmen, dann hätten wir wohl Ursache, Lamentationen anzustellen, aber nicht über die Kirche, als sei sie besiegt und überwältigt worden, sondern über jene, die nun ohne die Kirche und ihre Gnaden leben sollen und leben wollen.

Den Cardinal Pacca, der am Ende des letzten Jahrhunderts von den Zinnen der englischen Veste Gibraltar aus nach der Küste von Afrika hinüberschaute, wandelte bei diesem Ausblick eine tiefe Wehmuth an; es zogen da an seinem Blicke die vergangenen Jahrhunderte, die zahlreichen herrlichen Kirchen, die ehedem der Küste des mittelländischen Meeres entlang geblüht, die großen katholischen Männer vorüber, ein h. Cyprian, ein h. Augustin, ein Optatus von Mileve, die dort einst für Gott und Christus und seine Kirche gestritten und gelitten; sie traten auf, um wieder zu verschwinden. Das erfüllte nun, wie der Cardinal selbst erzählt, seine Seele mit unsäglicher Wehmuth; es ward ihm so eigen um's Herz, und er dachte an die Prädestination. Es kam ihm der Gedanke, daß vielleicht, — wer weiß, ob es nicht im Geheimniß der Vorherbestimmung beschlossene Sache ist, — nach Jahrhunderten auf dem afrikanischen Ufer Einer steht, in gleiche Betrachtung versunken und mit ähnlicher Wehmuth erfüllt, wenn an seinem Geistesblicke die großen Länderstrecken Europa's, die jetzt noch christlich

heißen, dann aber vielleicht in's Heidenthum zurückgekehrt sind, vorüberziehen. Nun läßt sich leider Gottes nicht läugnen, daß finstere, unheimliche Mächte, vielfach beschützt und gefördert von der weltlichen Obrigkeit, die vollständig das Bewußtsein ihrer Sendung als Stellvertreterin Gottes verloren hat, in den Staaten Europa's verwüstend über die schönsten Pflanzungen der Kirche hinschreiten, um sie zu zerstampfen. Daher ist es gar nicht zu verwundern, wenn Einem bei solchen Zuständen Gedanken kommen, wie sie dem Cardinal Pacca schon am Eingang dieses Jahrhunderts kamen. Sollte es aber unser Herrgott wirklich zulassen, daß Europa, auf dem Wege fortfahrend, auf dem es jetzt von Tag zu Tag mehr den Abgründen des Verderbens zurutscht, das wird, was Afrika am Ende des letzten Jahrhunderts, wo Cardinal Pacca auf Gibraltar gestanden, gewesen ist, nämlich heidnisch, so ist und bleibt dann trotzdem die katholische Kirche, was sie ist, unüberwindlich. Daher erlaube ich mir nicht blos zaghafte Katholiken, sondern auch moderne Staatsmänner wieder einmal an des Engländer's Macaulay's, eines Protestanten, Worte zu erinnern: „Auf dieser Erde existirt nirgends und existirte niemals ein Werk menschlicher Politik, das der Prüfung und des Studium's so würdig wäre, als die römisch-katholische Kirche. Keine andere Anstalt, die noch besteht, trägt unsere Gedanken zurück in jene Zeiten, wo noch der Rauch von Opfern aus dem Pantheon aufstieg und im Amphitheater Flavian's sich die Tiger und Leoparden tummelten. Die vornehmsten königlichen Häuser datiren erst seit gestern, wenn man sie mit der Reihenfolge der Päpste vergleicht. Die Republik Venedig reicht weit zurück in's Alterthum, aber sie entstand nach dem Papstthum und war im Vergleich mit ihm noch jung. Sie ist lange nicht mehr, und das Papstthum besteht noch. Es ist noch da, nicht im Zustande des Verfalles und als Ruine, sondern voll Leben und jugendlicher Kraft. Die katholische Kirche sendet noch immer bis an die äußersten Enden der Welt Missionäre, die den nämlichen Eifer haben, wie jene, welche mit Augustin in der Grafschaft Kent an's Land stiegen, — Missionäre, die vor den feindlichen Königen mit derselben Zuversicht sprechen, wie Papst Leo vor Attila. Die Zahl ihrer Kinder ist jetzt größer, als jemals, und was sie in der alten Welt an Verlust erlitten, hat sie in der neuen längst gewonnen und mehr als ersetzt. Ihre geistliche

Gewalt erstreckt sich bereits über die Ebenen des Missouri und über das Kap Horn, Länder, die noch vor Ablauf eines Jahrhunderts wahrscheinlich eine Bevölkerung gleich der Europa's haben werden. Kein einziges Zeichen deutet an, daß das Ende dieser langen Herrschaft nahe sei. Sie hat den Anfang aller weltlichen Regierungen und aller Kirchen, die heute existiren, gesehen, und wir möchten wohl behaupten, daß sie bestimmt sei, auch deren Ende zu sehen. Sie war schon groß und geachtet, ehe die Sachsen ihren Fuß auf den Boden Englands setzten, ehe die Franken den Rhein überschritten, als noch die griechische Beredtsamkeit in Antiochien blüthe, als noch die Bilder im Tempel zu Mekka angebetet wurden. Sie kann also auch dann noch groß und geachtet sein, wenn einst ein Reisender aus Neu-Seeland an einem zerbrochenen Bogen der ungeheuren Brücke von London stehen bleibt, um mitten in unabsehbarer Einöde die Ruinen von St. Paul zu zeichnen . . .

Eine arabische Fabel erzählt, daß die große Pyramide noch von Königen, welche vor der Sündfluth lebten, erbaut sei, und daß sie von allen menschlichen Werken allein jene Fluth überdauert habe. Gerade so ist das Loos des Papstthums. Unter der großen Ueberschwemmung, welche die Revolution des vorigen Jahrhunderts veranlaßt, war auch das Papstthum begraben, und es ist gewiß nicht zu verwundern, daß im Jahr 1799 sogar verständige und scharfsinnige Beobachter denken konnten, die letzte Stunde der katholischen Kirche habe geschlagen; aber ihre tiefen Fundamente wurden nicht erschüttert, ihr Ende kam nicht, und als sich die Wasser senkten, erschien das Papstthum allein mitten unter den Trümmern der Welt, die ringsumher eingestürzt war. Die Republik Holland, das Kaiserthum Deutschland, der große Rath Venedigs, die alte Liga Helvetiens, das Haus Bourbon, die Aristokratie Frankreichs waren verschwunden. Nur die katholische Kirche stand unwandelbar aufrecht."

Was will nun dieser Kirche gegenüber, deren Grundstein in die Allmacht Gottes und seine Verheißung eingesenkt ist, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen, ein Verfolger von dem Charakter, wie ihn der italienische General Lamarmora in seiner Schrift „Etwas mehr Licht" entlarvt und gebrandmarkt hat — sie zertrümmern? — O schon gar viele Verfolger von gleichem

Charakter haben den Versuch gemacht, die katholische Kirche zu zertrümmern, sie sind aber jedesmal darüber zu Grunde gegangen; das gibt also ein Recht zu prophezeien, selbst ohne Prophet zu sein, daß der moderne Kirchenverfolger ein gleiches Ende nehmen werde.

Wenn man von der göttlichen Stiftung der Kirche überzeugt ist, und Jeder kann sich davon überzeugen, der unbefangen und vorurtheilsfrei die Weltgeschichte von Christi Geburt bis heute durchstudirt, so möchte man über jede neue Maßregel, die man jetzt Tag für Tag ergreift, um die katholische Kirche zu vernichten, jedesmal mit Carlos in Göthe's „Clavigo" ausrufen:

Da macht Jemand wieder einmal einen dummen Streich.

Aber die Angriffe sind doch zu ernst, die Lügen zu infam, die Verläumdungen, die selbst der König von Preußen in seinem Briefe an den Papst gegen uns Katholiken erhebt, zu schwer, die physischen und moralischen Mißhandlungen, die man sich kraft der modernen Gesetze gegen uns gestattet, zu brutal, als daß man in den Maßregeln der modernen Kirchenverfolger blos dumme Streiche erblicken könnte; nein, es sind etwas mehr als dumme Streiche, zumal man jetzt weiß, daß der deutsche Reichskanzler bei Beginn seines Krieges mit der katholischen Kirche alle seine auswärtigen Diplomaten engagirte, um die ganze Welt als Bundesgenossen mit in diesen Krieg zu ziehen, bei England bis jetzt ohne Erfolg, trotz der berüchtigten Artikel, die von Berlin aus erst in die „Times" eingeschmuggelt und dann, selbst per Telegraph, in's deutsche Reich zurückgebracht werden, um unkundige Leute zu täuschen, als denke John Bull über die katholische Kirche gerade so niedrig und gemein als der deutsche Michel im modernen Rock. Es sind also nicht blos dumme, sondern recht boshafte, ja infernale Streiche, die man einmal wieder, z. B. in Berlin, begeht. Aber dabei ist das gewiß: wo Lüge, Gewalt, Unrecht und alle schlechten Leidenschaften sich in dichten Haufen um ein Banner drängen, wie die Geier um ein Aas, das am Wege gefallen, so ist das sicher nicht jene Fahne, unter der ein guter Streit gestritten wird; denn das Schlechte, sagt Görres, mit dessen Worte ich schließe, hat seine Instinkte, die es auf seinen Wegen nicht irre führen und Seinesgleichen überall erkennen lassen. Eine Macht aber, die alle diese Fährten und Wege des Schlechten zu

sich gerichtet sieht, um in ihre Bundesgenossenschaft zu gelangen, hat alle Ursache zu erschrecken und in Zeiten mit ernster Ueberlegung auf den Ausgang Bedacht zu nehmen. Irgend eine Katastrophe, die man nicht erwartet, tritt ein, und das ganze Gebäude, das List und Gewalt aufgeführt, bricht zusammen. So ist es in der Geschichte schon zu hundertmalen geschehen. Möge man daher es sich wohl überlegen, ob es klug gethan ist, auf den eingeschlagenen Wegen fortzuschreiten. Die katholische Kirche, rein und klar in ihrem Rechte stehend, hat ein gutes Gewissen und Gott zum Hüter und Rächer; denn, wer ist wie Gott! steht auf ihrem Schilde in Flammenschrift geschrieben, und vor diesem Spruche erbleicht all irdischer Glanz in Nichtigkeit, vergeht all irdische Macht in Ohnmacht, und sank der Teufel sammt seinem rothen revolutionären Schweife in die Hölle.

Inhalt:

		Seite
1.	Prolog	3
2.	Eingang	17
3.	Wozu der Staat, wozu die Kirche?	30
4.	Welche Nachbarschaft haben Staat und Kirche von Gottes und Rechtswegen gegenseitig zu halten?	46
5.	Folgerungen für den Klerus:	
	a. Der Papst in seiner Stellung zum Staat	103
	b. Die Bischöfe in ihrer Stellung zum Staat	155
	c. Der niedere Klerus in seiner Stellung zum Staat	175
6.	Schluß	193

F
234.832 Freimuth, Philalethes
AUTHOR
F 865 Die katholische kirche
TITLE und die moderen staats-
manner
DATE DUE | BORROWER'S NAME

234.832
F865

Property of
CBF
Please return to
Graduate Theological
Union Library